

REZENSIONEN

Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)

Methoden und Wege der Landesgeschichte, hrsg. von SIGRID HIRBODIAN/CHRISTIAN JÖRG/SABINE KLAPP (Landesgeschichte, Bd. 1), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015. – 232 S., brosch. (ISBN: 978-3-7995-1380-7, Preis: 37,00 €).

Die am 26. September 2012 auf dem 49. Deutschen Historikertag in Mainz gegründete Arbeitsgruppe Landesgeschichte im Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands widmete sich auf ihrer ersten Fachtagung vom 6. bis 8. Juni 2013 in Tübingen dem Themenbereich „Methoden und Wege der Landesgeschichte“, deren Berichtsband am 27. November 2015 in der Alten Aula der Tübinger Universität gemeinsam mit dem 150. Band der Blätter für deutsche Landesgeschichte der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Die im Eröffnungsband der neuen Reihe „Landesgeschichte“ enthaltenen 13 Beiträge werden der Zielstellung der oben erwähnten Arbeitsgruppe gerecht, eine gründliche Bestandsaufnahme der Landesgeschichte vorzulegen und methodisch wie inhaltlich Perspektiven für eine Einordnung des Faches in europäische „area studies“ aufzuzeigen. SIGRID HIRBODIAN weist in ihrem Vorwort (S. 1-4) darauf hin, dass es den Initiatoren vor allem darum ging, „dass sich das Fach endlich auf seine Stärken besinnt“ (S. 1), indem neben der Arbeit von Geschichtsvereinen und Archiven auch eine regionenübergreifende Vernetzung der universitären Forschung und Lehre sichtbar werden sollte. Erreicht werden könne damit auch eine Positionierung innerhalb der Geschichtswissenschaft bezogen auf den Faktor Raum und eine seit dem Kieler Historikertag 2004 geforderte Berücksichtigung der internationalen Horizonsverweiterung.

Für die aktuell publizierten Beiträge markiert WERNER FREITAG („Die disziplinäre Matrix der Landesgeschichte. Ein Rückblick“, S. 5-27) das Profil der Landesgeschichte als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft, orientiert an der von JÖRN RÜSEN entwickelten Matrix, der er die fachliche Bilanz mit Stärken und Schwächen zwischen 1920 und 1970 zuordnet (vgl. J. Rüsen, Theorie der Geschichte, in: Das Fischer-Lexikon Geschichte, hrsg. von R. von Dülmen, Frankfurt a. M. 2003, S. 15-20). Als „einzige Konsequenz der von den Landeshistorikern vor 1945 praktizierten Bereitschaft zur unmittelbaren politischen Indienstnahme“ sieht Freitag die Forderung nach einer „politikfreien“ und „krisenfesten“ Forschung, aus der Theoretiker und Praktiker eine „breit angelegte, anfangs außerordentlich innovative [v. a. neuzeitliche Regional-]Forschung“ abgeleitet haben (S. 25). Was als Theorien und Themen „in unserer westlich orientierten Gesellschaft nichts mehr zu suchen habe“, die aber in Fachkreisen gelegentlich als Verlustzonen bezeichnet wurden (Beispiel Volk, Stamm, [Volks-]Gemeinschaft, „Verfassung“) sollten wir – so Freitag – „keine Träne hinterher weinen“. Unter Bezug auf Matthias Werner (2005) sieht der Referent die Landesgeschichte als „eine offene, methodenbewusste Wissenschaft“, die die „kleinen Räume“ unter „sämtlichen Aspekten menschlichen Handelns“ erfassen will, aktuell „zuständig qua Denomination für Bundesländer, Teile derselben oder historische Landschaften“, und als Forschergruppe bieten wir einem Adressatenkreis vom Studenten bis zur Politik fachlich begründete „Geschichtsbausteine“ an (S. 26).

Die Fachbeiträge des Berichtsbandes spiegeln die Profilierung von Landesgeschichte, schwerpunktmäßig dem Südwesten (Bayern, Oberrhein, Rheinpfalz, Württemberg)

zugeordnet, aber auch mit Ausblicken auf den mitteldeutschen Raum (Sachsen, Thüringen, Hannover, Hessen) seit dem frühen Mittelalter. Ein besonderes Augenmerk gilt der kulturgeschichtlichen Betrachtung von Städten und Territorien als modernes Forschungsparadigma. FERDINAND KRAMER („Landesgeschichte in europäischer Perspektive. Zusammenfassung und Diskussionsbeitrag“, S. 209-217) sieht eine „Anschlußfähigkeit“ der Landesgeschichtsforschung in europäischer Perspektive unter Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts als Desiderat und Chance: Interdisziplinarität und grenzübergreifende Kooperation mit Nachbarn (Beispiel „Euregio“, von der Europäischen Union bisher fast ausschließlich kleinräumig als Wirtschaftsgröße gesehen) helfen Potenziale im „Transformationsprozess der wissenschaftlichen Landesgeschichte“ zu erfassen und fachliche Ergebnisse unter dem Aspekt ihrer Relevanz für die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts zu fördern.

Wolfratshausen

Willi Eisele

CHRISTINA MECKELNBORG, *Tractatus de urbe Brandenburg*. Das älteste Zeugnis brandenburgischer Geschichtsschreibung. Textanalyse und Edition (Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, Neue Folge, Bd. 7), Lukas Verlag, Berlin 2015. – 224 S., 22 s/w u. 17 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-86732-215-7, Preis: 25,00 €).

Die „Sorge um den rechten Text“ (Horst Fuhrmann) hat zwar dazu geführt, dass der „*Tractatus de urbe Brandenburg*“ im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrfach gedruckt wurde, doch haben weder diese Editionen noch eine 1998 auf alter Grundlage für das Internet neu aufbereitete Ausgabe zu einem befriedigenden Ergebnis geführt. Die bis dahin einzige bekannte Magdeburger Handschrift (Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Cop. Nr. 390) weist nicht nur zahlreiche Interpolationen auf, sondern auch einen stark verderbten Text. Dass man sich gleichwohl immer wieder um dieses relativ kurze, in den 1170er-Jahren entstandene Werk bemühte, ist damit zu erklären, dass es sich um die früheste erzählende Quelle zur Geschichte der Mark Brandenburg handelt und einen geradezu konstitutiven Akt der brandenburgischen Landesgeschichte behandelt, nämlich die Inbesitznahme der Burg Brandenburg durch Albrecht den Bären 1157 und ihre Vorgeschichte, die mit den Namen der Slawenfürsten Pribislav/Heinrich und Jaxa von Köpenick verknüpft ist.

Nur weitere Handschriftenfunde könnten eine bessere Textgrundlage schaffen. Vor wenigen Jahren publizierte MARTINA GIESE, jetzt Professorin für mittelalterliche Geschichte an der Universität Potsdam, die „Mitteilung über eine handschriftliche Entdeckung zum ältesten brandenburgischen Geschichtswerk, dem *Tractatus de captione urbis Brandenburg*“ (in: *Mitteilungsblatt der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg* e. V. 112 (2011) S. 73-76). Die Verfasserin hatte sogleich die Bedeutung der Abschrift des „*Tractatus*“ im Nachlass des kursächsischen Hofbibliothekars und -historiografen Georg Spalatin (Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, EGA, Reg. O 157) erkannt, der umfassendes Quellenmaterial für seine unvollendete Chronik der Sachsen und Thüringer gesammelt hatte. Allerdings bedurfte es nicht mehr des Hinweises von Giese, um die Forschung auf diese bedeutende Überlieferung aufmerksam zu machen, denn sie war längst von der Altphilologin CHRISTINA MECKELNBORG (Osnabrück) entdeckt worden, die sich schon seit längerem mit dem Spalatin-Nachlass beschäftigt hatte (Dies./A.-B. RIECKE, *Georg Spalatins Chronik der Sachsen und Thüringer. Ein historiographisches Großprojekt der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2011, dazu meine Besprechung in: *NASG* 84 (2013), S. 326-328).

Der „Tractatus“ selbst nimmt im vorliegenden Buch mit der parallel gestellten deutschen Übersetzung nur wenige Seiten ein (S. 110-119). Aber die Verfasserin ediert auch verwandte Texte wie eine kurze Chronik der Bischöfe von Brandenburg und damit zusammenhängende Aufzeichnungen (S. 122-135, ebenfalls mit deutscher Übersetzung) sowie als Anhang die Leitzkauer Textsammlung (S. 138-147) und die „Chronica principum de semine Billingi“ (S. 150-159). Quellenkritische Untersuchungen bilden ja nicht immer eine spannende Lektüre, aber in diesem Falle ist es doch einigermaßen spektakulär zu verfolgen, wie die Editorin die verschiedenen Textstufen herausarbeitet: Die älteste Fassung des „Tractatus“ entstand in den 1170er-Jahren im Umfeld Markgraf Albrechts des Bären und hatte die Funktion, die Inbesitznahme der Burg Brandenburg durch den Askanier zu legitimieren; dieser Text wurde im Laufe des Brandenburger Zehntstreits in den 1230er-Jahren durch Heranziehung dreier Urkunden des Brandenburger Domkapitels von 1161 und 1166 interpoliert – diese Textfassung überliefert die neu aufgefundene Abschrift Georg Spalatins in Weimar. Dieser interpolierte Text wurde wohl in den 1260er- oder 1270er-Jahren im Prämonstratenserstift Leitzkau, dem ursprünglichen Sitz des Brandenburger Domkapitels, erweitert, um gewisse Vorrechte Leitzkaus, wie die Mitwirkung an der Bischofswahl, zu belegen. Diese Fassung ist in der seit langem bekannten Magdeburger Handschrift zusammen mit weiteren historiografischen Aufzeichnungen überliefert, die von Christina Meckelnborg ebenfalls untersucht und ediert werden. Erst die Leitzkauer Überlieferung schreibt den „Tractatus“ einem gewissen Heinrich von Antwerpen zu, um dem Text eine größere Authentizität zu verleihen, doch handelt es sich um eine Fiktion; der tatsächliche Autor ist unbekannt.

Neueditionen von erzählenden Quellen führen vielfach zu stellenweise verbesserten Texten, haben selten aber so grundstürzende Folgen, wie in diesem Fall. Nun stehen der Forschung drei Textstufen derselben Quelle aus dem 12. und 13. Jahrhundert zur Verfügung, und die Brandenburgische Landesgeschichtsforschung wird sehen müssen, welche Konsequenzen dies für die Frühzeit des Landes hat.

Leipzig

Enno Bünz

Würzburger Ratsprotokolle 1432–1454, hrsg. von FRANZ FUCHS/ULRICH WAGNER, bearb. von Antonia Bieber unter Mitarbeit von Anna Marika Fersch/Katharina Räth (Fontes Herbipolenses. Editionen und Studien aus dem Stadtarchiv Würzburg, Bd. 9), Ferdinand Schöningh, Würzburg 2014. – XXIV, 543 S., 13 Abb. u. 1 Kt., geb. (ISBN: 978-3-87717-715-0, Preis: 49,00 €).

Das Würzburger Stadtarchiv verwahrt einen der ältesten Bestände an Ratsprotokollen auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik. Die frühesten Jahrgänge von 1432 bis 1454 liegen nun im Druck vor. Dies ist besonders erfreulich, harren doch viele städtische Amtsbücher des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit noch intensiver Untersuchungen, die erfahrungsgemäß häufig erst durch wissenschaftliche Editionen befördert werden. Gerade für das quellenreiche 15. Jahrhundert mit seiner fast explosionsartig anschwellenden Schriftlichkeit erleichtern es kritische Aufbereitungen entsprechender Quellen, Schneisen in das Dickicht der Überlieferung zu schlagen und eine systematische Auswertung im Hinblick auf die städtische Lebenswirklichkeit des späten Mittelalters durchzuführen.

Die vorbildliche Würzburger Edition setzt hinsichtlich der Aufbereitung eines ausgewählten Bestands Maßstäbe. Sie bietet sowohl wertvolle Einblicke in die politischen Entscheidungsprozesse auf städtischer Seite als auch in die teils konfliktbeladenen

Beziehungen zu Bischof und Domkapitel. Wie so häufig in der schriftlichen Überlieferung sind es vor allem Normen und Konflikte, die dem Leser entgegentreten. So finden sich neben Eiden städtischer Bediensteter immer wieder Vermerke über geleistete Urfehden von Personen, die sich in Auseinandersetzungen mit dem Rat befanden. Nachvollziehen lässt sich zudem, welche Ratsherren bei den Sitzungen tatsächlich anwesend waren.

Besonders erfreulich ist, dass die Protokolle auch – natürlich gebrochen durch die obrigkeitliche Perspektive und die Rechtfertigung der Beteiligten – Blicke auf die kleinen Geschichten des Alltags erlauben, die in ihrer Intensität und teilweise auch Komik kaum hinter jenen Episoden zurückstehen, die Arnold Esch immer wieder aus der Überlieferung der päpstlichen Kurie zu Tage gefördert hat. Da beschimpft der Hauptmann die Wächter am Beutlertor (S. 27) und Peter Wammes beschwert sich, von dem „alten Eber“ in den Dreck gestoßen worden zu sein, wobei es ihm dabei wohl noch ganz gut erging, denn ein Hermann Barfuß behauptet, von demselben älteren Herrn mit einem brennenden Büschel (wohl aus Stroh) attackiert worden zu sein (S. 135). Wenig stehen dem zwei Damen nach, deren unflätige Beschimpfungen gegeneinander das Protokoll ebenfalls detailliert verzeichnet (S. 141 f.).

Nicht nur aufgrund der geschilderten Episoden dürfte die gelungene Edition, die durch mehrere ausführliche Register erschlossen werden kann, zu weiteren Forschungen zur Würzburger Geschichte sowie zur vergleichenden Betrachtung städtischen Lebens im Spätmittelalter anregen. Es bleibt zu hoffen, dass die angekündigten weiteren Bände der Protokolle bald erscheinen und dem hohen Standard der vorliegenden Edition verpflichtet bleiben.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

Das sechste und siebente Stadtbuch Dresdens (1505–1535), hrsg. von THOMAS KÜBLER/JÖRG OBERSTE, bearb. von Jens Klingner/Robert Mund (Die Stadtbücher Dresdens (1404–1535) und Altendresdens (1412–1528). Kritische Ausgabe und Kommentar, Bd. 3), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2011. – 812 S., Tafeln, geb. (ISBN: 978-3-86583-238-2, Preis: 55,00 €).

Die spätmittelalterlichen Stadtbücher Dresdens und Altendresdens. Registerband, hrsg. von THOMAS KÜBLER/JÖRG OBERSTE, bearb. von Jens Klingner/Robert Mund (Die Stadtbücher Dresdens (1404–1535) und Altendresdens (1412–1528). Kritische Edition und Kommentar. Ausgabe in vier Bänden, Registerband), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013. – 294 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-760-8, Preis: 44,00 €).

In vier Bänden liegen die mittelalterlichen Stadtbücher von Dresden und Altendresden für den Zeitraum von 1404 bis 1535 nun vollständig ediert vor (siehe meine Rezensionen in: NASG 79 (2008), S. 279–282 (Band 1), 80 (2009), S. 357 f. (Band 2) und 81 (2010), S. 278 f. (Band 4)). Das Vorhaben wurde vom Leiter des Stadtarchivs Dresden, Thomas Kübler, und dem Mittelalterhistoriker Jörg Oberste (Universität Regensburg) mit Förderung der Stadt Dresden und der Ostdeutschen Sparkassenstiftung realisiert. Als Bearbeiter konnten die beiden von Oberste promovierten Mittelalterhistoriker Jens Klingner und Robert Mund gewonnen werden, die die Editionsarbeit in dem überraschend kurzen Zeitraum von sieben Jahren realisiert und somit ein Grundlagenwerk zur Dresdner Stadtgeschichte geschaffen haben.

Der in der Gesamtreihe als Band 3 gezählte, abschließende Editionsband enthält das Stadtbuch 6 (1505–1520), das von ROBERT MUND bearbeitet wurde, und Stadtbuch 7 (1521–1535), bearbeitet von JENS KLINGNER. Den beiden Editionsteilen vorangestellt sind die Editionsrichtlinien sowie die Auflistung und – soweit möglich – Identifizierung der Schreiberhände. Jeder Bearbeiter hat seinem Editionsteil zudem eine Einleitung vorangestellt, die über die Beschaffenheit des Stadtbuchbandes, die Schreiberanteile der diversen Stadt- bzw. Oberstadtschreiber, bei denen es sich durchweg um studierte Leute handelte, und über inhaltliche Aspekte Auskunft gibt. Bei den Bänden 6 und 7 handelt es sich um typische gemischte Stadtbücher, die zahlreiche privatrechtliche Vereinbarungen enthalten, aber auch städtische Satzungen, landesherrliche Verordnungen und andere Eintragungen von rechtlichem Belang, z. B. Urfehden. Die 622 Einträge in Band 6 und 660 Einträge in Band 7 wurden fast ausnahmslos in deutscher Sprache verfasst. Warum man sich für die Notiz über das Unglück beim Rathausbrand 1506 des Lateinischen bediente, bleibt rätselhaft (hier muss es auf S. 357 in der ersten Zeile „cuius anima [nicht Anna,] in pace requiescat“ heißen). Wie Jens Klingner darlegt, beschränkt sich Stadtbuch 7 im Wesentlichen auf Erbreechts- und Grundstücksangelegenheiten, und nach 1535 wurde entschieden, die Stadtbücher sachlich differenzierter fortzuführen (S. 370 f.). Ebenso verdeutlicht der Bearbeiter, dass die Stadtbücher zu Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch einen Teil der städtischen Überlieferung ausmachen, die nun aus weiteren Rechnungs- und Amtsbuchserien besteht.

Umso dankbarer ist die Forschung dafür, dass nun mit den Stadtbüchern zumindest ein wichtiger Zweig der städtischen Überlieferung ediert vorliegt. Zwar wurden die Bände 1 bis 4 bereits durch ein kombiniertes Personen- und Ortsregister erschlossen, doch wird die Edition nun gekrönt mit einem Registerband, der nicht nur getrennte geografisch-topografische und Personenregister enthält, sondern auch ein umfangreiches Sachregister (S. 211–282), dessen Lemmata der modernen Sprache entsprechen und für alle erdenklichen Fragestellungen offenstehen, wie z. B. die Lemmata Arbeiterlohn, Behinderung, Beinhaus, Dirne, Frühmesse, Garbude, Haarband, Hochzeit, Krankheit, Locat (Hilfslehrer), Trunkenheit, Wein bzw. Weinberg (beeindruckend viele Belege) zeigen. Nur wer den Dresdner Stollen sucht, geht leer aus, denn das Stichwort „Stollen“ verweist lediglich auf „Bergwerk“, nicht aber auf das Gebäck, obwohl dieses doch schon 1474 belegt sein soll (www.dresdnerstollen.com). Der Wert einer Stadtbuchedition erschließt sich der überregionalen Forschung erst durch ein solches Sachregister. Den Kenner der Stadt- und Landesgeschichte werden vor allem die zahlreichen Nachweise zur Topografie und Personen interessieren, aber darüber hinaus stellen gemischte Stadtbücher wie die hier edierten eine unerschöpfliche Quelle für alle erdenklichen Fragestellungen dar, und dafür sind verlässliche Sachregister unverzichtbar. Der Registerband wird durch eine Auflistung von Errata der Bände 1 bis 4 beschlossen (S. 289–294).

Den Herausgebern und Bearbeitern gebührt der große Dank der Landes- und Stadtgeschichtsforschung für die Vorlage dieser grundlegenden Edition, die einen bedeutenden Quellenbestand editorisch zuverlässig erschließt und damit ein schier unerschöpfliches Material für die weitere Auswertung zur Verfügung stellt. Man kann nur hoffen, dass dieses Quellenwerk auch andere Kommunen dazu ermutigen wird, ihre Stadtbücher edieren zu lassen. Gerade solche Amtsbücher mit ihrem vielfältigen Inhalt stehen der Forschung erst uneingeschränkt zur Verfügung, wenn sie vollständig gedruckt sind. Die Dresdner Stadtbuchedition setzt dafür neue Maßstäbe.

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Vollständige Neuedition, hrsg. von IRENE DINGEL, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014. – VIII, 1712 S., 25 Abb., Ln. (ISBN: 978-3-525-52104-5, Preis: 70,00 €).

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien, Bd. 1: Von den altkirchlichen Symbolen bis zu den Katechismen Martin Luthers, hrsg. von IRENE DINGEL, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014. – X, 969 S., 4 Abb., Ln. (ISBN: 978-3-525-52105-2, Preis: 90,00 €).

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien, Bd. 2: Die Konkordienformel, hrsg. von IRENE DINGEL, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014. – VI, 643 S., Ln. (ISBN: 978-3-525-52102-1, Preis: 90,00 €).

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche beruhen auf dem Konkordienbuch von 1580, das in Dresden gedruckt wurde und exemplarisch deutlich macht, welche Bedeutung Kursachsen nicht nur als „Mutterland der Reformation“, sondern auch als Bewahrer der lutherischen Lehre in den Herausforderungen des Konfessionellen Zeitalters und darüber hinaus gespielt hat. Eine Neuedition der evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften muss deshalb auch von der sächsischen Landesgeschichtsforschung zur Kenntnis genommen werden.

Die vorliegende Ausgabe löst die zweibändige Edition der Bekenntnisschriften ab, die „im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession 1930“ erschienen ist und seitdem 13 Auflagen erlebt hat. Die Neuausgabe liegt nun in einem fast schon etwas sperrigen Band vor, der auf 1712 Druckseiten angewachsen ist, was auch einem etwas großzügigeren, lesefreundlicheren Layout geschuldet ist. Die Neuausgabe präsentiert – siehe die Editionsrichtlinien (S. 1) – den Erstdruck oder einen „Textus receptus“, möchte also die Texte in der Fassung vorlegen, die rezipiert wurde und verzichtet damit auf die „Rekonstruktion von Urfassungen“ (Vorwort, S. V). Der Herausgeberin Irene Dingel, Direktorin des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, ist es gelungen, eine namhafte Gruppe von Experten zusammenzuführen, die gemeinsam mit ihr diese Großaufgabe bewältigt und das Ergebnis pünktlich vor dem Reformationsjubiläum 2017 vorgelegt haben.

Der erste Band enthält Titelblatt und Vorrede zum Konkordienbuch von 1580, dem eine Einleitung von IRENE DINGEL zu den Bekenntnisschriften vorangestellt ist (S. 3-33, hier S. 28 ff. die lange Liste der Fürsten und Städte, die das Konkordienbuch angenommen haben, an zweiter Stelle Kurfürst August von Sachsen). Die Abfolge der weiteren Texte ist durch das Konkordienbuch festgelegt: Die altkirchlichen Symbole, nämlich das apostolische Glaubensbekenntnis, das Nicaeno-Constantinopolitanum und das Athanasianum (bearb. von ADOLF MARTIN RITTER, S. 37-60), die Confessio Augustana (bearb. von GOTTFRIED SEEBASS und VOLKER LEPPIN, S. 65-225), die Apologie der Confessio Augustana (bearb. von CHRISTIAN PETERSEN, RAFAEL KUHNERT und BASTIAN BASSE, S. 229-709), die Schmalkaldischen Artikel (S. 713-785) sowie De potestate et primatu papae tractatus (bearb. von KLAUS BREUER und HANS-OTTO SCHNEIDER, S. 789-837), Luthers Katechismen (bearb. von ROBERT KOLB, S. 841-1162), die Konkordienformel (bearb. von IRENE DINGEL, S. 1165-1607) und der Catalogus testimoniorum (bearb. von MARION BECHTOLD-MAYER und JOHANNES HUND, S. 1611-1652). Allerdings präsentiert die Neuedition, wie schon die frühere Ausgabe, nicht bloß den Inhalt des deutschen Konkordienbuchs, sondern auch die lateinischen Fassungen der 1584 publizierten Ausgabe. Der Abdruck der einzelnen Texte folgt

allerdings nicht dem Wortlaut des Konkordienbuchs, sondern älteren Ausgaben, wober die den Abdrucken vorangestellten Einleitungen jeweils Auskunft geben. Die Editionen sind mit einem knappen textkritischen Apparat mit Nachweis der Varianten und zum Teil auch einem wirkungsgeschichtlichen Apparat mit Nachweis der Veränderungen in anderen Ausgaben versehen, und mit Sachanmerkungen, die auf Bibelstellen und andere Vorlagen verweisen, aber auch inhaltliche Erläuterungen und Hinweise zum Textverständnis geben.

Ein Novum gegenüber der Ausgabe von 1930 ist nun die Beigabe von zwei Bänden mit Quellen und Materialien. In Aufbau und Gestaltung der edierten Texte folgen sie dem ersten Band, zu dem – wie es immer wieder in den Überschriften heißt – „Texte und Kontexte“ geboten werden. Für das Augsburger Bekenntnis bedeutet dies etwa, dass der Bearbeiter VOLKER LEPPIN die Schwabacher Artikel, die Marburger Artikel, die deutsche Übersetzung der lateinischen Fassung von 1530, den Entwurf der Vorrede vom Juni 1530, Auszüge aus der Abschrift Spalatin, die Brandenburgisch-Ansbachische Lehrfassung und weitere Fassungen bis hin zur *Confessio Augustana variata tertia* 1542 bietet (S. 37-218). Luthers Katechismen werden von den Bearbeitern ROBERT KOLB und JOHANNES SCHILLING durch weitere Texte wie das Tauf- und Traubüchlein, die Vermahnung zur Beichte, katechetische Texte aus Luthers Tischreden und Katechismuslieder ergänzt (S. 883-922). Von besonderer Bedeutung ist der zweite Band der Quellen und Materialien, der von IRENE DINGEL, MARION BECHTOLD-MAYER und HANS-CHRISTIAN BRANDY bearbeitet wurde und die Entstehungsgeschichte des Konkordienbuchs nachzeichnet. Zunächst werden die sechs Vorstufen der Konkordienformel von den Fünf Artikeln 1568/69 über die Schwäbisch-Sächsische Konkordie 1575 bis zum Torgischen Buch 1576 präsentiert, was den Großteil des Bandes füllt. Ein kürzerer Editionsteil zeigt die Vorstufen der Vorrede zu Konkordienformel und Konkordienbuch 1578-1580.

Jeder Band wird gesondert durch Register der Personen, der Bibelstellen und der Sachen erschlossen. Die vorliegende Edition führt nicht nur durch die Bände mit Quellen und Materialien über die Ausgabe der Bekenntnisschriften von 1930 hinaus und wird hoffentlich ebenso lange wie die frühere Ausgabe Bestand haben. Nicht nur mit Blick auf das Reformationsjubiläum 2017 ist die Neuauflage der evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften von besonderem Wert. Die dreibändige Ausgabe bietet dem Theologen und dem Historiker eine fundierte Quellengrundlage und sie verdeutlicht darüber hinaus, dass christlicher Glaube ohne ernsthaftes theologisches Bemühen Gefahr läuft, beliebig zu werden.

Leipzig

Enno Bünz

Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in der historischen Buchsammlung Schwarzburgica des Schlossmuseums Sondershausen, bearb. von EVA-MARIA DICKHAUT/DANIEL GEISSLER/BIRTHE ZUR NIEDEN/PATRICK STURM/EVA-MARIA VERING/JÖRG WITZEL (Marburger Personalschriften-Forschungen, Bd. 54), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013. – XV, 636 S., Ln. (ISBN: 978-3-515-10673-3, Preis: 54,00 €).

Der Quellenwert von Leichenpredigten ist heute unumstritten (grundlegend hierzu RUDOLF LENZ, *Leichenpredigten – eine Quellengattung*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 111 (1975), S. 15-30; über die Bayerische Staatsbibliothek online frei verfügbar). Dies ist nicht zuletzt dem Forschungsprojekt „Leichenpredigten in der Frühen Neuzeit“ der Mainzer Akademie der Wissenschaften zu verdanken. In der von

der Forschungsstelle herausgegebenen Reihe der „Marburger Personalschriften-Forschungen“ ist nun der 54. Band erschienen (eine Auflistung der bisherigen Publikationen ist unter www.personalschriften.de einsehbar), in dem die systematische Erfassung und Aufbereitung dieser Schriften weiter vorangetrieben wird.

Im vorliegenden Band werden die Funeralschriften aus der Sammlung ‚Schwarzburgica‘ im Schlossmuseum Sondershausen verzeichnet. Entsprechende Quellen der allgemeinen Sammlung im Schlossmuseum Sondershausen und in der Trinitätskirche wurden bereits verzeichnet (Schlossmuseum: E.-M. DICKHAUT/D. GEISSLER/B. ZUR NIEDEN/A. SILUK/P. STURM/J. WITZEL, Katalog der Sammlung Leichenpredigten im Schlossmuseum Sondershausen, Stuttgart 2012; Trinitätskirche: F. MARWINSKI/K. MARWINSKI/K. STOLLBERG, 450 Jahre Kirchenbibliothek Sondershausen. Geschichte der Sammlungen und Katalog, Jena 2008). Bei der Sammlung ‚Schwarzburgica‘ handelt es sich um einen Bestand, der auf den von Günther Friedrich Karl II. von Schwarzburg-Sondershausen (1801–1889) im Jahr 1853 gegründeten „Verein für deutsche Geschichte und Altertumskunde im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen“ zurückgeht. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt auf der Geschichte des Landes sowie der Familie von Schwarzburg-Sondershausen und so führen die Funeralschriften in den inneren Zirkel dieser Adelsfamilie. Dies zeigt sich an den Berufen der im Katalog verzeichneten Todesfälle: 33,8 Prozent der 441 Verstorbenen waren im Bereich „Hof, Regierung, Verwaltung und Justiz“ tätig (S. X).

Die Sondershausener Funeralschriften werden auf 389 Katalogseiten den hohen Standards der Reihe entsprechend verzeichnet. Die Einträge haben bis zu 39 Kategorien, es werden sowohl der Inhalt (z. B. „Todestag/Sterbeort“) als auch die Beschaffenheit (z. B. „Material“/„Defekte“) oder die künstlerische Ausgestaltung (z. B. „Bildliche Darstellungen“) aufgeführt. Meist stammen die Schriften aus dem 18. Jahrhundert. Die Orientierung in den alphabetisch nach den Namen der Verstorbenen angeordneten Einträgen wird durch 16 Register erleichtert, die zugleich einen Eindruck vermitteln, zu welchen Fragekomplexen die verzeichneten Quellen Antworten bereithalten können. So zeigen beispielsweise die Einträge im Register zu Druckern und Druckorten zusammen mit den Einträgen im Berufsregister zu „Hofdrucker“ und „Hofdruckerin“, welches Potenzial die Auswertung von Leichenpredigten und ähnlichem Schriftgut für die Forschung zum frühneuzeitlichen Druckwesen hat. Die Register zu den an den Leichenpredigten beteiligten Künstlern (Verfasser der Predigten/von Epicedien/Trauerliedern, Komponisten, Künstler und Stecher) gemeinsam mit den Registern von Druckern und Verlegern zeigen hingegen, wie viele Personen am Entstehen dieser Druckschriften beteiligt waren und liefern so Aufschluss über den Entstehungsprozess.

Parallel zur Publikation des Katalogs sollen die wichtigsten Daten der hierin erfassten Leichenpredigten auch in den von der Forschungsstelle gepflegten „Gesamtkatalog deutschsprachiger Leichenpredigten (GESA)“ eingetragen werden (abrufbar unter www.personalschriften.de). Dadurch wird die Sammlung ‚Schwarzburgica‘ mit den bisher von der Forschungsstelle aufgearbeiteten Beständen sowie den in älteren Katalogen verzeichneten Sammlungen gemeinsam durchsuchbar sein (insgesamt 223 355 Datensätze, Stand: Januar 2017). Von Leichenpredigten, die in der Forschungsstelle auf Mikrofilm vorliegen, kann auch online direkt eine Kopie geordert werden. Damit ist sichergestellt, dass die Bestände in Sondershausen mit dem vorliegenden Band nicht nur komplett erfasst sind, sondern in Zukunft auch ebenso ambitioniert wie zeitgemäß präsentiert werden.

Le journal de Jean-François Bernardy (1749–1842). Collecteur d'aumônes en Haute-Saxe en 1794–1795, hrsg. von JEAN-LOUIS VAN BELLE (Coll. Témoins d'Histoire, Bd. 3), Editions Safran, Brüssel 2015. – 304 S., brosch. (ISBN: 978-2-87457-077-3, Preis: 39,00 €).

Mitunter sind es glückliche Zufälle, die der Landesgeschichtsforschung neue Perspektiven eröffnen. Im Jahr 2013 fiel dem belgischen Historiker Jean-Louis Van Belle in einer Antiquitätenhandlung im südfranzösischen Les Vans ein Manuskript in die Hände, von dessen Existenz bis dahin nichts bekannt war. Rasch wurde deutlich, dass es sich um eine Quelle handelt, die nicht nur für Historiker der französischen Revolution, sondern auch für deutsche Landeshistoriker und Ethnologen von Interesse ist. Das Manuskript stellt ein handgeschriebenes Tagebuch von 277 Seiten dar, dessen Autorschaft sich dem französischen Priester Jean-François Bernardy zuordnen lässt. Bernardy schildert darin den Verlauf einer Kollektenreise, die er in den Jahren 1794/95 durch eine Reihe mitteldeutscher Fürstentümer unternahm. Sein Auftraggeber war die Gemeinschaft der in die Schweiz emigrierten französischen Kleriker, die auf diese Weise das Auskommen der Geistlichen zu sichern suchten. Die Idee für eine solche Reise kam auf, nachdem die Zahl der geflüchteten französischen Geistlichen in Süddeutschland sowie in der Schweiz seit 1792 immer weiter zunahm und sich Hoffnungen auf die Finanzierung der Exilgemeinschaft durch Schuldverschreibungen französischen Kirchenbesitzes zerschlagen hatten. 1794 traten insgesamt acht Geistliche ihre Reisen durch Europa an, wobei Bernardy von dem Priester Joseph Hugues Dutems begleitet wurde. Dutems, der im Unterschied zu Bernardy die deutsche Sprache beherrschte, übernahm die Rolle des Vermittlers, während Bernardy die Erlebnisse in französischer Sprache im Reisetagebuch niederschrieb.

Van Belle konnte das bis heute in Privatbesitz befindliche Manuskript auswerten und bringt es in diesem Buch vollständig zum Abdruck. Er stellt dem Text eine ausführliche Einleitung voran, welche die Entstehungsbedingungen und die wesentlichen Inhalte des Manuskriptes vor Augen führt. Ausgehend von der Überlieferungsgeschichte und einigen biografischen Informationen zum Autor (S. 8-16) zeichnet Van Belle die Hintergründe der Reise von 1794 bis 1795 nach (S. 17-20). Es folgt ein weiteres Kapitel, das mit „Enseignements et apports de ce récit“ betitelt ist (S. 21-63). Van Belle zeigt darin Annäherungswege auf, die dem Leser eine thematische Erschließung des Tagebuchs ermöglichen. Illustriert durch Karten, Tabellen und Textzitate werden der Verlauf der Reise und die Reisebedingungen sowie die Wahrnehmung der Zeitverhältnisse veranschaulicht. Daran schließt sich der Abdruck des edierten Tagebuches an (S. 66-287), welches der Struktur des Originalmanuskriptes folgend in elf Hefte und ein Beiblatt untergliedert ist und den Reiseverlauf chronologisch nachzeichnet. Bernardy und sein Reisegefährte hatten den Auftrag, Spenden im Gebiet der „Haute Saxe“ zu sammeln, innerhalb des Obersächsischen Reichskreises also, der sich von Mitteldeutschland bis zur Ostsee erstreckte. Die Priester konzentrierten sich auf den südlichen Teil des Reichskreises – ein Aufenthalt in Berlin im Oktober 1795 markierte den nördlichsten Punkt ihrer Route. Abgesehen von einem Abstecher in die sächsische Oberlausitz waren sie hauptsächlich in protestantischen Gegenden unterwegs, wo das Gelingen einer katholischen Spendensammlung nicht von vornherein feststand. Bernardy schildert mehrere Beispiele ablehnenden Verhaltens, beispielsweise in Leipzig, wo ihn verschiedene Bewohner mit dem Vorwurf empfangen, dass er als Priester in der Messe den Wein ganz für sich behalte (S. 94). Auf der anderen Seite erwähnt er jedoch immer wieder wohlwollende Reaktionen und große Spendenbereitschaft auf evangelischer Seite.

Über den Verlauf der Spendensammlung hinaus bietet der Bericht eine Vielzahl von Informationen über Geografie und Architektur, über herausragende Persönlichkeiten der jeweiligen Orte und die Stimmungslagen in der Bevölkerung. Beispielsweise werden mit Blick auf Chemnitz die Schwierigkeiten beim Einlass in die Stadt, die Lage von Handwerk und Betrieben sowie die Begegnungen mit dem katholischen Kaufmann Rompano, mit dem Chemnitzer Bürgermeister und mit dem zufällig gerade in Chemnitz weilenden Grafen von Einsiedel geschildert (S. 99-101). Es ist diese Mischung aus Alltagserlebnissen, Schilderungen von Orten und Begebenheiten und Gesprächen mit bekannten historischen Persönlichkeiten, die das Tagebuch zu einer so vielfältig nutzbaren Quelle für die Landesgeschichte und Ethnologie machen. Das sorgfältig recherchierte und auch online verfügbare Personen- und Ortsregister (S. 289-304) rundet das Editionswerk ab. Eine deutsche Übersetzung des Tagebuches würde sicher ein lohnendes Unterfangen darstellen, da sie diesen in seiner Perspektive einzigartigen und uneingeschränkt lesenswerten Bericht einem breiteren Publikum zugänglich machen würde.

Leipzig

Benjamin Gallin

Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte

Die Nieder- und Oberlausitz – Konturen einer Integrationslandschaft, Bd. I: Mittelalter, hrsg. von HEINZ-DIETER HEIMANN/KLAUS NEITMANN/UWE TRESP (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, Bd. 11), Lukas Verlag, Berlin 2013. – 408 S., geb. (ISBN: 978-3-86732-160-0, Preis: 36,00 €).

Die Nieder- und Oberlausitz – Konturen einer Integrationslandschaft, Bd. II: Frühe Neuzeit, hrsg. von HEINZ-DIETER HEIMANN/KLAUS NEITMANN/UWE TRESP (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, Bd. 12), Lukas Verlag, Berlin 2014. – 269 S., geb. (ISBN: 978-3-86732-161-7, Preis: 36,00 €).

Die Nieder- und Oberlausitz – Konturen einer Integrationslandschaft, Bd. III: Frühes 19. Jahrhundert, hrsg. von HEINZ-DIETER HEIMANN/KLAUS NEITMANN/THOMAS BRECHENMACHER (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, Bd. 13), Lukas Verlag, Berlin 2014. – 268 S., geb. (ISBN: 978-3-86732-162-4, Preis: 36,00 €).

Als Geschichtslandschaften befinden sich die Lausitzen aufgrund ihrer geografischen Lage in einer ambivalenten Position. Seit Jahrhunderten umkreist von großen Nachbarn (Böhmen/Tschechien, Sachsen, Brandenburg, Polen, Schlesien) war ihnen politisch stets nur die Rolle als Nebenländer, Teilprovinzen oder Interessenssphären zugewiesen, was erkennbar Auswirkungen auf ihren Status in den jeweiligen Landesgeschichten dieser Nachbarn hatte. Je nach Standort und Interesse des Historikers wurden die Lausitzen in den vergangenen zwei Jahrhunderten mal als Peripherie, mal als Zwischenland, mal als Grenzland, mal als slawische Insel und mal als slawischer Brückenkopf betrachtet. Gegenüber solch eher problematischen, belasteten Narrativen wird seit einiger Zeit der besondere Charakter der Region als historischem Kontakt- und Migrationsraum betont, wo sich Mittel- und Ostmitteleuropa überlappten. Dieser beziehungs- und verflechtungsgeschichtliche Ansatz hat sich als ausgesprochen

fruchtbar erwiesen, da er nicht nur der landes- und regionalgeschichtlichen Forschung neue Perspektiven eröffnet, sondern auch das Interesse einer transregional sowie landesgeschichtlich-vergleichend orientierten Geschichtsforschung auf die Lausitzen gelenkt hat.

Eindrücklich belegt wird dies von der hier zu besprechenden Publikation, die in gleich drei Bänden von zusammen mehr als 900 Seiten erschienen ist und damit eines der auch thematisch umfangreichsten Werke zur lausitzischen Geschichte seit langem darstellt. Die Bände gehen auf eine Tagungsreihe zurück, die auf Initiative der Potsdamer Professur für Geschichte des Mittelalters und der Brandenburgischen Historischen Kommission in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Prag, dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden, den Städtischen Sammlungen Cottbus, der Stadt Doberlug-Kirchhain sowie der Görlitzer Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zwischen 2011 und 2013 in Doberlug-Kirchhain, Cottbus und Hoyerswerda veranstaltet wurde. Den äußeren Anlass boten die 200. Wiederkehr des Wiener Kongresses (1814/15) sowie die von Juni bis November 2014 durchgeführte erste Brandenburgische Landesausstellung zum Thema „Preußen und Sachsen: Szenen einer Nachbarschaft“.

In ihren konzeptionellen Überlegungen verfolgten die Veranstalter der Tagungsreihe freilich einen originären Ansatz. Im Fokus der Trilogie steht die Geschichte beider Lausitzen zwischen Hohem Mittelalter und frühem 19. Jahrhundert und dies sowohl „in brandenburgischer und zugleich in nachbarschaftsübergreifender sächsischer, böhmischer und auch polnischer Perspektive“ (Bd. I, S. 11). Als erkenntnisleitende Kategorie führen die Herausgeber den Begriff der „Integrationslandschaft“ in die historische Forschung ein, der bislang vorwiegend im Bereich der Sozialarbeit sowie der politischen Kommunikation Verwendung fand. Seiner genaueren inhaltlichen Bestimmung widmen sich Heinz-Dieter Heimann, Klaus Neitmann und Uwe Tresp in ihrer ausführlichen Einleitung in Band I („Mittelalter“), die aus diesem Grunde durchaus auch als Einleitung zu den Bänden II („Frühe Neuzeit“) und III („Frühes 19. Jahrhundert“) gelesen werden sollte, wo sich lediglich kurze Einführungen in Epoche und Gegenstände des jeweiligen Bandes finden. Dem Begriff Integrationslandschaft liegt ein funktionales Verständnis von Landschaft zugrunde, das die politische Raumordnung nur bedingt reflektiert und stärker auf die „für einzelne Gruppen raumbildende[n] Faktoren der Identitätsbildung und damit Konstruktionen von vergangenen Räumen“ (Bd. I, S. 16) fokussiert. Die Lausitzen werden in diesem Sinne als eine historische Landschaft aufgefasst, die in der Vormoderne von einer ganzen Reihe ungleichartiger, mitunter auch konkurrierender Integrationsvorgänge „rittlings zu politischen, weltlichen, geistlichen bzw. konfessionellen Ordnungsvorstellungen und Grenzen“ (Bd. I, S. 11) geprägt worden sei.

Die titelgebenden Konturen der lausitzischen Integrationslandschaft werden in insgesamt 52 Aufsätzen erschlossen, die sich, teils aus der Außen-, teils aus der Binnenperspektive, mit unterschiedlichen Fragen der kirchlichen, dynastischen, ständischen, normativen, ökonomischen und symbolischen Integration sowie grenzübergreifender Austausch- und Transfervorgänge befassen. Der begrenzte Raum erlaubt mir an dieser Stelle lediglich knappe Kommentare zu den einzelnen Beiträgen.

Band I behandelt das Mittelalter von den hochmittelalterlichen Anfängen der Territorialbildung bis zum Vorabend der Reformation. Die erste Sektion versammelt Aufsätze zur vorreformatorischen Kirchengeschichte: CASPAR EHLERS skizziert eingangs die Entwicklung der kirchlichen Topografie im fränkisch-deutschen Herrschaftsraum östlich der Elbe bis ins 12. Jahrhundert. STANISŁAW ROSIK stellt einige Überlegungen über den Verlauf der Christianisierung der slawischen Stämme an. ENNO BÜNZ macht auf den besonderen Quellenwert der päpstlichen Regestenüberlieferung für die Erfor-

schung des spätmittelalterlichen Kirchenwesens in den Lausitzen aufmerksam. WINFRIED TÖPLER widmet sich eher ausschnitthaft der Frömmigkeitspraxis in der Niederlausitz am Beispiel von Beeskow und Neuzelle. GERTRAUD EVA SCHRAGE leistet in ihrem Aufsatz prosopografische Grundlagenforschung zur bislang weitestgehend unaufgearbeiteten Geschichte des Archidiakonats Niederlausitz vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Abschließend beschäftigt sich MICHAEL LINDNER mit den Anfängen des Klosters Dobrilugk im 12. Jahrhundert und der Rolle Markgraf Dietrichs II., bevor DENNIS MAJEWSKI einen Überblick über die Besitzgeschichte der Abtei gibt.

Die zweite Sektion thematisiert Fragen der herrschaftlichen Integration: MAREK WEJWODA verfolgt die innere politische Entwicklung von Ober- und Niederlausitz im Verlauf des 14. Jahrhunderts und wirft dabei zu Recht die Frage auf, ob mit Blick auf die frappanten Unterschiede beider Territorien von einer geschlossenen Integrationslandschaft gesprochen werden kann. Dies unterstreicht auch der nachfolgende Aufsatz LENKA BOBKOVÁS, die die Integration der beiden Lausitzen in den Herrschaftsverband der *Corona regni Bohemiae* bis zum Tod Karls IV. (1378) aus böhmischer Perspektive beleuchtet und resümiert, dass deren Verfassung einerseits den Partikularismus der Kronländer begünstigte, andererseits aber auch deren Loyalität gegenüber der Prager Zentrale sicherte. Anschließend geht UWE TRESP dem Verhältnis Karls IV. zum Adel der böhmischen Erb- und Kronlande nach. LUDEK BŘEZINA stellt uns in prägnanten biografischen Skizzen die böhmischen Landvögte der Niederlausitz unter den Jagiellonen (1490–1526) vor, während MICHAEL SCHOLZ sich der Entwicklung der territorialen Gestalt des Markgraftums im 15. und 16. Jahrhundert widmet, die sich namentlich durch fürstliche Erwerbungen wiederholt veränderte.

Abgeschlossen wird dieser erste Band von einer dritten Sektion, in der sich fünf Beiträge zur kulturlandschaftlichen Genese der Lausitz finden: JENS HENKER und BETTINA JUNGKLAUS diskutieren am Beispiel von Horno, Klein Görigk und Wolkenberg in der Niederlausitz eingangs das Problem der Dorfenstehung und -entwicklung im Hoch- und Spätmittelalter. Sie stützen sich dabei ausschließlich auf materielle Befunde, die durch Braunkohlearchäologie vor Ort erhoben werden konnten. SASCHA BÜTOW fragt nach der Bedeutung, die den Niederlausitzer Flüssen (Schwarze Elster, Spree, Oder) als mittelalterlichen Verkehrswegen zukam und erörtert am Beispiel von Dobrilugk, Beeskow und Guben das für heutige Verhältnisse enorme Ausmaß der Gestaltung, Verrechtlichung und Bewirtschaftung dieser Gewässer. Daran anschließend befasst sich DIRK SCHUMANN ausführlich mit einigen Aspekten des regionalen Kirchenbaus, wobei er besonders die Sakralarchitektur der Zisterzienserklöster Dobrilugk und Neuzelle in den Blick nimmt. Die beiden letzten Aufsätze des ersten Bandes verlassen das Mittelalter bereits insofern, als dass sie sich mit späteren Konstruktionen von mittelalterlicher Regionalgeschichte befassen. JAN ZDICHYNEC konsultiert die frühneuzeitliche Laubaner Chronistik und untersucht, was die verschiedenen Autoren über die Frühgeschichte der Stadt und des Landes bis in die Zeit der Hussitenkriege berichten. ANDREAS KÖSTLER rückt die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Klosterkirche Dobrilugk angebrachten historistischen Wandmalereien in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen.

Sodann beschäftigt sich der zweite Band der Reihe mit ausgewählten Integrationsvorgängen in der frühneuzeitlichen Lausitz, beginnend mit vier Beiträgen, die nach den Folgen von Reformation und Konfessionalisierung fragen. WINFRIED EBERHARD betrachtet eingangs Strategien der Bewältigung von – je nach Perspektive – konfessioneller Konfrontation oder konfessioneller Pluralität auf territorialer Ebene im europäischen Vergleich und beschließt seine Überlegungen mit drei anregenden Thesen zum Zusammenhang von Ständeversammlung und Mehrkonfessionalität. WINFRIED MÜLLER wendet sich in seinem Aufsatz der fundamentalen Frage nach dem Verhältnis

von religiöser Pluralisierung und Toleranz in der Geschichte beider Lausitzen zu und entdeckt darin ein lohnendes Thema, dem sich nicht nur die Landesgeschichte bislang viel zu selten kritisch gestellt hat. Hieran schließt sich eine Untersuchung CHRISTIAN SPEERS an, der die Frühphase der Reformation in Görlitz mit Blick auf das Spannungsfeld von städtischem Kirchenregiment und landesherrlichem Bewahrungsanspruch systematisch zu erhellen versteht. Eine komplexe Zusammenschau der „Reformation auf dem Land“, das heißt des Glaubenswechsels in den Oberlausitzer Adelsfamilien, liefert zuletzt der Beitrag von LARS-ARNE DANNENBERG.

In der zweiten Sektion des Bandes beschäftigen sich drei Aufsätze mit einigen Aspekten der Staatsbildung und Herrschaftsverdichtung in den Lausitzen. Sie allein vermögen diesen Fundamentalprozess der Vormoderne freilich nur ausschnitthaft zu beleuchten, doch gelingt ihnen dies in durchaus anregender Form. So weisen namentlich die Beiträge von ELLEN FRANKE und WOLFGANG WÜST auf wichtige Quellenbestände hin, die in der lausitzischen Geschichtsforschung bislang nur ungenügend konsultiert wurden. Franke rekonstruiert aus den Akten der Wiener Reichskanzlei minutiös die schwierigen Verhandlungen zwischen den Habsburgern und Kursachsen um die Abtretung der Lausitzen im Sommer 1634. Wüst hingegen liest obrigkeitliche Policy-Mandate als Quellen territorialer Integration und Identitätsbildung und stellt den Lausitzen dabei einige Fallbeispiele aus den gegenwärtig wesentlich besser erforschten süddeutschen Reichskreisen Schwaben, Franken und Bayern vergleichend gegenüber. Im Anschluss daran befasst sich JAN BERGMANN in biografischen Skizzen mit den Herren von Wiedebach auf Beitzsch (Niederlausitz) und Rietschen (Oberlausitz).

Das übergreifende Erkenntnisinteresse der dritten Sektion, überschrieben mit „Abgeleitete Identitätskonstruktionen von Personen und Personengruppen“, erschließt sich nicht ganz. Eingeleitet wird sie mit einem weiteren Beitrag WINFRIED TÖPLERS, der sich nunmehr der frühneuzeitlichen Geschichte des Klosters Neuzelle in der Niederlausitz zuwendet. Von einem sakralen Zentralort war die Abtei im Zuge der Reformation zu einer isolierten altgläubigen Enklave geschrumpft. UWE KOCH stellt mit dem Patenverzeichnis des Bautzener Arztes, Ratsherren und Mäzens Dr. Gregorius Mätzig eine interessante Quelle zur Geschichte der oberlausitzischen Eliten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor. Egodokumente bilden schließlich den Ausgangspunkt der beiden folgenden Aufsätze. WOJCIECH MROZOWICZ stellt das erst kürzlich in einem Antiquariat aufgetauchte Diarium des katholischen Pfarrers von Grunau Martin Baltzer vor, dessen Aufzeichnungen aus den Jahren 1756 bis 1782 Einblick in die Wahrnehmung des Siebenjährigen Krieges und seiner Folgen aus der Perspektive einer kleinen, abgelegenen Oberlausitzer Dorfpfarrei geben. JOANNA KODZIK wiederum wertet das Reisetagebuch Stanisław Poniatowskis aus, der sich im Auftrag seines Onkels, des letzten polnischen Königs Stanisław August Poniatowski, im Jahr 1784 in diplomatischer Mission in Deutschland aufhielt und auf seiner Rückreise unter anderem auch die Oberlausitz genauer kennenlernte. Ganz im Sinne der Aufklärung ließ er sich hier vor allem über unternommene wirtschaftliche Reformen und Innovationen unterrichten.

Abschließend finden sich in der vierten Sektion des Bandes vier Studien mit besonderem Augenmerk auf die Geschichte Dobrilugks versammelt. Seit 1663 als barocke Planstadt direkt bei der Residenz der Merseburger Herzöge angelegt, entwickelte sich die Ortslage rasch zu einem bedeutsamen Knotenpunkt in der Niederlausitz. VINZENZ CZECH untersucht die Funktion Dobrilugks im Sekundogeniturfürstentum Sachsen-Merseburg mit Blick auf das Streben der Herzöge nach dynastischer und reichspolitischer Selbstbehauptung. EVA-MARIA SENG ordnet Gründung und Ausbau von Stadt und Residenz in den Kontext weiterer Plan- und Idealstadtanlagen in ganz Europa ein.

ANDREAS HANSLOK unternimmt den Versuch einer typologischen Einordnung von Dobrilugk und Kirchhain in die vormoderne Städtelandschaft. DIETMAR KRAUSSER rekapituliert abschließend die Bau- und Sanierungsgeschichte des Dobrilugker Schlosses von den Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart.

Der dritte und letzte Band der Reihe ist dem frühen 19. Jahrhundert gewidmet. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Bänden fokussiert er einen vergleichsweise kurzen Zeitraum von nur wenigen Jahrzehnten, dem als Phase des Umbruchs und der Neuordnung ein eigenständiger Charakter zugeschrieben wird: Infolge des Wiener Kongresses war die Niederlausitz vollständig und die Oberlausitz etwa zur Hälfte an Preußen gefallen. Rückblickend fand damit auch die bisherige Entwicklung des Sonderwegs der beiden Markgraftümer endgültig ihr Ende. Einleitend werfen die Herausgeber daher die Frage nach der Widerspiegelung dieses Umbruchs im Integrationsgeschehen beider Lausitzen, „nach der Tradierbarkeit und ggf. der Neustiftung von regionalen Identitäten sowie deren Träger und Zeichen“ (Bd. III, S. 13) auf.

Die erste Sektion rückt die Neuordnung der politischen Landkarte von 1814/15 in den Mittelpunkt. REINHARD STAUBER zeichnet die Entstehung und Bewältigung des „polnisch-sächsischen Problems“ auf den Wiener Verhandlungen nach. Flankiert werden diese Ausführungen vom Beitrag IWAN-MICHELANGELO D’APRILES, der die öffentliche Teilnahme am Schicksal Sachsens und Polens im Spiegel der zeitgenössischen europäischen Presse verfolgt und dabei die Entfesselung einer modernen Medienöffentlichkeit konstatiert. Mit Blick auf die katholische Diözesanstruktur in den Lausitzen behandelt HELMUT FLACHENECKER abschließend die Neuordnung des kirchlichen Raumes unter veränderten staatlich-territorialen Bedingungen.

Die zweite Sektion versammelt insgesamt sechs Fallstudien zur Integration der neu-preußischen Landesteile. KARSTEN HOLSTE widmet sich in seinem aufschlussreichen Beitrag der Frage, welche Rolle die Argumentationsfiguren „Vaterland“, „Nationalität“ und „Freiheit“ in den Auseinandersetzungen zwischen Niederlausitzer Ständen und preußischen Herrschern um 1815 spielten. VINZENZ CZECH berichtet über den „Umgang mit den überkommenen Zeichen und Symbolen sächsischer Vergangenheit“ (Bd. III, S. 83) auf Postsäulen und an Gebäuden. Etwas aus der Reihe fällt die Abhandlung ANDREAS HANSLOKS über das Schicksal der Stadt Dobrilugk „während der Befreiungskriege 1813–1815“. Ihm folgend skizziert HANS-JOACHIM STRICKER die – modern gesprochen – strukturpolitischen Maßnahmen der preußischen Regierung in der Niederlausitz in groben Strichen. DIRK SCHUMANN beschäftigt sich mit der ungewöhnlichen Nutzungsgeschichte des 1569 aufgehobenen Luckauer Dominikanerklosters, dessen Kirche ab Mitte des 18. Jahrhunderts als Zucht- und Waisenhaus diente. Abschließend wirft ANTJE ADLER einen vergleichenden Blick auf die Gestaltung und Funktionalisierung der fürstlichen Parkanlagen von Charlottenhof in Potsdam und Branitz bei Cottbus.

Die Beiträge in der dritten Sektion des Bandes wechseln von der Herrschafts- auf die Gesellschaftsebene. MATTHIAS WENZEL beschreibt die Forschungs- und Bildungsarbeit der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Spiegel ihrer Bibliothek. JOANNA KODZIK wertet die Tagebuchaufzeichnungen und Belletristik Fryderyk Skarbeks, Professor an der Warschauer Universität, aus, der sich 1809 und 1822 für einige Zeit in der Oberlausitz aufgehalten hatte. Drei weitere Beiträge beleuchten anschließend die Situation der Lausitzer Sorben im Zuge des Umbruchs näher. PETER SCHURMANN beschreibt deren gesellschaftliche Lage im Vormärz im Spannungsfeld von Selbstbehauptung, Akkulturation und Assimilationsdruck. JAN ZDICHYNEC fragt nach dem Bild der Sorben in der oberlausitzischen Geschichtsschreibung des frühen 19. Jahrhunderts deutscher, tschechischer und polnischer Provenienz. Seine Ausführungen skizzieren zugleich den Beginn der Nationali-

sierung und nationalpolitischen Instrumentalisierung der Regionalgeschichte. VIKTOR VELEK befasst sich abschließend mit den Beziehungen zwischen Sorben und Tschechen auf dem Gebiet der Musikgeschichte und beschreibt die Veranstaltung der großen sorbischen Gesangsfeste seit 1845 als Katalysatoren der nationalen sorbischen wie auch der panslawischen Bewusstwerdung.

In der vierten und letzten Sektion des Bandes beschäftigen sich drei Beiträge mit Problemen der ökonomischen Transformation am Beginn des 19. Jahrhunderts. TIM S. MÜLLER beschreibt am Beispiel der Niederlausitzer Gutsherrschaft Gosda anschaulich den Strukturwandel auf dem Land sowie den mit ambivalenten Begleiterscheinungen verbundenen Übergang vom sächsischen in den preußischen Wirtschaftsraum aus der Mikroperspektive. JOHANNES MÜHLE widmet sich den Anfängen der Glasindustrie in Weißwasser im späten 19. Jahrhundert und fragt, inwiefern diese als „Integrationsmotor“ (Bd. III, S. 247 ff.) einer rasch anwachsenden, gemischtsprachigen und gemischtkonfessionellen Bevölkerung fungierte. Seine Ausführungen verstehen sich gewiss mehr als Anregung und Impulsgeber für weitere Forschungen. FRANK MÜLLERS Interesse gilt schließlich dem Peitzer Eisenhüttenwerk im Kreis Cottbus. 1554 erstmals erwähnt, hatte es seinen Zenit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar im Grunde bereits überschritten, erfuhr unter sächsischer Verwaltung (1807–1813) jedoch noch einmal einen gehörigen Investitionsschub, von dem der preußische Staat nach Rückeroberung des Gebietes noch einige Jahrzehnte profitierte.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass mit der vorliegenden Trilogie ein fundiertes, ebenso lesenswertes wie anregendes Kompendium zur Geschichte beider Lausitzen vom Mittelalter bis in die Neuzeit entstanden ist. Es bleibt ihm zu wünschen, dass es der hiesigen Forschung möglichst zahlreiche Impulse für eine weitere, vertiefende Beschäftigung liefert. Seine besonderen Stärken besitzt es zweifellos in der vergleichenden und grenzübergreifenden landesgeschichtlichen Perspektive. Die besten Beiträge der drei Bände demonstrieren exemplarisch, wie man ausgetretene archivalische und thematische Pfade verlässt und z. B. aus der vatikanischen, der Prager, Wiener, Warschauer und sonstiger, bislang unberücksichtigter Überlieferung neue Erkenntnisse schöpft.

Mitunter dominieren Fragestellungen zur Niederlausitz, was gewiss dem ursprünglichen Veranstaltungsrahmen geschuldet ist und mit Blick auf Forschungsdesiderata auch durchaus legitim erscheint. Hinreichend berücksichtigt – das war (und ist) in der Regional- und Landesgeschichtsschreibung keineswegs immer selbstverständlich – wird auch die sorbische Thematik, auch wenn Aspekte transnationaler Beziehungen und Verflechtungen in den drei Bänden insgesamt leider nur eine geringe Rolle spielen.

Ihren Charakter als Konferenzpublikation können die Bände freilich nicht verbergen. Da liegt es in der Natur der Sache, dass sich nicht alle der mehr als 40 Autorinnen und Autoren in ihren Beiträgen in gleicher Stringenz an der erkenntnisleitenden Frage nach den „Konturen einer Integrationslandschaft“ orientieren, wie man es sich vielleicht wünscht. Es ist als mutige Entscheidung der Herausgeber anzuerkennen, mit diesem in der Geschichtswissenschaft bislang unbekanntem Ansatz sogleich titelgebend in den Forschungsdiskurs einzusteigen. Es gelingt ihnen jedoch, was viele Adepten und Trittbrettfahrer modischer Schlagworte oft grandios verfehlen, nämlich die belastbare Definition und Operationalisierung ihrer Begriffe. Es ist sicher nicht die Sache einer Sammelbandbesprechung, das letzte Wort über ein erstmals angewandtes Konzept zu sprechen. Die drei Bände weisen gewiss auf einige seiner Stärken aber auch seiner Schwächen hin, deren weitere Prüfung künftigen, monografischen Untersuchungen vorbehalten sein wird. Unbestimmt bleibt etwa, inwiefern es sich hierbei um eine spezifisch lausitzische Entwicklung handelt, anders gefragt: ob erst ein bestimmtes Setting von Integrationsverläufen eine Landschaft als „Integrationsland-

schaft“ definiert oder ob umgekehrt eine bestimmte Landschaft nur ein spezifisches Setting von Integrationsverläufen zulässt. Auch das Verhältnis von Integration und Desintegration wird leider nur ungenau beschrieben. Ferner wäre auch zu überprüfen, inwiefern die strukturelle Orientierung an den klassischen Epochengrenzen, die im vorliegenden Fall unübersehbar zu einer gewissen Disproportionalität der einzelnen Bände führte, hier wirklich trägt oder ob bei der Untersuchung von Integrationsvorgängen und Identitätsbildungen nicht doch stärker auf Bruchzonen und Sattelzeiten zu fokussieren ist.

Doch das sind sicher Fragen, die einer eingehenderen Beschäftigung bedürfen, als es der hier gewählte Rahmen eines Konferenzbandes erlaubt, und die den Wert der vorliegenden Bände nicht schmälern. Dieser wird allenfalls getrübt von fehlenden Registern, Bibliografien und Autorenverzeichnissen, die die Orientierung in diesem fast 1 000 Seiten umfassenden Werk sehr erleichtert hätten.

Bautzen

Friedrich Pollack

Schwabenspiegel-Forschung im Donaugebiet. Konferenzbeiträge in Szeged zum mittelalterlichen Rechtstransfer deutscher Spiegel, hrsg. von ELEMÉR BALOGH (*Ius saxonicum-maideburgense in Oriente*, Bd. 4), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2015. – 449 S., 6 Abb., Ln. (ISBN: 978-3-11-031785-5, Preis: 129,95 €).

Eine „verwirrte Compilation voll von Widersprüchen und Missverständnissen“ nannte 1860 der große Rechtsquellenkenner OTTO STOBBE den sogenannten Schwabenspiegel, „in welcher manche Stelle erst verständlich wird, wenn sie mit ihrer Quelle verglichen oder durch sie rectificiert wird“ (*Geschichte der deutschen Rechtsquellen*, Bd. 1, Braunschweig 1860, S. 342). Die wichtigste unter diesen Quellen, mithin die eigentliche Vorlage für das süddeutsche Rechtsbuch, das sich ursprünglich selbst „Kaiserrecht“ nennt und erst seit dem 17. Jahrhundert als „Schwabenspiegel“ bezeichnet wird, war bekanntlich der Sachsenspiegel des Eike von Repgow. Dass dahinter die „verwirrte Compilation“ in der Forschung stets und sehr merklich im Schatten gestanden hat, verwundert eigentlich kaum. Umso erfreulicher also, wenn nun ein neuer Sammelband vorliegt, der sich explizit dem sogenannten Schwabenspiegel zuwendet.

Dokumentiert werden darin die Beiträge zweier internationaler Konferenzen, die mit Abstand von vier Jahren 2008 und 2012 an der Universität Szeged stattfanden. Die meisten Beiträge der ersten Veranstaltung waren noch im selben Jahr in den hierzulande allerdings nur schwer greifbaren „Acta juridica et politica“ (Bd. 71 (2008), S. 519-596) erschienen. Ihr Wiederabdruck an dieser prominenten Stelle ist also durchaus zu begrüßen, auch wenn eine Aktualisierung bzw. Einarbeitung zwischenzeitlich erschienener Literatur scheinbar nicht stattgefunden hat. Zumindest mit Blick auf den sogenannten Schwabenspiegel ist das auch nicht verwunderlich – seit 2008 sind überhaupt nur zwei neue Studien erschienen: BERND KANNOWSKIS Aufsatz über die Rolle des Schwabenspiegels für den Tengerschen Laienspiegel (in: Ulrich Tengers *Laienspiegel*, hrsg. von A. DEUTSCH, Heidelberg 2011, S. 211-232) sowie der (im Übrigen ebenfalls ursprünglich in Szeged präsentierte) Beitrag von GERNOT KOCHER über „Das Bild vom Recht im Schwabenspiegel“ (in: *Signa Iuris* 6 (2010), S. 75-105). Der Zusammenfassung zweier Konferenzen in einem Band schuldet sich auch das zweifache Auftreten von Lázló Blazovich und Bernd Kannowski mit freilich unterschiedlichen Beiträgen.

Zunächst zu den Beiträgen der Tagung von 2008. Enttäuschend ist der sehr allgemeine Aufsatz von GYÖRGY BENYIK über „Einflüsse der Bibel auf den Schwabenspie-

gel“ (S. 5-11), der in mancher Hinsicht hinter dem bereits Erreichten zurückbleibt. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass jenseits von sehr allgemeiner Literatur kaum wirkliche Nachweise geführt werden, die Fußnoten hauptsächlich biografisch-weiterführenden Informationen auf im Wesentlichen Lexikonniveau vorbehalten bleiben. Das geht so weit, dass im Haupttext Forscher(innen) genannt, dann aber deren paraphrasierte Standpunkte in den Anmerkungen nicht nachgewiesen werden. So wird der sogenannte Schwabenspiegel nur sehr allgemein in geistesgeschichtliche Kontexte gerückt, ohne greifbare Einflüsse konkret zu machen. Fraglos kenntnisreich, aber ebenfalls auf sehr allgemeine Vergleichbarkeiten gerichtet bleiben die „Familien- und strafgeschichtliche[n] Beobachtungen am Schwabenspiegel“ HEINZ HOLZHAUERS (S. 25-34). Es schließt sich ein kundiger Überblick von LÁZLÓ BLAZOVICH zur Wirkung des sogenannten Schwabenspiegels in Ungarn an. Seine gemeinsam mit JÓZSEF SCHMIDT erarbeitete Übersetzung des Land- und Lehnrechts des Sachsenspiegels ins Ungarische (*A Szász tükör*) ist bereits 2005 erschienen und darf als wichtiger Impuls für die Entstehung des gesamten Bandes angesehen werden. Es folgen drei sehr solide rechtshistorische Studien von BERND KANNOWSKI (Beweisrecht), PETER LANDAU (Königswahl) und HEINER LÜCK (allgemeine Perspektive), die das Verhältnis von Sachsen- und Schwabenspiegel zueinander näher beleuchten.

Die Dokumentation der Tagung von 2012 beginnt TAMÁS ANTAL mit einem vergleichenden Beitrag über die Rolle der Richter in den deutschrechtlichen Spiegeln und im englischen Common Law. Damit ist sicher erst ein Anfang gemacht. Aber einer, der weitere Beschäftigung lohnt. Der anschließende Beitrag von INGE BILY behandelt Lehnwörter der polnischen und tschechischen historischen Rechtsterminologie – also das Spezialgebiet der Verfasserin, die schon eine Reihe solcher stets soliden Studien vorgelegt hat. Bily's Kollege im Leipziger Akademieprojekt WIELAND CARLS steuert einen leider nur sehr knappen Beitrag zum überlieferungsgeschichtlichen Verhältnis von Schwabenspiegel und sächsisch-magdeburgischem Recht bei (S. 127-135). Wichtig ist in diesem Zusammenhang sein Hinweis auf die in Leipzig seit kurzem anhängige Rechtsbücherbibliografie, die das seinerzeit von ULRICH DIETER OPPITZ aktualisierte und seitdem durch stetige Nachträge durch ihn und andere ergänzte Verzeichnis der „Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters“ (Köln/Wien 1990) in eine Datenbank überführen soll. Das wird ein willkommenes Hilfsmittel für die gesamte Rechtsbücherforschung sein!

Eine Reihe von Beiträgen sind dem Erb- und Güterrecht gewidmet, so etwa LÁZLÓ BLAZOVICH, der in breiten Zügen über „Das Erbrecht in den mittelalterlichen Rechtsbüchern und in der Praxis der Städte“ Ungarns handelt (S. 101-126). Wenn IBOLYA KATALIN KONCZ über „Die Wurzeln der Frauenrechte in den mittelalterlichen Rechtsbüchern“ schreibt (S. 219-235), ist damit nicht der emphatische Begriff von Frauen- als Bürgerrechte, sondern sind damit ebenfalls Erbrechte, nämlich die Sondervermögen der Frau im Vermögensrecht und Erbgang, insbesondere die Morgengabe, gemeint. Der Beitrag trägt fleißig, aber nicht immer ganz treffsicher Details zusammen und endet dann ganz abrupt mit der Feststellung, es sei gezeigt worden, „dass es notwendig war, die Rechte der Frauen ihrer speziellen Stellung in der Gesellschaft entsprechend gesondert zu regeln“ (S. 235). ULRIKE MÜSSIG untersucht „Verfügungen von Todes wegen in mittelalterlichen Rechts- und Schöffebüchern“ (S. 237-266). Der Beitrag tritt mit massiver Kritik gegenüber der Leipziger Habilitationsschrift von ADRIAN SCHMIDT-RECLA (*Kalte oder warme Hand?*, Köln u. a. 2011) auf, die gezeigt hat, dass gewisse Elemente letztwilliger Verfügung schon vor der Rezeption der gelehrten Rechte im mittelalterlichen deutschen Recht zu finden waren. Welche Position man auch immer gegenüber diesem diskussionsfreudigen und daher lesenswerten Beitrag einnehmen wird: Mit dem sogenannten Schwabenspiegel hat er ebenso wenig zu tun wie mit dem

Donaugebiet. Gleiches gilt im Übrigen für den durchaus lesenswerten Beitrag zum Zusammenhang von Rechtsbüchern und Mündlichkeit des Rechts von FRANK EICHLER. Er greift dabei wesentlich auf die von ihm edierten Hamburger Rechtsquellen (Das Hamburger Ordeelbook von 1270, Hamburg 2005; Die Langenbeck'sche Glosse von 1497, Hamburg 2008) zurück. Weder der Schwabenspiegel noch überhaupt der europäische Südosten kommen dabei vor. Nur mittelbar dem Schwabenspiegel, aber doch der rechtshistorischen Forschung im Donaugebiet gewidmet ist der etwas nach Festrede klingende forschungsgeschichtliche Beitrag von JÓZSEF RUSZOLY über die beiden Szegeder Rechtshistoriker György Bónis und Lázló Blazovich. Den eigentlich einzigen explizit und hauptsächlich dem Schwabenspiegel gewidmeten Beitrag steuert dem Band BERND KANNOWSKI mit seiner schön bebilderten Abhandlung über „Tiere im Schwabenspiegel“ (S. 191-218) bei.

Einen zweiten wichtigen Schwerpunkt machen quellenkundliche Studien aus, die einzelne, vor allem ungarische Rechtsquellen in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken und in Verhältnis zu anderen Rechtsquellen setzen, so etwa MAGDOLNA GEDEON (Schemnitzer Rechtsbuch), BÉLA SZABÓ (Eigen-Landrecht der Siebenbürger Sachsen), GÁBOR HAMZA (Tripartitum), ERIKA NIKOLICZA (Ofner Stadtrecht) und der unlängst verstorbene ILPO TAPANI PIIRAINEN, der sich mit seinem besonderen Spezialgebiet, dem Zipser Recht und dessen Rezeption, befasste. Hier wird man viel Bekanntes, aber auch manches neue Detail finden. Der Schwabenspiegel spielt dabei oft nur eine Randrolle und wird mitunter von den sächsisch-magdeburgischen Rechtsquellen überstrahlt. Aber das liegt natürlich in der Sache.

Insgesamt also ein eher durchwachsender Band, der als neuer Impuls zur Revitalisierung der Schwabenspiegelforschung willkommen ist und bleibt, aber einzelne Schwächen nicht leugnen kann. Insbesondere wird mancher Leser enttäuscht sein, dass der sogenannte Schwabenspiegel in vielen Beiträgen dann doch weniger prominent ist als der Titel verspricht und vielmehr das sächsisch-magdeburgische Recht im Mittelpunkt steht. Der Band weist ein erfreulich umfangreiches Register auf. Verwunderlich dagegen ist das Literaturverzeichnis, dem angesichts der Uneinheitlichkeit offensichtlich keine redaktionelle Bearbeitung mehr zuteil geworden ist. Da, wie oben erwähnt, neue Forschungen zum sogenannten Schwabenspiegel durchaus keine Regelmäßigkeit sind, sollte übrigens abschließend der Hinweis auf die Bayreuther Dissertation von LUCAS WÜSTHOF über den Schwabenspiegel und das Augsburger Stadtrecht nicht fehlen, die 2015 wohl vorgelegt worden, aber noch nicht im Druck erschienen ist (vgl. den Beitrag von Kannowski, S. 35).

Mannheim

Hiram Kümper

Der Vertrag von Ripen 1460 und die Anfänge der politischen Partizipation in Schleswig-Holstein, im Reich und in Nordeuropa, hrsg. von OLIVER AUGÉ/BURKHARD BÜSING (Kieler Historische Studien, Bd. 43; Zeit + Geschichte, Bd. 24), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2012. – 548 S., 32 Abb., Ln. (ISBN: 978-3-7995-5943-0, Preis: 59,00 €).

Das nördlichste deutsche Bundesland Schleswig-Holstein wirbt seit 2014 mit dem Motto „Der echte Norden“. Nach der Vorstellung des Werbespruchs ertönten vor allem aus dem benachbarten und in der eigenen Wahrnehmung ebenso norddeutschen Mecklenburg-Vorpommern (eigenes Motto: „MV tut gut“) Unkenrufe. Warum entsprechende Beschwerden nicht bereits bei dem ebenso nichtsagenden und gleichfalls auf die ganze Tiefebene zwischen Stettiner Haff, Lüneburger Heide und Kieler Förde

applizierbaren älteren ‚Dreiwortler‘ „Land der Horizonte“ (dem alten Landesmotto) aufkamen, muss dahingestellt bleiben. Interessanterweise hat die leicht als Provinzposse abgetane Beschäftigung mit kurzen einprägsamen Wortfolgen hoch im Norden Tradition.

Das leicht abgeändert aus dem Vertrag von Ripen aus dem Jahr 1460 entlehnte „up ewig ungedelt“ (eigentlich *dat se bliuen ewich tosamende ungedelt*) bewegte bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder das Land zwischen Nord- und Ostsee. Insofern lag es nahe, zur 550. Wiederkehr der Vertragsausstellung im Jahr 2010 eine Tagung zu veranstalten. Das Ergebnis ist ein gewichtiger, ansprechend gestalteter Sammelband. Die insgesamt 23 Beiträge, die neben dem titelgebenden Dokument vor allem die Entwicklung in Nordeuropa und im Reich nachzeichnen, können an dieser Stelle nicht alle en détail gewürdigt werden. Der Fokus sei stattdessen im Folgenden auf einige thematische Wegmarken gelegt.

Von zentraler Bedeutung sind in der ersten Sektion „Ripen und die ständische Partizipation in Schleswig-Holstein“ zweifelsohne die Aufsätze von CARSTEN JAHNKE („Die Anomalie des Normalen. Das ‚dat se bliuen ewich tosamende ungedelt‘ und die Ripener Wahlhandfeste von 1460“, S. 39-72) und REIMER HANSEN („Die Bestimmung und die Bedeutung der Unteilbarkeitsformel des Ripener Privilegs 1460“, S. 73-100), welche die Forschungskontroverse um die Gültigkeit der Unteilbarkeitsbestimmung für Schleswig und Holstein bzw. die Frage, ob es eine solche überhaupt gab, aufgreifen. Jahnke führt seine bereits 2003 formulierte Kritik an der Deutung des bekannten Teilsatzes in dem von ihm als Wahlhandfeste des dänischen Königs Christian I. bezeichneten Text aus. Nach seiner nicht in allen Punkten nachvollziehbaren Interpretation besaß der Ripener Vertrag nur während der Lebenszeit des Herrschers Gültigkeit; das Wort *ewich* sei zudem nicht im Sinne von „ewig“ zu verstehen. Auf Grundlage dieser und anderer Argumente kommt er zu dem Schluss, das Dokument sei „weder das große Staatsgrundgesetz der Lande noch ein Privileg der Unteilbarkeit“ (S. 71). Kritik an dieser neueren Deutung der Quelle wird im direkt nachfolgenden Beitrag von Reimer Hansen laut. Er legt überzeugend dar, dass die mehrfach von den verschiedenen dänischen Herrschern bestätigten Ripener Privilegien tatsächlich dauerhafte Wirkung besaßen. Auch die sprachlichen Argumente Jahnkes kann Hansen unter anderem mit einem Verweis auf das zentrale Verfassungsdokument des römisch-deutschen Reichs im Spätmittelalter, die Goldene Bulle, nachvollziehbar entkräften. Weitere Beiträge der Sektion widmen sich etwa dem nordelbischen Adel (DETLEV KRAACK, „Von ‚kleinen Krautern‘ und großen Herren. Der nordelbische Adel vor 1460“, S. 101-140) und der Rolle von Klerus und Städten auf den schleswig-holsteinischen Landtagen (OLIVER AUGÉ, „Zur Rolle von Klerus und Städten auf den schleswig-holsteinischen Landtagen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“, S. 155-177). Die Rezeption der Ereignisse um die Entstehung des Ripener Vertrags bzw. die Rolle des Dokuments im 20. Jahrhundert untersuchen BURKHARD BÜSING („Die Rezeption der Ereignisse des Frühjahrs 1460 in Chroniken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit“, S. 201-220) und LENA CORDES („Vom Zeugnis schleswig-holsteinischer Einheit zum Symbol für Frieden, Recht und Freiheit: Der Vertrag von Ripen als Erinnerungsort des Bundeslandes Schleswig-Holstein (bis 1960)“, S. 221-240).

In der sich anschließenden Sektion wird die ständische Partizipation im Reich anhand ausgewählter Beispiele in den Blick genommen. Auf Grundlage ihrer Dissertationen tun dies etwa TIM NEU für Hessen („Von ständischer Vielfalt zu verfasster Einheit. Zum Konstruktionscharakter landständischer Herrschaftspartizipation am Beispiel der Landgrafschaft Hessen(-Kassel)“, S. 299-326) und AXEL METZ für den Südwesten („In ansehung des, daz wir alls römischer künig ir her sein“. Königtum und Landstände in Süddeutschland an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit“, S. 387-401). Für die sächsische Landesgeschichte dürfte besonders der Beitrag von CHRISTOPH VOLKMAR

zu den Wettinern von Interesse sein („Territoriale Funktionseliten, Ständebildung und Politische Partizipation im Machtbereich der Wettiner“, S. 373-385). Beschlossen wird der Band nach drei Aufsätzen zu Ständen in Skandinavien von den unterhaltsam zu lesenden verschriftlichten Abendvorträgen von WERNER PARAVICINI über die Privilegienlade der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft („Ein Gegenstand beginnt zu sprechen: Die Privilegienlade der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft vom Anfang des 16. Jahrhunderts“, S. 465-507) und RAINER HERING zu den Herausforderungen der Digitalisierung für die archivalische Praxis („Von der Urkunde zur E-Mail. Herausforderungen an Archive und historische Hilfswissenschaften“, S. 509-520). Abgerundet wird der Band nach HARM VON SEGGERS Zusammenfassung durch mehrere farbige Abbildungen zu einzelnen Beiträgen.

Den Herausgebern ist es gelungen, einen Band vorzulegen, der sich durch eine wohlüberlegte Gliederung auszeichnet. Die Beiträge zum Vertrag von Ripen greifen die Forschung zu diesem trotz Jahnkes Kritik noch immer zentralen Dokument der Schleswig-Holsteinischen Geschichte auf und beleuchten seine Entstehung und Wirkung eingehend. Die auf andere Territorien des Reichs und auf Nordeuropa blickenden Texte bieten gute Einführungen in die jeweiligen Forschungen zur landständischen Verfassung und seien Interessierten daher besonders ans Herz gelegt. Das Fehlen eines Registers ist bedauerlich. Gerade die auf einzelne Gebiete bezogenen Artikel lassen sich jedoch auch gut ohne ein solches erschließen.

Insgesamt zeigt der Band deutlich das Potenzial einer Beschäftigung mit der in der deutschsprachigen Literatur lange Zeit eher randständig behandelten Geschichte des Landes zwischen Nord- und Ostsee in der Vormoderne. Da dem Rezensenten die Besprechung erst längere Zeit nach Erscheinen des Werks angetragen wurde, ist es zudem möglich, das Buch bereits in einen größeren Kontext einzuordnen. Die zugrundeliegende Tagung aus dem Jahr 2010 kann mit Fug und Recht als Startschuss für die in den letzten Jahren quantitativ und qualitativ stark intensivierte historische Erforschung des nördlichsten Bundeslandes gesehen werden. Diese Entwicklung ist mindestens so erfreulich wie der Sammelband selbst.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

Von Sachsen-Anhalt in die Welt. Der Sachsenspiegel als europäische Rechtsquelle, hrsg. von HEINER LÜCK (Signa Iuris, Bd. 14), Peter Junkermann Verlag, Halle/Saale 2015. – 259 S., geb. (ISBN: 978-3-941226-36-4, Preis: 78,00 €).

Das 800. Jubiläum Anhalts 2012 hat auch eine Tagung zur wohl bedeutendsten dort entstandenen Rechtsquelle des Mittelalters mit sich gebracht: dem Sachsenspiegel des Eike von Repgow. Deren Ergebnisse liegen nun im Druck vor. Veranstaltet wurde sie in Köthen von Heiner Lück, dem seit mehreren Jahrzehnten wohl aktivsten Vertreter der deutschen Sachsenspiegel-Forschung. Als Beiträger ist er diesmal aber nicht selbst mit von der Partie. Der Band ist bewusst auf die titelgebende Welt, also international ausgerichtet. Der Sache nach sind vor allem Forscherinnen und Forscher aus Osteuropa, dem zentralen Rezeptionsgebiet des sächsisch-magdeburgischen Rechts vertreten. So wenden sich die Beiträge von JIŘÍ ŠOUŠA (Böhmen), JOLANTA KARPAVIČIENĖ (Litauen), MIKOLA KOBYLEC'KY (Ukraine), DIRK MOLDT (Siebenbürgen) und ALEXANDER ROGATSCHEWSKI verbreitungs- und rezeptionsgeschichtlichen Fragen zu – letzterer in einer umfangreichen und spannenden Detailstudie samt Dokumentenanhang zur Rolle des magdeburgischen Rechts für die städtischen Selbstverwaltung im Russland des 17. und 18. Jahrhunderts am Beispiel der Kleinstadt Belyj. ANDRZEJ GULCZYŃSKI

untersucht die Illustration polnischer Sachsenspiegeldrucke unter rechtsikonografischen Aspekten und kommt zu dem Ergebnis, dass sich im Grunde nur sehr gängige Ikonografien finden lassen. Es fallen aber immerhin die vergleichsweise häufigen Darstellungen von König und mitunter auch Sejm in den Illustrationen auf. Der einzige Ausrutscher nach Westen, der Beitrag von IGNACIO CZEGUHN über „Rechtsbücher in Spanien“ (S. 223-232), schließt nach einigen sehr allgemeinen, vergleichenden Ausführungen über die Entstehung von Rechtsaufzeichnungen im 13. Jahrhundert auf der Iberischen Halbinsel mit dem äußerst spannenden Hinweis auf eine Referenz auf das „speculum in Saxoniae“ in den Protokollen der Cortes Catalanes von 1251. Leider wird die Urkunde selbst an dieser Stelle weder ediert noch genauer quellenkritisch besprochen. Beides wird aber in einem zukünftigen Beitrag des Verfassers in Aussicht gestellt, auf den man schon jetzt gespannt sein darf. Forschungsgeschichtlich angelegt ist der Beitrag von DAN SATO, der die – schon seit dem frühen 20. Jahrhundert sehr rege – Sachsenspiegelforschung in Japan Revue passieren lässt. An solche japanischen und leider auch noch immer in Deutschland wenig rezipierten Forschungen, die nämlich von Takeshi Ishikawa, der andere wichtige Studien auch in deutscher Sprache publiziert hat, schließt der belgische Lehnrechtsexperte DIRK HEIRBAUT an, der sich in den letzten Jahren erfreulich regelmäßig in die Sachsenspiegelforschung eingebracht und gemeinsam mit anderen Forschern dem lange stiefmütterlich behandelten Lehnrechtsteil des Sachsenspiegels zu neuem Recht verholfen hat. Er weist darauf hin, dass die Sachsenspiegel-Bearbeitungen im europäischen Nordwesten („Holländischer Sachsenspiegel“) dringend neuerer Erforschung, vor allem in textgeschichtlicher Hinsicht, bedürfen. Insgesamt also kann man sagen: Der Mehrwert dieses Tagungsbandes liegt – sieht man von Heirbauts deutlich auch programmatisch angelegten Beitrag einmal ab – sicher eher im Detail als in großen Thesen. Diese allerdings sind mitunter durchaus bemerkenswert und sollten nicht unterschätzt werden. In den letzten Jahren ist unser Bild von der Verbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts gerade in Mittel- und Osteuropa schrittweise immer dichter geworden. Dazu trägt auch dieser Band bei.

Mannheim

Hiram Kümper

Geheime Post. Kryptologie und Steganographie der diplomatischen Korrespondenz europäischer Höfe während der Frühen Neuzeit, hrsg. von ANNE-SIMONE ROUS/MARTIN MULSOW (Historische Forschungen, Bd. 106), Duncker & Humblot, Berlin 2015. – 294 S., brosch. (ISBN: 978-3-428-14417-4, Preis: 79,90 €).

Forschungen zur Geschichte der internationalen Beziehungen durchlaufen seit einigen Jahrzehnten einen Wandlungsprozess, der zu einer methodischen Öffnung mit interdisziplinären Ansätzen geführt hat. Die Methoden der geheimen Kommunikation standen bislang aber eher im Schatten des Forschungsinteresses. Dabei bergen Archive im In- und Ausland bis heute unzählige diplomatische Korrespondenzen, die aufgrund ihrer Verschlüsselung einer Auswertung entzogen sind. Der vorliegende Sammelband trägt diesem Desiderat Rechnung und vereint die 18 Beiträge einer Tagung in Gotha zur Kryptologie und Steganografie der diplomatischen Korrespondenz der Frühen Neuzeit mit einem thematisch wie regional breitem Spektrum.

Ein erster Komplex mit fünf Aufsätzen führt in die Thematik ein und zeigt aktuelle Forschungsprobleme und Diskurse. Die Verschlüsselung von Nachrichten (Kryptologie) und das Verbergen einer Nachrichtenübermittlung (Steganografie) haben dabei stets mehrere Dimensionen. Neben dem Interesse der Forschung an der Entschlüsselung bis heute nicht decodierbarer Informationen sind die Techniken der Geheimhal-

tung selbst Forschungsgegenstand und das Niveau der zeitgenössisch angewandten Systeme Indiz für den Entwicklungsstand der Akteure. Angefangen von einer einfachen Buchstabenverschiebung im Alphabet über die Benutzung von Symbolen bis hin zu alphanumerischer und zuletzt rein numerischer Codierung entwickelten sich die Techniken zur Verschlüsselung im Laufe der Frühen Neuzeit in Europa erheblich weiter. KLAUS SCHMEH zeigt in seinem einführenden Beitrag Methoden, Probleme und Forschungsbedarf der historischen Kryptoanalyse auf dem Weg zu einer eigenständigen Wissenschaft (S. 25-40). Dabei benennt er vor allem zahlreiche technische Aspekte, die einer systematischen Aufarbeitung harren und die Entschlüsselung unbekannter Codes erleichtern würden: die Ausdehnung bestehender OCR-Verfahren zur automatisierten Texterkennung auf historische Handschriften, eine Chronologie der Verschlüsselungsverfahren, der Aufbau einer Codebuch-Datenbank, Übersichtsarbeiten zur Nutzung von statistischen Verfahren und zur Vorgehensweise beim Dechiffrieren sowie die Entwicklung einer Kryptoanalyse-Software. GERHARD F. STRASSER bietet danach einen Überblick über Universalsprachen vom 16. bis 19. Jahrhundert im Kontext von Kryptografie und Philosophie. Er betont dabei die enge Verzahnung der Entwicklung geeigneter Zeichensysteme zur Verschlüsselung und den Anspruch zur Schaffung von Universalsprachen von Trithemius bis Leibniz (S. 41-72). Nicht das Verbergen, sondern das sprachenübergreifende Verbinden stand bei vielen Neuschöpfungen von Zeichensystemen im Vordergrund. Dagegen stehen im Beitrag von MARTIN ESPENHORST Aspekte der Geheimhaltung als Instrument der vormodernen Friedenssicherung im Vordergrund (S. 73-85). Zwar ist trotz der Analyse von über 2 000 Friedensverträgen in der Zeit von 1450 bis 1789 kein derartiges Dokument in Geheimschrift bekannt, dennoch war die Verhinderung von Wissen Teil frühmoderner Friedensprozesse. Der Ausschluss von Dritten durch Geheimverträge oder Geheimartikel stellt eine Innovation der vormodernen Friedenssicherung dar. Geheimhaltung wurde zum akzeptierten Friedensinstrument.

Die folgenden Beiträge berühren von Spanien, dem Haus Habsburg über Frankreich und Großbritannien bis nach Sachsen-Polen ein europaweit umspannendes Gebiet. Sie umfassen gleichermaßen übergreifende Themen wie die Verwendung von Chiffren in der diplomatischen Korrespondenz des Kaiserhofes im 17. und 18. Jahrhundert (LEOPOLD AUER, S. 153-169) oder die Verschlüsselung französischer Ministerialkorrespondenzen 1650-1730 (JÖRG ULBERT, S. 269-280) als auch detailreiche Einzelstudien wie die Kommunikation verfolgter englischer Protestanten unter ‚Bloody Mary‘ 1553-1558 (MARTIN SKOERIES, S. 195-207) oder die schwedische chiffrierte diplomatische Korrespondenz über die britische ‚Unlawful Societies Act‘ 1799 (ANDREAS ÖNNERFORS, S. 209-223). Einige Beiträge zeigen dabei auch neue Interpretationsansätze vermeintlich bekannter Tatsachen aufgrund eigens entschlüsselter Dokumente.

Näher eingegangen sei an dieser Stelle auf die drei Artikel aus dem sächsisch-polnischen Umfeld. Zunächst präsentiert MICHAEL KOREY zwei kaum bekannte Chiffriergeräte der Dresdner Kunstskammer aus dem 16. und 17. Jahrhundert, einem Zeitpunkt, zu dem die deutschen Territorien auf dem Gebiet der Verschlüsselung als eher rückschrittlich galten (S. 225-234). Es handelt sich einerseits um einen Geheimschriftzirkel (1633) mit aufgebrachten Alphabeten auf der Vorder- und Rückseite, der ohne weitere Permutationen genutzt eine recht einfache Verschlüsselungsmethode darstellte, wobei die tatsächliche Anwendung nicht ganz klar ist. Andererseits wird eine Permutationsmaschine (um 1578) aus 24 übereinanderliegenden drehbaren Messingscheiben mit jeweils eingraviertem Alphabet vorgestellt, die eine polyalphabetische Transposition ermöglichte. Dieses Instrument, von dem ein gleichartiges aus so früher Zeit bislang nicht bekannt ist, steht für ein sehr hohes zumindest theoretisches Niveau der Chiffrierkunst.

MARIUS W. KACZKA stellt die Geheimdiplomatie und -kommunikation der polnischen Diplomaten in Istanbul im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts vor (S. 235-251). Dabei geht er einerseits auf das System der unabhängigen Nutzung sächsischer und polnischer Gesandtschaften durch August II. an die Pforte sowie auf parallele Abschiebungen Augusts II. und seines polnischen Gegenkönigs Stanisław Leszczyński und andererseits auf die an Einzelbeispielen gezeigte Missachtung völkerrechtlicher Normen des Osmanischen Reichs etwa mit der Verhaftung von Diplomaten ein. Trotz dieser schwierigen Bedingungen im zwischenstaatlichen Verkehr erfolgte die Nutzung der Verschlüsselung von Korrespondenzen unterschiedlich intensiv sowohl hinsichtlich Quantität, Methode und der Anwendung für bestimmte Inhalte.

HOLGER KÜRBIS stellt die Gesandtschaft des sächsischen Diplomaten Johann Benedikt Wolters an den Gothaer Hof 1710 und ihr Scheitern aufgrund fehlenden zeremoniellen Feingefühls dar (S. 253-267). Anhand eines Beispiels aus dem diplomatischen Alltag wird die Bedeutung einer Chiffre auf eine symbolische Ebene gehoben. Da die Chiffre vom Gesandten selbst stammen könnte, in der Realität kaum und eher für allgemein Bekanntes benutzt wurde, während etwa Korrespondenzen der gleichen Zeit vom Berliner Hof gänzlich unverschlüsselt blieben, liegt die Interpretation der eigenen Bedeutungssteigerung und Hebung der diplomatischen Professionalität nahe.

Die präsentierten Beiträge geben einen umfassenden Überblick zum aktuellen Forschungsstand einer kaum bekannten historischen Disziplin. Sie zeigen regional wie thematisch sowohl große Linien als auch detailreiche Einzelergebnisse, die häufig auf eigenen Decodierungen der Autoren beruhen. Auch die für Laien gut verständlich dargestellten technischen Erfordernisse und Forschungsdesiderata sind ein großer Gewinn und können dazu beitragen, historische Forschung und Informatik näher zusammenzubringen. Anne-Simone Rous kommt dabei nicht nur mit diesem Sammelband das Verdienst zu, einem in der sächsischen Landesgeschichte bislang wenig beachteten Thema zu größere Aufmerksamkeit zu verhelfen. Ihre Habilitationsschrift zur Geheimdiplomatie in Sachsen 1500–1763 (Universität Erfurt 2014) leistet hier einen doppelten Beitrag. Sie beleuchtet einerseits systematisch die Bedeutung der Verschlüsselung diplomatischer Korrespondenz in Kursachsen über einen mehr als 250-jährigen Zeitraum und erfasst andererseits über 1 300 im Hauptstaatsarchiv Dresden überlieferte Chiffrenschlüssel in einer Datenbank, mit deren Hilfe hoffentlich noch so manche Lücke in der sächsischen Landesgeschichte der Frühen Neuzeit geschlossen werden kann. Es bleibt zu hoffen, dass auch diese Arbeit bald publiziert wird.

Dresden

Judith Matzke

OLIVER HEYN, Das Militär des Fürstentums Sachsen-Hildburghausen 1680–1806 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe, Bd. 47), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015. – 488 S., 10 s/w Abb., 20 Tab., geb. (ISBN: 978-3-412-50154-9, Preis: 59,90 €).

Besaß Sachsen-Hildburghausen eine eigene Armee? Wem diese Frage beim Lesen des Titels der Dissertation von Oliver Heyns zuerst in den Sinn kommt, muss nicht in Verlegenheit geraten. Schließlich kann der gesamten neueren Militärgeschichte Unwissenheit in Bezug auf die Armeen der kleinen Reichsstände attestiert werden. Unter Aufzeigung dieses Desiderates zu den sozialen und militärischen Zuständen in den Kleinstaaten des Alten Reiches (S. 16) gibt Heyn seiner Untersuchung nicht nur die Richtung vor, sondern zielt jenseits davon auf die Breitenwirkung seines Projektes. Die Erforschung der militärischen Formationen in den mindermächtigen Territorien

soll mit seiner Studie eine „Modellvorlage“ erhalten, um damit einerseits für eine noch nicht vorhandene wissenschaftliche Militärgeschichte Thüringens „Pionierarbeit zu leisten“ (S. 23). Andererseits soll hierdurch die regionale Forschung generell angeregt werden. Dies kann nur als höchster Anspruch an die eigene Arbeit gewertet werden. Dem gilt es deshalb im Folgenden nachzugehen.

Mit der Schilderung des dramatischen Schicksals eines hildburghäusischen Grenadiers eröffnet Heyn seine Untersuchung und erarbeitet anhand dessen seinen kultursoziologischen Fragenkatalog. Es geht ihm demnach um die Herkunft, die Lebensumstände, den Soldatenalltag und somit schließlich um die frühneuzeitliche Lebenswelt der Soldaten des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen. Allerdings ist eben dieser Ansatz nicht neu, sondern innerhalb der aktuellen Militärgeschichte en vogue. Dessen ist sich der Verfasser bewusst und verweist an dieser Stelle auf die bisherigen kulturgeschichtlichen Forschungen, die sich seiner Meinung nach auf „meist größere Territorien des Alten Reiches sowie auf Reichs- bzw. Festungsstädte“ konzentriert hätten (S. 15). Hier kommen jedoch allein anhand Heyns eigener Auflistung der entsprechenden Werke Zweifel auf. Denn außer Kursachsen (S. KROLL, Soldaten im 18. Jahrhundert zwischen Friedensalltag und Kriegserfahrung, Paderborn u. a. 2006; M. VON SALISCH, Treue Deserteure. Das kursächsische Militär und der Siebenjährige Krieg, München 2009) finden sich dort keine großen Reichsstände. Die ungeklärte Frage nach der Definition von „groß“ oder „klein“ mag hier entscheidend sein.

Davon abgesehen führt die Frage nach der unterschiedlichen territorialen Ausdehnung eines Reichsstandes und der Verbindung mit dessen Militär in die Irre. Vielmehr sollte danach gefragt werden, was die Armeen der kleinsten Länder im Vergleich mit den Heeren der Großen besonders macht. Dem versucht sich der Autor mithilfe eines strukturellen Ansatzes zu nähern. Begonnen beim vormaligen Aufbau des sächsisch-hildburghäusischen Militärs, eines allgemeinen Einführungskapitels und der Beschreibung der örtlichen Militärgerichtsbarkeit, gliedert er seine Arbeit in fünf inhaltliche Teile. Anscheinend formte Heyn die Abschnitte der einzelnen militärischen Formationen in Hildburghausen nach den Quellen, die ihm zur Verfügung standen, sodass die Kapitel unterschiedliche Analysentiefen und Umfänge aufweisen. Außerdem leidet dadurch die strikte Systematisierung, was im Mischen von ereignis- und sozialgeschichtlichen Passagen im Nacheinander der Kapitel offenbar wird. Gerade am Beispiel der Thematisierungen von Offizieren im Landesregiment, den Garden oder im Reichskontingent lässt sich dies nachvollziehen, da die Positionierung dieser wichtigen Akteursgruppe innerhalb der Kapitel nie einheitlich ist.

Als Grundlage des Werkes konnte Heyn auf zahlreiche und detaillierte Quellenbestände zurückgreifen, die nicht nur durch ihre vermeintlich vollständige Überlieferung, sondern auch aufgrund ihres Volumens als äußerst geeignet erschienen. Denn so zahlreich die Aktenrelikte auch sind, konnte er doch alle Schriftstücke sichten (S. 17). Von daher lohnt sich die Lektüre doppelt, locken doch Erkenntnisse, die auf einer vollständigen Akteneinsicht fußen.

Aus dem Gesamtwerk lässt sich der Abschnitt zum Reichskontingent hervorheben. Schlussfolgert der Autor doch selbst, dass seine Erkenntnisse zu den inländischen Aspekten des sächsisch-hildburghäusischen Militärs weitgehend mit den bisherigen Ergebnissen der kulturhistorischen Militärgeschichtsschreibung übereinstimmen (S. 448). Mit der Untersuchung des Reichskontingentes betritt Heyn hingegen neue Wege, die sich zum einen durch die sozialhistorische Analyse der Soldaten und zum anderen durch die Beschreibung des Proviantsystems auszeichnet. Insbesondere die logistischen Aspekte der obersächsischen Kreistruppen, welchen das sächsisch-hildburghäusische Kontingent angehörte, verdienen gesonderte Aufmerksamkeit. Anders als bei den süddeutschen Reichskreisen musste die Versorgung der Truppen im obersächsi-

schen Kreis durch die einzelnen Stände selbst organisiert werden; war der Kreis doch seit 1683 weitgehend inaktiv. Eben diese Mechanismen zum Unterhalt obersächsischer Verbände lagen bisher im Verborgenen.

Heyn vermochte es hier, Licht ins Dunkel zu bringen und die Vorgänge zur Heranschaffung des Nachschubes für die hildburghäusischen Soldaten detailliert nachzuzeichnen (S. 379). Die Verhältnisse im Jahr 1709 während des Spanischen Erbfolgekrieges dienen dem Autor als historisches Beispiel. In diesem Jahr funktionierte das Versorgungssystem von der herzoglichen Verwaltung und der Landschaftskasse ausgehend über einen Faktor, der wiederum Lieferanten vor Ort beauftragte. Ein Agent des Herzogs komplementierte das System, indem er die Verteilung des Geldstromes aus Hildburghausen organisierte. Erleichtert wird das Verständnis dieses verzweigten Systems durch den Gebrauch einer Übersicht (S. 383). Augenscheinlich bevorzugt Heyn dieses didaktische Mittel, um gerade bei facettenreichen Themen seine Erkenntnisse leicht verständlich vermitteln zu können. Tabellen, Grafiken sowie Abbildungen bilden im gesamten Werk einen wichtigen und durchaus hilfreichen Eckstein.

Aus dem Schaubild zum Versorgungssystem im Jahr 1709 geht hervor, dass das Netzwerk von zumeist jüdischen Kaufleuten essenziell für die Verpflegung der Soldaten war. Zudem legt der Verfasser akribisch die Schwachstellen jenes fragilen Kreislaufes frei. Denn sollte sich auch nur einer der Akteure durch den vermeintlichen Bruch einer Vereinbarung im Nachteil sehen oder es zu unvorhersehbaren Lieferschwierigkeiten kommen, war der Gesamtmechanismus gefährdet. Dennoch sieht Heyn nicht unter den Beteiligten die größte Gefahr für den reibungslosen Ablauf der Versorgung, sondern bei Wetterkapriolen, die die Straßen unpassierbar machen konnten (S. 385). Anscheinend gab es auch einen Verbesserungsbedarf beim logistischen Ablauf selbst. Die Indienstnahe von Faktoren umging die herzogliche Administration zunehmend, um stattdessen örtliche Händler unmittelbar mit der Lieferung von Lebensmitteln für die Soldaten zu beauftragen (S. 387). Vergleichbar mit der Bezahlung jener Lieferanten vor Ort gestaltete sich die Besoldung des hildburghäusischen Reichskontingentes über einen herzoglichen Agenten.

Zusammen mit den sozialhistorischen und im Falle der Offiziere des Kontingentes sogar den biografischen Erläuterungen ergibt sich ein vielseitiges Bild des Truppenverbandes für die Reichskriege. Die oftmals rezipierte, aber annähernd inhaltslose, Phrase des ‚buntgescheckten Reichsheeres‘ erhält somit ein fassbares Anschauungsobjekt. Wenn die von Heyn eingangs aufgestellten Fragen nach den sozialen, alltagshistorischen und strukturellen Gegebenheiten des Militärs in Sachsen-Hildburghausen nun auf die Soldaten für das Reich konzentriert werden, können seine Antworten darauf als Hauptleistung seines Werkes angesehen werden. Freilich sucht man vergebens nach einer solchen generellen Einordnung der Forschungsergebnisse. Auch unter der Berücksichtigung der Erkenntnisreichhaltigkeit und zum Teil erstmaligen Beschreibungen militärischer Verbände eines kleinen Reichsstandes gerät Heyns Studie in Gefahr, den Details zu verfallen. Eine Verknüpfung der Forschungserkenntnisse im Kleinen mit den großen Entwicklungen, wie der Etablierung stehender Heere ins frühneuzeitliche Gesellschaftssystem, lässt Heyn nur erahnen. Gerade das Kapitel des Reichskontingentes offenbart jedoch die Relevanz seiner Untersuchungen auch über die bescheidenen Landesgrenzen des Herzogtums hinaus.

Zusammenfassend bietet die Publikation einen reichhaltigen und vielschichtigen Einblick in die Lebenswelt des frühmodernen Militärs. Anlass zum Vergleich mit anderen Heeren des Alten Reiches bieten nicht nur die enthaltenen Ergebnisse, sondern schon die Anlage des Werkes. Vielerlei Stellen zum Anknüpfen erlauben es dem Buch deshalb, sich in die Riege bisheriger sozialgeschichtlicher Publikationen der Militärgeschichte einzufügen und sich dort als wichtiger Bestandteil zu etablieren. Als innovativ

in militärhistorischer Perspektive kann die Passage zum sächsisch-hildburghäusischen Reichskontingent hervorgehoben werden. In der Rolle eines bedeutenden Bausteins in der Erforschung der Reichsarmee scheint sich die Studie allerdings viel zu wenig selbst zu verstehen. Doch sollte genau hier das Verdienst von Heyns Forschungen gesehen werden. Jeder, der in der heutigen Zeit zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit forscht, ist in der Zukunft wohl nur schwerlich in der Lage, dieses Werk zu umgehen.

Essen

Martin Schröder

Zäsuren und Kontinuitäten im Schatten Napoleons. Eine Annäherung an die Gebiete des heutigen Sachsen und Tschechien zwischen 1805/06 und 1813, hrsg. von OLIVER BENJAMIN HEMMERLE/ULRIKE BRUMMERT (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 62), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2010. – 228 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-8300-3903-7, Preis: 75,00 €).

Das Bild des Napoleonischen Zeitalters ist bis heute wesentlich geprägt durch nationale Sichtweisen, obwohl der Einfluss des französischen Kaisers nahezu auf dem gesamten europäischen Kontinent seine Spuren hinterließ, wie JEAN TULARD in seinem Vorwort (S. 7 f.) zu der hier zu besprechenden Publikation festhält. Eine Zusammenführung dieser Perspektiven erscheint also mithin in jeder Hinsicht wünschenswert, zumal sich transnationale Betrachtungen in der Forschung insgesamt einer auflebenden Konjunktur erfreuen. In dem vorliegenden Sammelband nehmen die Herausgeber, die Chemnitzer Professorin für Romanische Kulturwissenschaft Ulrike Brummert und der Historiker Oliver Benjamin Hemmerle, den geografischen Raum des heutigen deutschen Bundeslandes Sachsen und der Tschechischen Republik genauer in den Blick, wobei ihnen zugegebenermaßen auch die Frage der Förderung des Projekts diesen grenzüberschreitenden Rahmen vorgab (S. 9).

Die Basis des Bandes bilden zum einen Beiträge eines deutsch-tschechischen Workshops aus dem Jahr 2007, wobei durch die Aufnahme zusätzlicher Aufsätze der Bogen zur Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte in beiden Räumen geschlagen wird. So reicht die Varianz von historischen, über geschichtsdidaktische bis hin zu literaturwissenschaftlichen Beiträgen. Jene werden zum anderen noch mit den Ergebnissen einer, eher illustrativen denn Erkenntnis generierenden, Enquete bekannter Persönlichkeiten aus dem heutigen Freistaat Sachsen und der Tschechischen Republik (S. 117-134) sowie zweier Quellensammlungen, einer allgemeinen zum Napoleonischen Zeitalter und dessen Rezeption (S. 135-176) und einer mit speziellen zu Reichstadt (tschech. Zákupy) und seinem Herzog, Napoleons Sohn aus der Ehe mit Marie Louise von Österreich (S. 177-206), ergänzt.

Insgesamt untergliedert sich der Band nach der Einführung also in vier inhaltliche Abschnitte. Dabei gliedert sich der erste wie bereits angekündigt in zwei Teile (S. 17-116), da sich vier Aufsätze mit realhistorischen Phänomenen sowie vier weitere mit der Wirkungsgeschichte beschäftigen. Hierbei wird eine multiperspektivische oder vergleichende Betrachtung der beiden im Mittelpunkt stehenden Gebiete jedoch nicht stringent angewendet. Vielmehr beschäftigen sich die vier historischen Aufsätze nahezu ausschließlich mit der sächsischen Perspektive. Der sprichwörtliche ‚Blick über den Kamm des Erzgebirges‘ geht dabei im Wesentlichen verloren. So beschreibt zunächst RAINER WÄCHTLER die Anerkennung der Republik Frankreich durch Kursachsen („Der Frieden von Lunéville, Chursachsen und die Anerkennung der Republik Frankreich“, S. 17-23) mit einem klassisch-diplomatiegeschichtlichen Zugriff. Anschließend thematisiert JOSEF MATZERATH („Konstanz oder Bedeutungs- und Funktionswandel

des Adels zwischen 1805/06 und 1813?“, S. 25-35) die Konstanten und Veränderungen in der Lebenswelt des sächsischen Adels zwischen Ende des Alten Reiches und dem Ende der napoleonischen Vorherrschaft anhand der Tagebuchaufzeichnungen von Robert Freiherrn von Welck. Ebenfalls auf der Grundlage eines Ego-Dokuments, dem Tagebuch des sächsischen Infanteristen Christian Friedrich Frenzel, schildert SEBASTIAN SCHAAR („Über den Feldzugsalltag eines einfachen sächsischen Soldaten“, S. 51-60) Eindrücke aus dem Alltag eines einfachen sächsischen Soldaten während der Napoleonischen Kriege, beispielsweise zu den Themen Marsch oder Schlacht. Den vierten der realgeschichtlichen Beiträge bilden ROMAN TÖPPELS wirtschaftsgeschichtliche Ausführungen („Die sächsische Wirtschaft, Kriegslasten und die Kontinentalsperre“, S. 37-50), wobei er insbesondere auf die Auswirkungen der sächsischen Textilproduktion als Schlüsselwirtschaft Sachsens eingeht. Insgesamt wäre es in diesem Abschnitt wünschenswert gewesen, dass der Band durch die Aufnahme ähnlicher Beiträge aus dem tschechischen Raum bereichert und damit das Blickfeld erweitert worden wäre.

Der zweite Teil der Beiträge beleuchtet die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte und wurde im Wesentlichen von Mitherausgeber OLIVER BENJAMIN HEMMERLE verfasst, der drei der vier Aufsätze beisteuert. Den Anfang macht dabei der Aufsatz zur Beschäftigung des Prager Schriftstellers – und vor allem als Herausgeber der Schriften Franz Kafkas bekannt gewordene – Max Brod (1884–1968) mit dem Wirken Napoleons („[K]önnen Sie recht wohl [...] ein deutscher Träumer [sein]“: Napoleon Bonaparte und Max Brod zwischen Prag und Tel Aviv“, S. 61-75), wobei Brod als Wandler zwischen der tschechischen, deutschen und jüdischen Sprachwelt von besonderem Interesse ist. In einem zweiten Beitrag („Zwei Napoleon-Forscher in Prag und Leipzig: August Fournier und Walter Markov“, S. 77-84) betrachtet Hemmerle anschließend die Arbeit zweier bedeutender Forscher zum Napoleonischen Zeitalter, die ihre Wirkungsstätten in Tschechien bzw. Sachsen hatten. Jedoch erschöpft sich die Darstellung lediglich in der Vorstellung der Werke beider Wissenschaftler. Als dritter Aufsatz wurden die von JAN ZAJIC verfassten Ergebnisse einer bilateralen Arbeitsgruppe aufgenommen („Bayerischer, sächsischer und tschechischer Geschichtsunterricht: Das Gymnasium und die deutsch-tschechischen Beziehungen“, S. 85-98), die Lehrer in Tschechien, Sachsen und Bayern nach ihren Erfahrungen zur Vermittlung deutsch-tschechischer Geschichte befragte. Jedoch setzt die Studie erst mit dem Vormärz ein, was sie im Rahmen des Bandes wie einen Fremdkörper erscheinen lassen könnte. Der letzte Beitrag („Zwischen „Völkerschlachtdenkmal“ und „Moyla Miru“: Monumentalisierung und Musealisierung des Napoleonischen Zeitalters“, S. 99-115) wurde abermals von Oliver Benjamin Hemmerle verfasst und widmet sich der Denkmalkultur zum Napoleonischen Zeitalter, wobei den deutschen Phänomenen mehr Platz eingeräumt wird als den tschechischen Beispielen. Alles in allem wird dieser Teil der Beiträge dem Anspruch einer transnationalen Betrachtung in höherem Maße gerecht.

Im zweiten Abschnitt des Bandes wird die doppelte Sichtweise in dem Sinne fortgesetzt, dass hier die Ergebnisse einer Enquete von Vertretern aus Politik und Gesellschaft beiderseits der Grenze über deren Gedanken zum Napoleonischen Zeitalter im Bezug auf den Freistaat Sachsen und die Tschechische Republik präsentiert werden. Eingeleitet von Hemmerle werden Antworten von sieben sächsischen und fünf tschechischen Befragten wiedergegeben, unter anderem von den ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf und Georg Milbradt und dem damaligen Ministerpräsidenten der Tschechischen Republik Mirek Topolánek. Die Statements gestalten sich jedoch sehr heterogen und sind wenig repräsentativ. Sie lassen lediglich ein gewisses Stimmungsbild bzw. populäres Geschichtsbild am Beginn des 21. Jahrhunderts durchscheinen, wie Hemmerle richtig festhält (S. 120).

Den dritten Teil der Publikation stellt die allgemeine Quellensammlung dar, die von Liedern mit Bezug auf die Schlachten von Austerlitz und Leipzig, über Tagebuch-

einträge Franz Kafkas und Dokumenten zur tschechisch-französischen Napoleonforschung der Zwischenkriegszeit bis zum Verweis auf Medaillen zur Napoleonischen Zeit im heutigen Sachsen und Tschechien reichen. Diese sollen, gerade auch durch ihre Heterogenität, auf noch zu bearbeitende Phänomene im Themenkontext hinweisen. Dies gilt ebenso für den vierten Abschnitt des Sammelbandes, der speziellen Sammlung von Trouvaillen zu Reichstadt und seinem Herzog. Hier spannt sich der Bogen von den habsburgischen Diplomen zur Etablierung des Herzogtums und des Herzogs von Reichstadt aus dem Jahre 1818 bis zur Beurteilung des Herzogs und des Agierens des österreichischen Hofes durch Heinrich von Treitschke.

Abgerundet wird der Band durch eine umfangreiche Bibliografie (S. 207-219), die zunächst allgemeine und anschließend Publikationen zu Sachsen und Tschechien auführt, und einem abschließenden Register (S. 220-225).

Über die Bemerkungen zur Zusammenstellung des Sammelbandes hinaus ist kritisch anzumerken, dass die Aufmachung des Buches mindestens gewöhnungsbedürftig ist. Dies zeigt sich einerseits an der zu klein geratenen Typenwahl, denn sowohl die Fußnoten als auch längere (Quellen-)Zitate sind nur mit erhöhter Konzentration flüssig lesbar (bspw. S. 141-147, 165-169). Andererseits sind die Illustrationen in einer nicht publikationsadäquaten Auflösung abgedruckt worden und haben daher nur rudimentäre Aussagekraft. Darüber hinaus irritiert auch die Anordnung dieser Abbildungen, die entkoppelt von den betreffenden Texten scheinbar willkürlich im Band verstreut wurden. So finden sich die Bilder zu den Seiten 135 bis 175 auf Seite 16 oder auf Seite 36 diejenigen zu den Seiten 99 bis 115.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass es dem Sammelband gelingt, bisherige Forschungsergebnisse zu veranschaulichen und einige Perspektiven für die weitergehende Beschäftigung aufzuzeigen. Jedoch wären eine stringenter Verfolgung des transnationalen Ansatzes, beispielsweise durch die zusätzliche Aufnahme tschechischer Beiträge zur Realgeschichte der Umbruchszeit um 1800 sowie ein noch stärkerer Fokus auf die im Titel anklingenden Zäsuren und Kontinuitäten gewinnbringend gewesen.

Dresden

Torsten Schwenke

ISABELLA BLANK, *Der bestrafte König?* Die sächsische Frage 1813-1815, Universität Heidelberg, Heidelberg 2013. – 463 S. (Onlinepublikation der Universitätsbibliothek Heidelberg: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/15630>).

Als die Teilnehmer des Wiener Kongresses sich anschickten, das politische Gefüge Europas nach den Wirren der Revolutions- und Koalitionskriege neu zu ordnen, standen sie vor einem Problem: Wie sollten sie mit Sachsen verfahren, dessen König Friedrich August I. sich als Verbündeter Napoleons seit der Völkerschlacht bei Leipzig in Gewahrsam der Koalitionsmächte befand? Die divergierenden Interessen der einzelnen Mächte in dieser Frage bewirkten, dass die sogenannte Sächsische Frage – oder auch Polnisch-Sächsische Frage – zur Zerreißprobe des Kongresses geriet. Am Ende wurde Friedrich August I. zwar als König bestätigt und wieder eingesetzt, Sachsen allerdings verlor mehr als die Hälfte seines Territoriums. Dieser wichtigen Stellung im Verhandlungsgefüge des Wiener Kongresses, aber auch seiner Bedeutung als Zäsur in der sächsischen Geschichte geschuldet, ist die „Sächsische Frage“ zwar seit jeher – und in den Jubiläumsjahren 2014/15 insbesondere – problematisiert worden, eine intensive Auseinandersetzung in monografischer Form ist hingegen selten. Umso erfreulicher erscheint es daher, dass sich Isabella Blank mit der hier anzuzeigenden Schrift dieser Thematik widmet, die bereits 2013 als Dissertation bei Volker Sellin in Heidelberg

vorgelegt wurde und in unveränderter Form als reine Onlinepublikation der Universitätsbibliothek Heidelberg erschienen ist.

In einem einführenden Problemaufriss hebt Blank zunächst hervor, dass trotz der recht umfangreichen Forschung zur Thematik eine Reihe von Fragen, insbesondere die Behandlung Sachsens und Friedrich Augusts I. betreffend, unbeantwortet blieb. Vor allem die Gründe, „die zum singulären Schicksal Sachsens und seines Königs führten“, seien bisher kaum einer objektiv-kritischen Untersuchung unterworfen worden, wobei gerade diese „singuläre“ Behandlung für die Autorin von Interesse ist, da sie in Kontrast zu den eigentlichen Leitlinien des Wiener Kongresses – Restauration, Legitimität und Gleichgewicht – zu stehen scheint (S. 2). Blank möchte mit einer Analyse jener Ursachen sowie des Agierens der sächsischen Politik zwischen 1813 und 1815 nicht nur einen vertieften Blick auf einen wichtigen Komplex der sächsischen Geschichte werfen. Ihr Ziel ist es vielmehr, sich – der jüngeren landesgeschichtlichen Forschung folgend – kritisch mit Deutungen der älteren Geschichtsforschung auseinanderzusetzen, die Friedrich August I. wahlweise als letzten Parteigänger Napoleons verurteilte oder ihn zum bloßen Opfer der Verhältnisse seiner Zeit stilisierte. Mehr noch: Sie will den Begriff der „Sächsische Frage“ als generellen Forschungsbegriff etabliert wissen, der sich nicht nur auf die Verhandlungen auf dem Wiener Kongress beschränken, sondern den gesamten Themenkomplex der sächsischen (politischen) Geschichte von 1813 bis 1815 und dessen „Bedeutung für die Bewertung von Legitimität, Gleichgewicht und Herrschaftverständnis“ (S. 5) umfassen sollte.

Dem „weiten“ Verständnis der „Sächsischen Frage“ entsprechend, setzt der inhaltliche Teil der Arbeit mit der Vorgeschichte und den Ereignissen des Jahres 1813 ein (Teil A). Blank entfaltete dabei ein detailreiches Bild der sächsischen Politik, die nach der Niederlage Napoleons auf dem Russlandfeldzug 1812 und dem Vormarsch preußisch-russischer Truppen auf sächsisches Gebiet unter Zugzwang geriet. Bereits in dieser frühen Phase hätten sich Preußen und Russland, so Blanks Vermutung, auf eine vollständige oder anteilige Annexion Sachsens verständigt. Ihren Fokus legt die Autorin jedoch in erster Linie auf die Verhandlungen zwischen Sachsen und Österreich vom Frühjahr 1813. Ihr gelingt es dabei anhand der archivalischen Überlieferung und entgegen der älteren sächsischen Forschung zu zeigen, dass der Plan eines sächsisch-österreichischen Defensivbündnisses wesentlich von Wien initiiert wurde, wobei der Dresdner Hof sich mehr als zögerlich verhielt (S. 62-101). Letztendlich wurden die in der sogenannten sächsisch-österreichischen Konvention getroffenen Vereinbarungen jedoch vom zeitlichen Geschehen überholt, als nach der für Napoleon siegreichen Schlacht von Großgörschen Anfang Mai 1813 ein erneuter Vormarsch des französischen Kaisers möglich zu sein schien. Friedrich August I. – tief verunsichert und von Napoleon unter Druck gesetzt – schlug sich folglich und gewissermaßen mit Ratifikation der Konvention wieder auf die Seite Napoleons. Die zögerliche Haltung Sachsens, das Scheitern der Konvention sowie die Vereinbarungen zwischen Preußen und Russland, so konstatiert Blank bereits hier, seien in der Folge die entscheidenden Faktoren für den Umgang der Koalitionskräfte mit Sachsen gewesen (S. 166 f.).

Im zweiten Teil rücken die eigentlichen Verhandlungen auf dem Wiener Kongress in den Mittelpunkt (Teil B). Quellengrundlage bilden hier die zahlreichen diplomatischen Korrespondenzen verschiedener Kongressteilnehmer und insbesondere des sächsischen Exilhofes in Friedrichsfelde, wo Friedrich August I. unter Arrest stehend lebte und stetigen Kontakt zum sächsischen Gesandten in Wien hielt. Die Autorin geht hierbei zunächst auf die Strategie und die Überlegungen der sächsischen Regierung hinsichtlich des weiteren Vorgehens ein. Sie beschreibt dabei den Versuch einer öffentlichen Meinungsbildung zugunsten des sächsischen Königs mittels lancierter Flugschriften, wobei der Verweis auf Legitimität der Herrschaft der Wettiner über

Sachsen im Vordergrund stand (S. 175-178). Ausgehend davon analysiert Blank die Verhandlungen auf dem Wiener Kongress zur „Sächsischen Frage“. Im Kern beschreibt sie dabei fünf Gründe für den „eklatanten Unterschied“ (S. 266) der Behandlung Sachsens im Vergleich zu anderen Rheinbundstaaten und Verbündeten Napoleons: 1. Sachsen konnte – anders als andere Rheinbundstaaten – vor dem Herbst 1813 keinen Vertrag über den Beitritt zur antinapoleonischen Koalition schließen und besaß dementsprechend keine Besitzstandsgarantie; 2. spielte seine geopolitische Lage in der Mitte Europas in den Plänen der Mächte eine große Rolle, wollte man doch gerade hier stabile Strukturen schaffen; 3. galt es bereits seit Anfang 1813 Preußen und Russland als geeignete „Entschädigungsmasse“ (S. 268) für deren eigene territoriale Neuformierung; 4. war Friedrich August I. durch die Rückkehr an die Seite Napoleons im Mai 1813 diskreditiert; 5. wurde Sachsen auf dem Kongress gezielt als „politischen Waffe“ (S. 269) eingesetzt, mithilfe derer beispielsweise Frankreich die Rückkehr in das Mächtekonzert gelingen sollte.

Während die ersten beiden Kapitel dem Leser so Einblick in die diplomatischen, zum Großteil im Geheimen geführten Verhandlungen gewähren, wendet sich Blank im abschließenden Teil C einem weiteren Untersuchungsfeld zu: den Flugschriften und der öffentlichen Debatte. Diese Vorgehensweise erscheint schlüssig, wurde doch die „Sächsische Frage“ nicht nur auf dem Kongress thematisiert, sondern war auch ein kontrovers diskutierter Gegenstand der zeitgenössischen Publizistik. Die Autorin stützt sich dabei im Wesentlichen auf die schon in Ferdinand Troskas Arbeit über „Die Publizistik zur Sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß“ (Halle Kongreß 1891) genannten Flugschriften. Die Autorin arbeitet die wesentlichen Argumentationsstränge heraus und zeigt auf, wie es in der Publizistik zur Entfaltung einer „Fülle von politischen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und historischen Argumenten“ (S. 398) kam, die sich in erster Linie mit der Rechtmäßigkeit der Gefangennahme und Suspendierung Friedrich Augusts I. auseinandersetzten. Der juristischen Erörterung der „Sächsischen Frage“ widmet sie dementsprechend auch ein Unterkapitel (S. 399-428), in dem die Verhandlung anhand weniger Beispiele dargestellt werden. Diese eher strukturell-systematische Darstellung wäre auch für die anderen Argumentationsstränge geeigneter gewesen. Zwar werden die einzelnen Flugschriften in ihrer chronologischen Reihenfolge vorgestellt, kurz kontextualisiert und inhaltlich wiedergegeben. Eine stärkere Verknüpfung und Verallgemeinerung sowie etwas straffere Darstellung hätten hier nicht nur den Lesefluss verbessert, sondern der zu erzielenden Aussage präzisere Konturen verliehen. Überhaupt muss kritisch eingewandt werden, dass eine konzisere Darstellung nicht nur des letzten Kapitels, sondern auch der vorherigen geholfen hätte, der analytischen Tiefenbohrung mehr Beachtung zu schenken und gleichzeitig die eigentlichen neuen Erkenntnisse stärker zu akzentuieren und hervorzuheben.

Trotz dieser Einwände bleibt festzuhalten, dass sich ein Blick in Isabella Blanks Studie lohnt, auch gerade wegen des Reichtums der von ihr vorgelegten Quellen. Mit ihrem Ergebnis, dass Friedrich August I. – und mit ihm Sachsen – nicht in erster Linie bestraft werden sollten, sondern lediglich eine Figur im Mächtenspiel war, erweitert sie das Feld der Erklärungs- und Deutungsansätze einer für die sächsische Geschichte zentralen Zeit um eine weitere Facette und bietet so Anregungen zur weiteren, vertiefenden Forschung.

Die Abgeordneten der kurhessischen Ständeversammlungen 1830–1866, im Auftrag des Hessischen Landtags, hrsg. von EWALD GROTHE unter Mitarbeit von Armin Sieburg (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 48,13; Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen, Bd. 43), Historische Kommission für Hessen, Marburg 2016. – XIII, 170 S., 122 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-942225-33-5, Preis: 24,00 €).

Im Vergleich zu Sachsen und zu allen anderen Bundesländern ist es um die biografische Erforschung des hessischen Landesparlamentarismus sehr gut bestellt – und dass trotz der politisch-territorialen Fragmentierung des Raumes, der vor 70 Jahren zum Bundesland Hessen vereinigt wurde. Gleich ob für das Großherzogtum Hessen, das Fürstentum Waldeck, das Herzogtum Nassau oder für die preußischen Kommunallandtage: Für sehr viele parlamentarische Körperschaften liegen mittlerweile umfangreiche biografische Handbücher vor (vgl. z. B. Hessische Abgeordnete 1820–1933, hrsg. von K.-D. RACK/B. VIELSMEIER, Darmstadt 2008; Die Abgeordneten des Preußischen Kommunallandtags in Kassel 1867–1933, bearb. von D. PELDA, Marburg 1999; R. KÖNIG, Die Abgeordneten des Waldeckischen Landtags von 1848 bis 1929, Marburg 1985). Auf Grundlage der bis Mitte der 1990er-Jahre erschienenen biografischen Handbücher zum hessischen Landesparlamentarismus legte zudem der frühere hessische Landtagspräsident Jochen Lengemann einen Indexband über alle ab 1808 in Hessen wirkenden Parlamentarierinnen und Parlamentariern vor (vgl. J. LENGEMANN, MdL Hessen 1808–1996, Marburg 1996) – „ein Werk, das in anderen deutschen Ländern bisher seinesgleichen sucht“ (S. IX).

Der vorliegende Band zu den Abgeordneten der kurhessischen Ständeversammlungen der Jahre 1830 bis 1866 wurde von Ewald Grothe, dem Leiter des Archivs des Liberalismus der Friedrich-Naumann-Stiftung, herausgegeben. Grothe, der in der Einleitung auf die Schwierigkeiten der Ermittlung von biografischen Angaben insbesondere der Abgeordneten aus der Zeit vor 1870/71 (S. VII f.) und den langen Zeitraum der Entstehung dieses Werkes – Vorarbeiten hierzu begannen bereits Anfang der 1990er-Jahre – hinweist (S. XIII), schließt damit an eine sehr frühe Arbeit zur biografischen Erforschung des deutschen Länderparlamentarismus an: einer Studie von Philipp Losch aus dem Jahr 1909 (vgl. P. LOSCH, Die Abgeordneten der kurhessischen Ständeversammlungen von 1830 bis 1866, Marburg 1909). Zugleich steht der Band als Zeugnis einer seit den 1970er-Jahren sehr intensiv betriebenen Forschungstätigkeit zur parlamentarischen Geschichte des Landes – und zugleich auch dafür, wie intensiv der dortige Landtag dies unterstützt. Die unter Federführung des ehemaligen hessischen Landtagspräsidenten Hans Wagner bereits Ende der 1970er-Jahre gegründete Kommission des Hessischen Landtags für das Forschungsvorhaben „Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen“ hat seit ihrem Bestehen über 40 Bände in der gleichnamigen Reihe vorgelegt (vgl. N. KARTMANN, 25 Jahre Kommission des Hessischen Landtags für das Forschungsvorhaben „Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen“, Wiesbaden 2006).

Im anzuzeigenden Band sind insgesamt 525 Abgeordnete verzeichnet (S. 3–134). Von fast jedem vierten Parlamentarier konnte zudem eine Abbildung zum Abdruck gebracht werden – angesichts des betrachteten Zeitraums eine beachtliche Quote. Aufnahme fanden auch einige Personen, die zwar gewählt, aber nicht als Abgeordnete zugelassen wurden sowie die sogenannten Landtagskommissare, die den Schriftverkehr zwischen der Ständeversammlung und der Regierung führten (S. IX f.). Geboten werden die biografischen Stammdaten der Parlamentarier: neben dem Namen und den Angaben zu Geburts- und Todesdaten die Geburts- und Sterbeorte, die Eltern

und Ehepartner, der ausgeübte Beruf, die Mandatszeit sowie der Wahlkreis, für den sie im kurhessischen Parlament saßen. Zudem sind jedem Personeneintrag Quellen- und Literaturnachweise beigelegt, die eine eingehendere Beschäftigung mit den Parlamentariern erlauben und zugleich die umfangreichen Archiv- und Literaturstudien dokumentieren, die diesem Band zugrunde liegen.

Die Zusammenstellung umfasst die Zeit des vor dem Inkrafttreten der Verfassung bestehenden konstituierenden Landtags (ab Oktober 1830) bis 1866, als das im Deutschen Krieg auf Seiten Österreichs stehende Kurfürstentum nach der Niederlage von Preußen annektiert wurde. In dieser Zeit wurden neben dem konstituierenden Landtag insgesamt 21 Landtage abgehalten. Der liberalen Gesinnung der Verfassung von 1831 folgend, war das Parlament zunächst im Ein-Kammer-System verfasst. In der „Reaktionsära“ (S. XI) wurde dies außer Kraft gesetzt und 1852 ein Zwei-Kammer-System eingeführt, wie es in vielen deutschen Staaten jener Zeit existierte. Mit dem 20. Landtag 1862/63 kehrte man dann wiederum – auf Druck der Großmächte Preußen und Österreich – zum Ein-Kammer-System zurück. Der Band führt – dieser historischen Entwicklung folgend – alle Abgeordneten auf, gleich welcher Kammer sie angehörten.

Als überaus nützlich erweist sich eine Übersicht über die personelle Zusammensetzung der einzelnen Landtage (S. 135-144), aus der die Daten der Zusammenkünfte, die jeweiligen Landtagskommissare, die Präsidenten sowie die personelle Besetzung entnommen werden können. Ein Ortsregister (S. 164-170) schließt den Band ab und macht auch Beziehungen zu Sachsen sichtbar: So wirkte zum Beispiel Ludwig Freiherr von Edelsheim (1823–1872), zwischen 1855 und 1860 dreimal Mitglied der Stände, als badischer Gesandter in Dresden, der in Leipzig gebürtige Altphilologe Theodor Bergk (1812–1881) vertrat 1847/48 die Universitätsstadt Marburg und Daniel Georg Ludwig Moeli (1817–1894), im Jahr 1863 Landtagskommissar, war ab 1879 fünf Jahre lang Reichsgerichtsrat in Leipzig.

Vielleicht mag die gut erforschte Parlamentarismusgeschichte Hessens im Allgemeinen oder dieser Band im Besonderen Anstoß dafür geben, den sächsischen Parlamentarismus intensiver als bisher auch biografisch zu erforschen (vgl. bislang hierzu insbesondere die Arbeiten von J. MATZERATH, *Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte*, Dresden 1998 ff.; E. DÖSCHER/W. SCHRÖDER, *Sächsische Parlamentarier 1869–1918*, Düsseldorf 2001). Das seit 2013 bestehende und an die Technische Universität Dresden angebundene Graduiertenkolleg „Geschichte der sächsischen Landtage“ lässt zumindest auf eine intensivere Beschäftigung mit der sächsischen Landtagsgeschichte hoffen, in deren Zuge vielleicht auch die Abgeordneten der unterschiedlichen Epochen wieder stärker in den Blickpunkt rücken.

Der Forderung des Herausgebers, den Band als „biographischen Beitrag zur hessischen Landesgeschichte [zu] betrachten, der angesichts der fortlaufenden Erschließung von Archivbeständen und weiterer biographischer Forschungen der steten Korrektur und Ergänzung [...] bedarf“ (S. XIII), kann ergänzend zur Seite gestellt werden, dass die darin enthaltenen Personendaten sukzessive in die „Hessische Biografie“ des „Landesgeschichtlichen Informationssystems für Hessen“ (www.lagis-hessen.de) eingepflegt und dort online zur Verfügung gestellt werden.

Marburg

Lutz Vogel

Führerschule, Thingplatz, „Judenhaus“. Orte und Gebäude der nationalsozialistischen Diktatur in Sachsen, hrsg. von KONSTANTIN HERMANN, Sandstein Verlag, Dresden 2014. – 320 S., 82 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95498-052-9, Preis: 19,80 €).

Geschichte ist eng mit den Orten verbunden, an denen sie passiert, sich über Funktion und Architektur manifestiert wie – mit Blick auf die damit verbundenen und immer wieder neu verhandelten Erinnerungen – auch neu konstruiert, wenn sie nicht dem Vergessen anheimfällt. Die Frage, wie insbesondere jene Orte und Räume für Forschung, Bildung und Öffentlichkeit zu erschließen sind, die im Kontext der Zeit des Nationalsozialismus entstanden, genutzt oder missbraucht wurden und in denen sich nationalsozialistische Politik wie Ideologie widerspiegeln, beschäftigt auch die Geschichtsschreibung zu Sachsen schon länger. Neben Lokalstudien zu zwischen 1933 und 1945 entstandenen Bauten (u. a. M. DONATH, *Architektur in Dresden 1933–1945*, Dresden 2007) erschien zuletzt etwa ein wissenschaftlich fundierter Reiseführer (M. SCHMEITZNER/F. WEIL, *Sachsen 1933–1945. Der historische Reiseführer*, Berlin 2014), der ein breites Publikum an ausgewählte Orte, die sowohl für Herrschaft, Repression und Verfolgung als auch das Leben in der ‚Volksgemeinschaft‘ stehen, heranführen und diese in der gesellschaftlichen Erinnerung verankern helfen will.

Auch der von Konstantin Hermann herausgegebene Band will mit seinen Beiträgen jenen, bedingt durch Zerstörung, anderweitige Nachnutzung, die Geschichtspolitik des SED-Staats und Bemühungen um eine Entledigung der nationalsozialistischen Vergangenheit oft in Vergessenheit geratenen und „kaum bekannten Topografien nach[gehen], [...] die Geschichte von Gebäuden und Gebäude-Ensembles und deren Nutzung“ (S. 9) schildern. Einen gelungenen Abriss bietet diesbezüglich zumindest der einführende Essay von THOMAS WIDERA. Der abschließende Beitrag von NORBERT HAASE greift ebenfalls die Frage des Umgangs mit (wiederaufgefundenen) baulichen Relikten aus der Zeit zwischen 1933 und 1945, ihrer Aktivierung und Dekonstruktion auf, deren „Interpretationshegemonie“ (S. 307) in der offenen Gesellschaft dauerhaft Gegenstand des kulturellen und politischen Interessensausgleichs sei.

Dazwischen versammelt der Band 67 kurze Beiträge von Fachwissenschaftlern wie Lokalforschern, die bis auf einen – im Band eher als Exkurs wirkenden und wohl auch deshalb, wenn auch hier nicht wirklich passend, der Einleitung zugeschlagenen – Abriss zur Geschichte der völkischen Bewegung in Sachsen vor 1933 von JUSTUS H. ULBRICHT, zwölf thematischen Abschnitten zugeordnet sind. Dass Vorwort und Cover gar von über 75 Beiträgen sprechen, lässt vermuten, dass ursprünglich noch weit mehr Orte aufgenommen werden sollten. Die thematischen Abschnitte präsentieren einerseits chronologische, auch die Vorgeschichte der NS-Bewegung einschließende Zeiträume („Kampfzeit“; „Machtergreifung“ und „Gleichschaltung“; Krieg und „Zusammenbruch“) und einzelne Gesellschaftsfelder der Diktatur (Inszenierung, Massenbegeisterung und Medien; Architektur und Städtebau; Bildung und (Pseudo-)Wissenschaft; Kirchen- und Religionsgemeinschaften; Kunst und Massenkultur; Wirtschaft und Verkehr). Andererseits nehmen sie die Repressions- und Verfolgungsmaßnahmen des Regimes (Widerstand, Verfolgung und Rettung; Jüdisches Leben und Vernichtung) in den Blick. Der erste Abschnitt wendet sich darüber hinaus „Raum und Region“ zu. Insgesamt entsteht, auch weil eine Einführung in die Gliederung fehlt, der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit bei der thematischen Strukturierung des Bandes, der ferner in seinen Zuordnungen nicht ohne Fehler ist: So ist der Beitrag von GUNDA ULBRICHT zur Städteplanung im Nationalsozialismus dem Abschnitt „Jüdisches Leben und Vernichtung“ statt „Architektur und Städtebau“ zugeordnet, vermutlich, weil die Autorin für ihre Arbeiten zur Geschichte der Juden in Sachsen bekannt ist.

Die einzelnen, durch fachlich kompetente Autorinnen und Autoren verfassten Artikel bringen vielfach die Forschungsergebnisse der letzten Jahre auf den Punkt – so etwa im Fall der Beiträge von GERHARD LINDEMANN zum Landeskirchenamt in Dresden oder von NORBERT LITTIG zur jüdischen Unternehmerfamilie Schönwald

in Großröhrsdorf – oder machen sie gar erstmals in dieser Form zugänglich, wie die Aufsätze von STEFAN DONTH zu dem in Dresden-Rochwitz lebenden Bergsteiger und Kommunisten Gerhard Grabs und von VOLKER KNÜPFER zum Sächsischen Logenmuseum in Chemnitz. Die Auswahl umfasst dabei bewusst nicht nur Aspekte der Verfolgung, sondern nimmt Politik, Wirtschaft und Alltag in Frieden wie Krieg gleichermaßen in den Blick. „Orte und Gebäude der nationalsozialistischen Diktatur“, so der Untertitel des Bandes, schließen hierbei Gebäude ein, die vor 1933 errichtet und von den Nationalsozialisten weitergenutzt wurden. In den meisten Fällen werden darüber hinaus Nachnutzungen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs umrissen, wie etwa für den als Kurheim „Elsa Fenske“ der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes weiter genutzten ehemaligen Gajjägerhof in Grillenburg, dem sich MIKE SCHMEITZNER zuwendet. Eine stärkere Auseinandersetzung mit den bis in die Gegenwart reichenden lokalen Erinnerungspolitiken erfolgt jedoch kaum.

Betrachtet man alle Beiträge zusammengenommen, so werden auch hier deutlich unterschiedliche konzeptionelle Stoßrichtungen deutlich: So stellen viele der Beiträge einen konkreten Ort oder ein Gebäude in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen und zeichnen dessen Geschichte während der NS-Diktatur nach. Exemplarisch stehen hierfür u. a. die Aufsätze von BORIS BÖHM zur Reichsverwaltungsschule auf dem Sonnenstein in Pirna, von UWE RICHTER zur Wohnanlage „Am Sonnenrad“ in Freiberg, die „die totale Indienstnahme der Architektur und der Stadtplanung als machtpolitisches Instrument der NS-Diktatur“ (S. 101) verkörpert habe, und von MANFRED ZEIDLER zur Luftkriegsschule Dresden-Klotzsche. Ein anderer Teil der Beiträge wendet sich dagegen Ereignissen wie dem „Führerbesuch“ und der „Treuekundgebung“ in Dresden 1934 bzw. 1944 (KONSTANTIN HERMANN), dem „Bekanntnis“ der Leipziger Professoren zu Hitler (KONSTANTIN HERMANN) und der „Feierohmd-Schau“ 1937/38 in Schwarzenberg (THOMAS SCHAARSCHMIDT) zu, die zwar mit einem bestimmten Ort oder Gebäude in Verbindung stehen, diese aber nicht in den Mittelpunkt stellen. Wohl auch deshalb bedingen sich innerhalb des Bandes einige inhaltliche Dopplungen, für die exemplarisch das Dresdner Volkshaus steht, das sowohl als Ort einer Bücherverbrennung (HENRIETTE KUNZ), der Verfolgung der Gewerkschaften (SWEN STEINBERG/WILLY BUSCHAK) und des NS-Gauverlags (KONSTANTIN HERMANN) behandelt ist. Auch die Dimensionen der vorgestellten Räume unterscheiden sich erheblich und reichen von der Region – KONSTANTIN HERMANN und ULF JACOB wenden sich dem Erzgebirge bzw. der Oberlausitz zu, deren Bedeutung als „Grenzland“ (dieses Thema bestimmt auch zahlreiche weitere Artikel) sie hervorheben, während STEPHAN DEHN den Südwesten Sachsens als frühes Zentrum der NS-Bewegung vorstellt – über den konkreten Ort, wie im Fall des Beitrags von UWE RICHTER zur 750-Jahr-Feier Freibergs 1938, bis hin zu einzelnen Gebäuden, Ensembles oder Denkmälern, wie es für die Ausführungen LARS-ARNE DANNENBERGS zum Kamenzer Thingplatz und MARION IGLS zum Reichenbacher Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs gilt.

Eine besondere Dimension des Raumes erschließen darüber hinaus – und dies scheint vor dem Hintergrund der in der Geschichtsforschung nach wie vor diskutierten Netzwerk-Ansätze von besonderem Interesse – jene Aufsätze, die Infrastrukturen analysieren: So widmet sich STEPHAN DEHN in zwei Beiträgen dem Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal und den sächsischen Reichsautobahnen, KONSTANTIN HERMANN der Laufstrecke der Fackelträger für Olympia 1936 und JOACHIM SCHINDLER Fluchtwegen Verfolgter über das Erzgebirge und die Sächsische Schweiz. Hier liegen für zukünftige Forschungsprojekte weitere Potenziale, wie zuletzt auch Veröffentlichungen etwa zu Deportationsrouten für Juden in Sachsen (A. GOTTWALDT, Dresden, eine Drehscheibe der „Judendeportationen“ im Zweiten Weltkrieg?, in: Schuhe von Toten. Dresden und die Shoa, hrsg. von G. PIEKEN/M. ROGG, Dresden 2014, S. 78-97)

und den „Todesmärschen“ (u. a. H. BRENNER, Todesmärsche und Todestransporte. Konzentrationslager Groß-Rosen und die Nebenlager, Chemnitz/Dresden 2015) gezeigt haben. Auch die im Vorwort erwähnten „Stolpersteine“, ein Projekt des Künstlers Gunter Demnig, könnten als dezentrale Erinnerungsinfrastruktur in den Blick genommen werden.

Ein Band zur Geschichte von Orten und Gebäuden bleibt schließlich hinsichtlich seiner geografischen Dimensionen und Reichweiten zu befragen. Eine Einführung in die zwischen 1933 und 1945 bestehende politisch-territoriale Gliederung wäre jedenfalls wünschenswert gewesen, sodass dem Leser auch vor Augen gestanden hätte, dass Niesky – KAI WENZEL wendet sich der dort angesiedelten Planungsbehörde FOKORAD, nach deren Plänen Holzbaubetriebe im ganzen Deutschen Reich Baracken für alle Nutzungszwecke herstellten (S. 200) – und Reichenbach in der Oberlausitz – MANFRED STEINMANN schreibt zur Geschichte eines dortigen Rundfunksenders – während der Zeit des Nationalsozialismus tatsächlich zu Preußen gehörten. Insgesamt decken die gewählten Orte und Gebäude das Gebiet des heutigen Sachsens ab, bewusst, so das Vorwort, „ohne einen regionalen Schwerpunkt zu setzen“ (S. 9). Dennoch sind vor allem jene Orte und Gebäude, die sich in Dresden oder dessen näherer Umgebung befanden, im Band stärker repräsentiert.

Gerade mit Blick auf ein breiteres Lesepublikum, das dem Buch in jedem Fall zu wünschen ist, wäre auch eine Visualisierung der Orte und Gebäude durch eine entsprechende Karte wünschenswert gewesen. Ein Personenregister ermöglicht, trotz einzelner Abweichungen von Seitenreferenzen und doppelter Aufführung von identischen Personen (Friedrich Emil Krauss/Krauß) einen leichten Zugang. Ein nochmaliges Lektorat hätte hier, wie auch in Bezug auf den oben genannten Zuordnungsfehler oder mit Blick auf falsch geschriebene Namen im Autorenverzeichnis, sicherlich Abhilfe geschaffen.

Die Qualität der einzelnen Beiträge mindern diese strukturellen Defizite indes nicht. Dass die meisten von ihnen den vorgestellten Ort oder Bau bzw. ein Ereignis in meist zwei bis fünf Seiten allgemeinverständlich und mit Anmerkungsverzeichnis für eine weiterführende thematische Befassung auf den Punkt bringen, ist ein unschätzbare Pluspunkt. Neben Fachwissenschaft und Lokalforschung ist der Band deshalb auch für ein breites Lesepublikum zugänglich. Den selbstgestellten Auftrag, anhand einer „repräsentative[n] Auswahl [...] einen Anstoß und zahlreiche Anregungen für die diskursive Auseinandersetzung mit bekannten und bisher unbekanntem ‚NS-Orten‘ in Sachsen zu geben“ (S. 9), erfüllt er allemal. Es bleibt zu wünschen, dass er zu weiteren Forschungen wie auch Lokal- und Schülerstudien anregt.

Dresden

Daniel Ristau

Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte

ARNE EMIL CHRISTENSEN/WOLFGANG STEUSLOFF, Das Ebersdorfer Schiffmodell von 1400. Ein authentisches Sachzeugnis des spätmittelalterlichen Schiffbaus in Nordeuropa (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 70), Oceanum Verlag, Wiefelstede 2012. – 126 S., 69 farb. u. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86927-070-8, Preis: 24,90 €).

Die Besprechung einer schiffsbaukundlichen Arbeit in dieser Zeitschrift mag auf den ersten Blick überraschen, doch ist das Ebersdorfer Schiffmodell nicht nur ein bedeutendes Zeugnis der spätmittelalterlichen Seefahrtsgeschichte, sondern auch der

vorreformatorischen Frömmigkeitsgeschichte Sachsens. Die Kirche Unserer Lieben Frau in Ebersdorf nordöstlich von Chemnitz (heute Stadtteil Chemnitz-Ebersdorf) wurde wohl schon im späten 14. Jahrhundert zum Wallfahrtsort, der im frühen 15. Jahrhundert durch Besuche der Wettiner weiter gefördert wurde (den besten Überblick bietet bislang BIRGIT FRANKE, *Mittelalterliche Wallfahrt in Sachsen*, in: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege* 44 (2002), S. 299-389, hier S. 346-350, im vorliegenden Band nicht benutzt). Bemerkenswert ist, dass sich in Ebersdorf mehrere Votivgaben als Zeugnisse des Wallfahrtsbetriebes erhalten haben, darunter auch Kleidungsstücke der Wettiner Ernst und Albrecht, die 1455 Opfer des Prinzenraubes wurden und deren Eltern Kurfürst Friedrich II. und Katharina nach Errettung der Söhne u. a. diese Kleidungsstücke als Votivgabe der Muttergottes in Ebersdorf darbrachten. Als „ex voto“ wird auch das Schiffsmodell, das Gegenstand des vorliegenden Buches ist, in die Wallfahrtskirche gekommen sein. Die Sagenbildung hat sich des Schiffsmodells bemächtigt und daraus ein „Goldschiffchen“ gemacht (die Sage wiedergegeben S. 14 ff.), nämlich eine mit Gold gefüllte Votivgabe, die von Unbekannten aus Dank für die Errettung aus Seenot in der Kirche von Ebersdorf aufgehängt wurde. Weder die Person des Schenkers noch der genaue Anlass (eine Pilgerfahrt ins Heilige Land?) lassen sich aus den Quellen nachweisen, doch ist der Gesamtzusammenhang durchaus plausibel. Denn dass Schiffsmodelle als Votivgaben in Kirchen gegeben wurden, ist vielfältig belegt (siehe z. B. den Ausstellungskatalog: *Ex-voto marins du ponant. Offerts à Dieu ses Saints par les gens de la Mer du Nord, de la Manche et de l'Atlantique* (Katalog der Ausstellung im Musée de la Marine), Paris 1975, und das Buch von W. STEUSLOFF, *Votivschiffe*, Rostock 1981). Ob auch das sogenannte Mataró-Modell (Anfang des 15. Jahrhunderts) aus einem solchen kirchlichen Kontext stammt, scheint mittlerweile wieder fraglich zu sein. Unter den ältesten Votivbildern der Gnadenkapelle in Altötting findet sich auch die Darstellung einer Pilgergesellschaft, die 1518 mit ihrem Schiff auf dem Weg nach Santiago in Seenot geriet (abgebildet in: *Die Mirakelbilder der Hl. Kapelle in Altötting*, Altötting 2007, S. 36 f.).

Die Ausführungen über die Kirche in Ebersdorf und ihre wohl wertvollste Votivgabe gehören nicht zu den starken Seiten des Buches, was aber auch der dürftigen Forschungsgeschichte geschuldet ist. Dazu gehört die in der Literatur unablässig wiederholte Bezeichnung der Ebersdorfer Kirche als „Stiftskirche“, obwohl sie nie Sitz einer Säkularkanonikergemeinschaft war. Die irrtümliche Bezeichnung dürfte daher rühren, dass es an dieser Kirche eine größere Zahl von Altaristen (Messpriestern) gab, aber eine solche Konzentration von Geistlichen macht eben noch kein Stift.

Das eigentliche Anliegen des in Deutsch und Englisch verfassten Buches der beiden Autoren ist die genaue Dokumentation des Ebersdorfer Schiffsmodells. Der Rostocker Volkskundler Wolfgang Steusloff behandelt „Fundgeschichte, Identifizierung, erste Untersuchungsergebnisse und mögliches ursprüngliches Aussehen des Schiffsmodells“ (S. 23-44), das er nach jahrelanger beharrlicher Suche 1979 erstmals in Augenschein nehmen konnte, und der Osloer Archäologe Arne Emil Christensen analysiert „Das Ebersdorfer Modell: Bauweise, Vergleiche und mögliches ursprüngliches Aussehen“ (S. 45-102). Als wichtigstes Ergebnis kann hervorgehoben werden, dass das Ebersdorfer Modell aus der Zeit um 1400 stammt und damit älter ist als das berühmte Mataró-Modell; „das Ebersdorfer Modell ist das älteste Schiffsmodell Nordeuropas, das wie ein echtes Schiff gebaut ist“ (S. 47). Das Buch ist mit vorzüglichen Fotografien, Zeichnungen, Rissen und Abbildungen von Vergleichsbeispielen ausgestattet und bietet eine umfassende Dokumentation des Modells, das dauerhaft – nun durch eine Vitrine gesichert – in der Ebersdorfer Kirche ausgestellt ist.

Wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Großen Märkte/Messen. Statistische Zeugnisse aus den Leipziger Stadtrechnungen 1471/72 bis 1814/15, hrsg. von MANFRED STRAUBE (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 9), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 352 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-905-3, Preis: 49,00 €).

„Leipzig, welches durch Abgaben aller Art Tonnen Goldes aufbringt, hat zugleich durch seinen Meßhandel auf Sachsens Wohlstand einen entscheidenden Einfluss“ (J. G. HUNGER, *Denkwürdigkeiten zur Finanzgeschichte von Sachsen*, Leipzig 1790, S. 187) – mit diesen Worten beschrieb der kursächsische Finanzsekretär Johann Gottfried Hunger im Jahr 1790 die zentrale Bedeutung der Leipziger Messe für die sächsische Wirtschaft und vergaß dabei auch nicht, die für den sächsischen Staat und die Stadt Leipzig lukrativen Gebühreneinnahmen aus dem Messhandel zu erwähnen. Auf zwei von diesen geht Manfred Straube, Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Leipziger und sächsischen Wirtschafts- und Handelsgeschichte, in seinem neuen Buch ein: auf die Waageeinnahmen und die Standgeldeinnahmen. An ihrem Steigen und Fallen können wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Märkte bzw. Messen über mehrere Jahrhunderte hinweg beobachtet werden. Zugleich stellt Straube die Einnahmen aus dem Juden-Zins vor, die wertvolle Informationen über die Anwesenheit jüdischer Kaufleute auf den Leipziger Messen geben.

Quellengrundlage der Arbeit sind die im Leipziger Stadtarchiv verwahrten Stadtrechnungen. Zur Erfassung der Grunddaten mussten hunderte Jahreshauptrechnungen ausgewertet werden, eine Arbeit, die schon durch ihren schieren Umfang beeindruckt. Im Wirbel historiografischer „turns“ mit immer geringerem Haltbarkeitsdatum sind solche bodenständigen Arbeiten etwas aus der Mode gekommen. In der Einleitung führt Straube kenntnisreich in die von ihm verwendeten Rechnungsbände sowie in die Geschichte der Standgeld- und Waageeinnahmen ein. Dabei werden wichtige normative Regelungen vorgestellt und, wie die Waageordnung von 1518 oder die Waage- und Standgeldtafel von 1682, im Volltext dargeboten, was dem Leser einen guten Überblick über die Palette der in Leipzig gehandelten Waren verschafft. Auf 256 Seiten folgen nun, in Tabellen aufgegliedert und mit Erläuterungen versehen, die Waage- und Standgeldeinnahmen von 1471 bis 1815. Nützlich sind die in übersichtliche Zeitabschnitte aufgeteilten Diagramme, die einen raschen visuellen Eindruck vom Auf und Ab der Zahlen ermöglichen.

Im zweiten Teil seines Buches wendet sich Straube dem jüdischen Messebesuch zu und stellt mit den Judengeld-Messrechnungen eine bislang kaum ausgewertete Quelle vor. Die Rechnungen umfassen den Zeitraum von 1628 bis 1786 und enthalten Angaben über die Anwesenheit jüdischer Kaufleute, Frauen und „Jungen“ auf den Messen, die im Buch nur reduziert (Anzahl der Personen, Judenzinseinnahme) veröffentlicht werden konnten. Eine ausführliche Auswertung der Judengeld-Messrechnungen erscheint für Forschungen zur jüdischen Geschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert lohnend.

Seinen Anspruch, wichtiges statistisches Material für eine künftige, umfassende und moderne Geschichte der Leipziger Messen vorzulegen, hat Straube mit seinem Buch erfüllt. Bleibt zu hoffen, dass das aufwändig erhobene Datenmaterial von der Messegeschichtsforschung auch rege genutzt und ausgewertet wird.

JOACHIM C. HÄBERLEN, Vertrauen und Politik im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise 1929–1933/38 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 210), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013. – 367 S., 5 Abb., geb. (ISBN: 978-3-525-37028-5, Preis: 70,00 €).

Warum konnten in Frankreich hunderttausende Arbeiter für den „antifaschistischen Kampf“ mobilisiert werden, während nahezu gleichzeitig die deutsche Arbeiterbewegung im Kampf gegen den Nationalsozialismus unterlag? Dieser Frage geht Joachim Häberlen am Beispiel von Leipzig bis 1933 und Lyon bis 1938 nach, womit er zugleich zwei Zentren der organisierten Arbeiterschaft in Europa in den Blick nimmt. Sein Fokus auf den lokalen Raum wird dabei mit der Kategorie Vertrauen – und der Gegen-Kategorie Misstrauen – operationalisiert: Mit diesem in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte wie auch der Geschichte der Emotionen angewandten Begriff will der Autor in die politische Alltagsgeschichte und in das „Alltagsleben“ (S. 32) beider Städte vordringen und dabei darstellen, wie stark genau diese Gefühlsebene das Handeln der politischen Akteure bestimmte – in und aus privaten, nachbarschaftlichen und parteiinternen Kontexten. In diesem Zugriff liegt zweifelsohne der große Vorzug dieser Studie, die – mit allen damit verbundenen Unwägbarkeiten hinsichtlich der Quellen – folglich einen Beitrag zur jüngeren Politikgeschichte der Stadthistoriografie darstellt.

Der Band ist maßgeblich in zwei inhaltliche wie auch weitgehend chronologische Teile gegliedert: Einer umfassenden, methodisch wie auch hinsichtlich der Frage der Vergleichspunkte des gewählten Gegenstands überzeugend argumentierten Einleitung folgt mit Teil 1 das Beispiel Leipzig, das Fragen der politischen Gewalt in den Arbeitervierteln oder dem überaus interessanten Blickwinkel der Belästigung durch politische Aktivitäten in den Nachbarschaften und im Privatleben ab 1929 nachgeht. Deutlich wird dabei, wie stark das Moment der Parteipolitik hier zur Ausbildung von Lagern maßgeblich der SPD und KPD führte und wie sehr dies durch den Faktor Vertrauen bedingt wurde: Es entstanden in Leipzig schlicht keine Begegnungsräume auf ‚neutralem‘ oder privatem Terrain, die Austausch oder Annäherung bei inhaltlichen Berührungspunkten überhaupt ermöglichten. Vielmehr lassen sich die Konfliktlinien bis ins Freizeitverhalten nachvollziehen; insbesondere das Vereinswesen der Arbeiterbewegung wirkte hier folglich nicht befriedend, sondern stellte nur eine weitere Arena der Auseinandersetzung dar. Und mehr noch führte das Agieren der Akteure selbst zu einer maßgeblichen Steigerung des Misstrauens: Kommunisten infiltrierten die sozialdemokratischen Organisationen mit Spitzeln, gaben sich selbst als Sozialdemokraten aus, sammelten im Namen der SPD (aber nicht für sie) Spenden und verübten vereinzelt auch gezielte Gewaltakte; die Gewaltbereitschaft im Deutschen Reich markiert dabei einen wesentlichen Unterschied zum französischen Beispiel. Vice versa denunzierten SPD-Mitglieder Kommunisten etwa bei Unternehmensleitungen und der Polizei. Die Folge dessen war allerdings nicht nur ein Misstrauen nach außen, sondern auch ein Misstrauen in die eigene Organisation sowie zwischen Parteibasis und Führung. Im letzten Unterkapitel wird dann aufgezeigt, wie stark der Faktor Misstrauen auf die Spaltung der lokalen Arbeiterbewegung und eben in die jeweilige Partei zurückwirkte – und dadurch die Passivität des Frühjahrs 1933 und damit ihre eigene Zerstörung mit bedingte.

Teil 2 des Bandes widmet sich der Arbeiterbewegung in Lyon zwischen 1929 und 1938, wobei im ersten Unterkapitel die anders gelagerte politische Gemengelage vorgestellt wird: In Lyon wie auch in Frankreich allgemein kam den Parteien eine deutlich geringere Bedeutung bei der Organisation der Arbeiterinnen und Arbeiter zu, hier spielten die Gewerkschaften und in Lyon vor allem das Cartel Autonome du Bâti-

ments eine viel stärkere Rolle; der französische Syndikalismus hielt sich gewissermaßen traditionell von Parteien fern und suchte die direkte Auseinandersetzung mit den Unternehmern. Im Vergleich dazu waren zwar Vereinigungen wie der sozialdemokratisch geprägte Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB) und seine Mitgliedsgewerkschaften ebenfalls überaus mitgliederstark. Allerdings betrachteten viele sozialdemokratische Politiker und Funktionäre im Deutschen Reich den ADGB mehr als eine Vorfeldorganisation der eigenen Partei, die umsetzte und nicht selbst gestaltete. Und die sozialdemokratische Prägung des ADGB hatte zudem dazu geführt, dass die KPD Ende der 1920er-Jahre mit der Revolutionären Gewerkschaftsopposition eine ‚Gegengewerkschaft‘ gründete – die Organisationsform Gewerkschaft schied folglich in Leipzig ebenfalls als Begegnungsraum auf lokaler Ebene aus. Die gänzlich andere Rolle gewerkschaftlicher Organisation führte in Lyon in eine andere Gemengelage, hier wurde 1934 die sogenannte Einheitsfront aus Sozialisten und Kommunisten möglich und führte in die Bildung lokaler antifaschistischer Komitees bzw. zu bewussten Aufrufen der Zusammenarbeit – und des Vertrauens: Obwohl es vor allem zwischen den Parteien sehr wohl Misstrauen gab, das so auch kommuniziert wurde, ließ sich dies aber offenbar überwinden. Im Vergleich freilich sei hinzugefügt, dass infolge der auch überaus gewaltsamen Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung zwischen 1917 und 1919 die Vorgeschichte im Deutschen Reich sicherlich tiefere Gräben hinterlassen hatte, die etwa in Sachsen 1923 auch nicht durch eine kurzzeitige Kooperation zwischen KPD und SPD auf Landesebene überwunden wurden. Bestandteil dieser Entwicklung in Lyon 1934 waren zugleich die internationalen Rahmenbedingungen: Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme und der Flucht zahlreicher deutscher Funktionäre und Politiker war die Debatte um eine Volksfront vor allem zwischen Kommunisten, Sozialisten und Sozialdemokraten auch in deutschen Kreisen intensiviert worden. Hinzu kamen rechtsgerichtete politische Tendenzen im Frühjahr 1934, die sich nicht nur in Frankreich und hier insbesondere in Paris zeigten, sondern beispielsweise auch im Februaraufstand in Österreich sowie im anfangs einienden Moment des spanischen Bürgerkriegs. Diese Kooperation mündete in Lyon im Sommer 1936 in eine erfolgreich – und gemeinsam – durchgeführte Streikwelle; „die organisatorische Schwäche der Arbeiterbewegung“, reduziert man sie auf Parteiorganisationen, stellte sich in „Lyon als Stärke im Moment der Krise heraus“ (S. 323). Auf diesem Höhepunkt begann dann allerdings schon die Wirkung des Gegeneffekts der Politisierung, da die vor 1934 genauso ausgefochtenen sozialen Auseinandersetzungen nun eine zusätzliche politische Dimension erhielten und zugleich von der internationalen Lage – hier vor allem der Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland – überlagert wurden.

Zwar folgt Joachim Häberlens Studie in ihrem Aufbau nicht dem Anspruch, die Entwicklungen in Leipzig und Lyon komparativ zu analysieren – die beiden Städte werden getrennt vorgestellt, jenseits von Querverweisen vor allem im Lyon-Teil bringt erst die achtseitige Schlussbetrachtung kondensiert diese Perspektive und macht besonders die Unterschiede in der jeweiligen Entwicklung deutlich. Dennoch überzeugt die Arbeit in ihrer Herangehensweise und Argumentation, speziell der Teil zu Leipzig enthält zudem zahlreiche detailreiche Einblicke in das Verhältnis der politischen Lager am Ende der Weimarer Republik. Dem überaus gut geschriebenen Buch, das durch ein Personen-, Orts- und Sachregister zusätzlich erschließbar ist, sind deswegen nicht nur zahlreiche Leser zu wünschen. Vielmehr kann Joachim Häberlens geäußertem Wunsch, seine Arbeit und seine Herangehensweise möge weitere Studien in dieser Perspektive anregen, unterstrichen werden: Er macht anhand einer emotionengeschichtlichen Kategorie deutlich, dass zur Politik- und Sozialgeschichte der 1920er- und 1930er-Jahre längst noch nicht alles gesagt ist. Und entsprechende Vergleichsstudien werden dann

auch zeigen, inwieweit etwa das von ihm untersuchte Leipzig mit dem dortigen Verhältnis der Parteien untereinander einen ‚lokalen Sonderfall‘ oder ein repräsentatives Beispiel darstellt.

Los Angeles

Swen Steinberg

PETER HOFFMANN, Carl Goerdeler gegen die Verfolgung der Juden, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2013. – 364 S., 4 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-412-21024-3, Preis: 39,90 €).

Im Jahr 1930 war der zuvor in Königsberg tätige Carl Goerdeler Oberbürgermeister von Leipzig geworden. Im Zuge der Auseinandersetzungen um das im November 1936 gegen seinen Willen entfernte Denkmal für den Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, der dem Regime aus „rassischen“ Gründen nicht genehm war, trat er zurück. Als Fachmann, gerade für Wirtschaftsfragen, wurde er an höchster Stelle geschätzt, er hatte verschiedene Ämter inne und auch nach seiner Zeit als Oberbürgermeister waren seine Meinung und seine Denkschriften bei den Machthabern des NS-Staates gefragt. Zugleich gilt Goerdeler als eine der wichtigsten und aktivsten Persönlichkeiten des deutschen Widerstandes gegen die nationalsozialistische Herrschaft, wobei ihm seine vielfältigen Vernetzungen sowie seine Reisemöglichkeiten ins Ausland zugutekamen. Im Falle eines Gelingens des Staatsstreichversuches des 20. Juli 1944 war er für das Amt des Reichskanzlers vorgesehen. Im Februar 1945 wurde er hingerichtet. Bereits früh hat er mit GERHARD RITTER einen würdigenden, ihm auch persönlich verbundenen Biografen gefunden (Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954).

Goerdeler entspricht als dezidiert Konservativer und langjähriges DNVP-Mitglied sicher nicht den gängigen Vorstellungen eines Idealdemokraten aus der Perspektive des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts. Ihm wurde – wie anderen Personen, die dem Widerstand verbunden waren und eine entsprechende Mitwirkung in den meisten Fällen mit dem Leben bezahlten – gerade in jüngerer Zeit auch aus der Geschichtswissenschaft auf eine Art und Weise kritisch begegnet, die erstaunlich wenig Verständnis für historische Konstellationen, durch das „lange 19. Jahrhundert“ geprägte lebensweltliche Vorstellungen sowie insbesondere die Bedingungen und die Begrenzung der Handlungsspielräume innerhalb einer totalitären Diktatur zeigt. Bredter öffentlicher Ausdruck dieser ambivalenten bis ablehnenden Einstellung gegenüber Goerdeler ist das 1999 errichtete Denkmal der Stadt Leipzig für ihren ehemaligen Oberbürgermeister: In die Erde eingelassen, eine Grube, versteckt und mit Texten überfrachtet und damit dem Zweck eines Denkmals – Erinnerung für die Wissenden, Information und Anlass zur Vertiefung für die Nichtwissenden – auf denkbar beste Weise nicht gerecht werdend.

Ein mehrfach vorgebrachter Vorwurf an Goerdeler lautet, er sei letztlich doch jüdenfeindlich, wenn nicht gar ein regelrechter Antisemit gewesen. Peter Hoffmann, der seit 1970 in Montreal lehrt und durch seine Gesamtdarstellungen sowie seine Biografien (u. a. Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 1969, seitdem mehrfach überarbeitet und aufgelegt; Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart 1992) als einer der besten Kenner des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gelten kann, hat es nun unternommen – in einer quellenesättigten, auch ungedrucktes Material berücksichtigenden, ausführlichen Studie, auf der Basis von Goerdelers Unternehmungen und Äußerungen, der Auswertung von Statistiken, der Einbeziehung der allgemeineren, nicht auf

Deutschland beschränkten Geschichte der Judendiskriminierung und -verfolgung – diesem Vorwurf mit Vehemenz entgegenzutreten. Dies kann als gelungen bezeichnet werden, selbst wenn einige von Goerdelers späten Verlautbarungen, den Umständen geschuldet, nicht immer ganz unmissverständlich sind. Mitunter überschätzte Goerdeler auch die – durchaus vorhandene – Kraft und Wirkung der Argumente seiner Denkschriften, was deren Anliegen allerdings keinen Abbruch tut.

Erschreckend ist, dass ein Ordinarius in einem sich vorwiegend an Fachpublikum richtenden Werk an Thomas Nipperdey erinnern muss, welcher mahnte, der Historiker und sein Leser müssen der Vergangenheit wiedergeben, was jede Zeit habe, „nämlich eine offene Zukunft“ (S. 233). Eigentlich handelt es sich hier um eine Proseminar-Selbstverständlichkeit. Setzt man sich mit der Kritik an Goerdelers Äußerungen durch nachlebende Wissenschaftler auseinander, so ist der Verweis auf Nipperdey mehr als berechtigt, ebenso Hoffmanns Klage über den „heute in Deutschland gegenüber Menschen der Vergangenheit geübte[n] moralische[n] Rigorismus“ (S. 17).

Goerdelers Wirken als Leipziger Stadtoberhaupt in der Zeit nach der sogenannten nationalsozialistischen Machtergreifung ist auch geprägt von der Abwehr antisemitischer Maßnahmen – im Rahmen seiner Möglichkeiten. Ein Einzelkämpfer war er hier nicht, etwa durch den zweiten Bürgermeister Ewald Löser erfuhr er tatkräftige Unterstützung. Die Frage – hier wäre man beim „moralischen Rigorismus“ im Urteil der Nachgeborenen – eines Ämterverzichts hat er wohl erwogen, allerdings verblieb er, wie eine Reihe anderer Regimegegner, letztlich auf seiner Position. Es handelt sich um ein klassisches Dilemma, gerade des deutschen Widerstandes, der im 20. Juli 1944 kulminierte: Um die Handlungsmöglichkeiten zu erhalten, war der Preis einer zumindest partiellen Mitwirkung im Sinne des Regimes zu zahlen.

Die gegen die Juden gerichtete Politik der Nationalsozialisten, gipfelnd im Versuch einer physischen Vernichtung, waren wichtiger Antrieb für maßgebliche Widerständler, sich dem Regime entgegenzustellen, so auch für Goerdeler. Nach Hoffmanns Untersuchungen und der zusammenführenden Analyse (insbesondere S. 236–239) lassen sich im Wirken Goerdelers zugunsten der Juden über die unmittelbare Ebene der Kommunalpolitik hinaus vier Phasen unterscheiden: In einer ersten Phase ist in seinen – vor allem wirtschaftspolitischen – Denkschriften 1934 das Motiv der Staatsräson vorherrschend. Er argumentierte, die Judenpolitik sei im Interesse Deutschlands selbst unklug und er kritisierte die – zu dieser Zeit vielfältigen – außergesetzlichen Maßnahmen. In der zweiten Phase (1935–1937) verwies er zudem auf die Vorstellungen anderer Länder in diesen Fragen, welche wiederum im Interesse des Reiches zu berücksichtigen seien. In der dritten Phase (1938–1939) versuchte Goerdeler immer noch, über schriftliche Ausarbeitungen direkten Einfluss zu nehmen, wirkte allerdings nun auch schon mit Verschwörern zusammen, die auf einen Sturz der Regierung hinarbeiteten. Zugleich war er bemüht, die Briten zu Interventionen bei der deutschen Regierung zu bewegen. Die vierte Phase ist gekennzeichnet durch das Forcieren der von Goerdeler aufgegriffenen, weit vorher vielfach betriebenen, vor allem von den Zionisten gewünschten Verwirklichung der Idee eines jüdischen Staates, also einer Regelung im internationalen Rahmen. All dies deutet Hoffmann vor dem Hintergrund einer um die Juden bemühten, jedoch die Möglichkeiten und Gegebenheiten der Zeit und Umstände im Sinne einer Realisierbarkeit der Ziele berücksichtigenden Einstellung Goerdelers. („Immer führte Goerdeler jedes ihm denkbare Argument zugunsten einer Minderung der Judenverfolgung an.“, S. 174.)

Hart ins Gericht geht Hoffmann, dem man den Ärger deutlich anmerkt, mit den von ihm kritisierten Historikern. Etwa wenn er darauf verweist, dass man Goerdeler und den Umständen nicht gerecht werde, wenn man die von ihm in seiner Schrift „Das Ziel“ von 1941/42 vorgeschlagenen „Ausnahmeregelungen“, welche Juden neben der

Staatsbürgerschaft eines – damals nicht existenten – jüdischen Staates zugleich diejenige Deutschlands erhalten würde, antisemitisch deute. Nach Hoffmann waren Goerdelers „Ausnahmeregelungen“ so geschaffen, dass sie nahezu allen deutschen Juden die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten hätte. Goerdeler konnte dies allerdings kaum direkt vorbringen, eine Tatsache, die nun nicht mehr verstanden werde. Hoffmann greift Christof Dipper diesbezüglich an, dem er mangelnde Auswertung von Quellen und Statistiken vorwirft, ebenso Theodore Hamerow, der behauptet hatte, Goerdeler sei zwar kein Antisemit gewesen, „habe aber Hitler beraten, wie man Antisemit sein könne“ (S. 245). Besonders verwundert zeigt sich Hoffmann über Hans Mommsen. Für ihn „ist Hans Mommsens Missverständnis der Absichten Goerdelers rätselhaft“, da Mommsen die NS-Zeit und vor allem die Schriften des Widerstandes „wie kaum sonst jemand“ (ebd.) kenne. Nach Mommsen sei auch unter den Regimegegnern „eine antisemitische Grundstimmung“ (Zitat Mommsen, S. 17) gegeben gewesen. Hoffmann lässt es sich nicht nehmen, auf Karl Dietrich Bracher zu verweisen, der Hans Mommsen, eine Äußerung von Joachim Fest aufgreifend, als „Sprachrohr der herrschenden denunziatorischen Laune gegenüber dem Widerstand“ (S. 266, Anm. 24) bezeichnete.

In summa: Der Historiker Hoffmann geriert sich weniger, was in dieser Zunft weit- aus üblicher ist, als Richter denn als Anwalt. Es ist ein wütender, sich mitunter auch wiederholender Anwalt, der seine Beweise stark machen will und zur Aufzählung von Ereignissen sowie Aufhäufung von Zahlen und Namen neigt, was die Arbeit nicht immer leicht lesbar macht. Seinem Anliegen, dem Leser das Bild eines um die Juden besorgten Carl Goerdeler zu hinterlassen, der seine Möglichkeiten ausschöpfte, um gegen die antisemitische Politik des Nationalsozialismus anzukämpfen, dürfte er reichlich Genüge getan haben. Vor allem ist es Hoffmann gelungen, Goerdelers Äußerungen in ihre Zeit und Entstehungsumstände zurückzustellen, die Hauptthese des Autors – Goerdeler habe sich für die Juden verwendet, den Gegebenheiten entsprechend meist auf indirektem Wege – wird auf diese Weise plausibel. Goerdeler trieb allerdings weit mehr um als das Schicksal der Juden. Für eine neue, umfassende Gesamtdarstellung Goerdelers – die gerade auch die kontroverse Diskussion um die Bewertung seiner Person nach dem Ende des NS-Regimes aufzunehmen hätte – hat Hoffmann einen wesentlichen Baustein zur Verfügung gestellt.

Mannheim

Erik Lommatzsch

GÜNTER HOFMANN, Flucht und Vertreibung vor 70 Jahren. Wir erinnern uns – Zeitzeugen berichten, Verlag Hille, Dresden 2015. – 362 S., 1 farb. Abb., kart. (ISBN: 978-3-939025-55-9, Preis: 14,90 €).

Mehr als 70 Jahre sind seit der Flucht oder Vertreibung der Deutschen aus dem östlichen Europa vergangen. Ein ganzes Menschenleben ist es her, dass etwa 14 Millionen Menschen ihre Heimat unter anderem in Pommern, Ost- und Westpreußen, in Schlesien und Böhmen erzwungenermaßen verlassen mussten.

In der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR wurde ihr Schicksal weitgehend tabuisiert und die Hilfsmaßnahmen für die sogenannten Umsiedler liefen schon Anfang der 1950er-Jahre aus. Dort, wo ihre Lebenswege nicht ganz beschwiegen wurden, gab es jedoch nur einen Modus der Darstellung, den der Erfolgsgeschichte: Stets wurde die Eingliederung von über vier Millionen Menschen als gelungener Prozess präsentiert. Der spezifische Erfahrungsschatz und die daraus resultierenden Bedürfnisse einer so großen Bevölkerungsgruppe wurden verdrängt. Die ‚Umsiedler‘ in der DDR sollten an der Gestaltung einer ‚sozialistischen Zukunft‘ mitwirken und

nicht auf Verlust und Trauer zurückzublicken. Während der 40 Jahre des Bestehens des SED-Staates konnte das Erlebte nur im privaten Kreis thematisiert werden. Dieses öffentliche Verschweigen von Flucht und Vertreibung endete mit dem Zusammenbruch der DDR 1989/90. Nun etablierten sich (mit mehr oder weniger Erfolg) neue Formen und Medien des Erinnerns, die es in der alten Bundesrepublik bereits seit Jahrzehnten gab: Denkmale, Festveranstaltungen, landsmannschaftliche Zusammenschlüsse, Publikationen etc.

Seither ist eine große Fülle (auto-)biografischer Schriften zu Flucht, Vertreibung und Neubeginn veröffentlicht worden. Gegenwärtig erfolgt ein Generationswechsel hin zu den ‚Enkeln von Flucht und Vertreibung‘. Dieser bietet Anlass, die verbliebenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit ihren Erinnerungen zu Wort kommen zu lassen. Das vorliegende Buch von Günter Hofmann versammelt 17 Zeitzeugenberichte von überwiegend in den 1930er-Jahren Geborenen, die zum Großteil im Zuge von Flucht oder Vertreibung in die Sowjetische Besatzungszone gelangten. Der Band, der sich eher an ein breites, historisch interessiertes als an ein Fachpublikum richtet, lässt bereits mit dieser überschaubaren Anzahl von Zeugnissen das große Spektrum biografischer Deutungen und Darstellungsweisen von Flucht und Vertreibung erahnen.

Ein Vorwort des Mitbegründers von „Cap Anamur/Deutsche Not-Ärzte e. V.“, Rupert Neudeck, und ein geschichtlicher Abriss des Medienpädagogen und Historikers Gregor Delvaux de Fenffe liefern einen einordnenden Rahmen für die nachfolgenden biografischen Texte. Hofmanns eigene Einführung zeigt darüber hinaus sein persönliches Erinnern an jene Zeit: Er erlebte im Vogtland die Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie der Evakuierten aus den bombardierten Städten.

In seinen Ausführungen versucht der Autor immer wieder, Brücken zu den Millionen geflüchteten Personen der Gegenwart zu bauen. So soll sein Buch Informationen bieten und zugleich „Lektion“ sein (S. 12). Sicher ergeben sich aus der Betrachtung der erzwungenen Wanderung von Millionen Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg Möglichkeiten, heutige Phänomene besser nachzuvollziehen und Empathie zu wecken, doch diese Ebene reißt Hofmann nur an. Hier wäre in der abschließenden Zusammenschau der Beiträge eine weiterführende Betrachtung wünschenswert gewesen.

Die Texte enthalten zum Teil Kindheitserinnerungen aus der ‚alten Heimat‘, Erlebnisse während des Kriegs, (Irr-)Wege der Flucht oder Vertreibung, Schilderungen zu Unterkünften und zum Lagerleben, zum allgegenwärtigen Hunger sowie den Praktiken des Organisierens, zu Rückkehrhoffnungen, Erfahrungen des Ausgeschlossenwerdens und solidarischer Akte. In den (auto-)biografischen Zeugnissen finden sich dabei geläufige Bilder, Topoi und Stereotype. Diese Metaebene des Erzählens über die Erlebnisse am Ende des Zweiten Weltkriegs bleibt bei Hofmanns Ausführungen zum Erinnern leider weitgehend außen vor.

Die Formen und Formate der Berichte sind äußerst divers, sie reichen von tagesgenauen Aufzeichnungen bis zu resümierenden Lebensbilanzen. Zum Teil handelt es sich um Interviews, die Günter Hofmann selbst durchgeführt hat, zum Teil um vor Jahren Aufgeschriebenes, oder um vor kurzem erstellte Erinnerungstexte. Leider werden die Kriterien der Auswahl dieser Texte ebenso wenig deutlich, wie ihre Entstehungskontexte und das Ausmaß der nachträglichen Bearbeitung (Kürzung, Glättung, Ergänzung). So ist das Buch nur bedingt als eine Quellenedition nutzbar. Auch wären zur Einordnung der mit unterschiedlicher Detailfülle geschilderten Erlebnisse kleine – einheitlich gestaltete – Biogramme der jeweiligen Personen hilfreich gewesen, die zugleich etwas über die weiteren Lebenswege der Dargestellten aussagen.

Insgesamt trägt die Publikation gut sieben Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs dazu bei, die Erfahrungen und Erlebnisse der Geflohenen oder Vertriebenen

festzuhalten und sichtbar zu machen. Dabei wird deutlich, dass es Geschichten sind, die Geschichte nachvollziehbar werden lassen. Zugleich zeigt „Flucht und Vertreibung vor 70 Jahren“ einmal mehr, dass es DIE Erinnerung an die erzwungenen Migrationen um 1945 nicht gibt, sondern dass es sich lohnt, individuellen Schicksalen nachzugehen und die Geschehnisse von damals aus der Subjektperspektive zu beleuchten.

Dresden

Uta Bretschneider

TOBIAS HUFF, Natur und Industrie im Sozialismus. Eine Umweltgeschichte der DDR (Umwelt und Gesellschaft, Bd. 13), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015. – 470 S., 9 Abb., 4 Ktn., 1 Tab., geb. (ISBN: 978-3-525-31717-4, Preis: 50,00 €).

Als eine der jüngsten Disziplinen der Geschichtswissenschaft erfreut sich die Umweltgeschichte in den letzten Jahren einer wachsenden Popularität. Ihre Wurzeln hat sie in den großen gesellschaftlichen Umweltfragen der 1970er- und 1980er-Jahre (vgl. J. RADKAU, *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*, München 2012, S. 11). Einer dieser Großdebatten widmete sich jüngst das DFG-Projekt „Und ewig sterben die Wälder. Das deutsche ‚Waldsterben‘ im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik“, in dessen Rahmen auch die hier zu besprechende Studie von Tobias Huff entstand. Während die sogenannte Waldsterbensdebatte gemeinhin mit den Diskussionen in der westdeutschen Öffentlichkeit verbunden ist, widmet sich Huff der Behandlung dieser Problematik in der DDR. Ausgangspunkt ist dabei eine generelle Kritik am bis heute gängigen Narrativ, das die „umweltpolitische Erfolgsgeschichte“ der BRD, in der eine gesellschaftliche „ökologische Sensibilisierung“ stattgefunden habe, in Kontrast zum „ökologische Versagen“ der DDR setzt. Diese Deutung, so die Hypothese, sei unter anderem entschieden geprägt durch die Projektion der westdeutschen Waldsterbensdebatte auf die Situation in der DDR (S. 8).

Diese Perspektive versucht Huff mit seiner Arbeit aufzubrechen und mittels des Themas „Waldschäden“ eine von westdeutschen Interpretationsmustern freie DDR-Umweltgeschichte zu verfassen. Dabei geht es ihm dezidiert nicht darum zu klären, welche Seite im Recht war. Vielmehr fragt er, wie es dazu kommen konnte, dass Umweltschäden und speziell Waldschäden in dem einen Staat eine große Bedeutung zukamen, während sie in dem anderen nur ein randständiges Problem zu sein schienen (S. 9). Hierfür nimmt er nicht nur die Funktionsweise des DDR-Umweltschutzapparates in den Blick, sondern auch Akteure aus Wissenschaft und Gesellschaft, welche die DDR-Umweltpolitik prägten. Dabei fragt er sowohl nach strukturellen Elementen wie Handlungsspielräumen und Argumenten der Durchsetzung und Verhinderung umweltpolitischer Maßnahmen als auch nach den Zusammenhängen von Ideologie und Realpolitik.

Seiner Zielstellung einer DDR-Umweltgeschichte folgend, bezieht Huff den gesamten Zeitraum der DDR-Geschichte in seine Betrachtung ein. Ein jedes der vier Hauptkapitel repräsentiert dabei ein Jahrzehnt ihres Bestehens. Diese Unterteilung orientiert sich nicht nur an der chronologischen Abfolge. Bedeutender sind die für die DDR-Umweltpolitik zentralen Zäsuren, wie der Bau der Mauer 1961, der Machtwechsel von Walter Ulbricht zu Erich Honecker 1971 oder die Spiegelserie, die 1981 in der BRD die Waldsterbensdebatte auslöste. In den Kapiteln selbst stehen wiederum für die Dekade prägende Akteure und Institutionen der Umweltdebatte im Mittelpunkt.

So wird in den ersten beiden Kapiteln, welche die 1950er- und 1960-Jahre umfassen, der Fokus zunächst auf die Wissenschaft gelegt. Namentlich sind dies der Landschafts-

architekt Reinhold Lingner, Erich Zieger, der ab 1953 die traditionsreiche Rauchschaadensforschung an der Tharandter Forsthochschule wieder aufnahm, sowie dessen Nachfolger Hans-Günther Däßler. Huff gelingt es schlüssig aufzuzeigen, wie in der Frühphase der DDR Umweltengagement durchaus anschlussfähig an die Politik der SED war. So erarbeitete Lingner seine „Landschaftsdiagnose“, die eine Harmonisierung von neuer sozialistischer Gesellschaft und Wirtschaft mit einer neuen „sozialistischen Landschaft“ propagierte, in enger Zusammenarbeit mit dem Zentralkomitee der SED (S. 37, 48). Gleichzeitig verweist Huff schon bei Lingner auf das Dilemma der DDR-Umweltdebatte, scheiterte sein Plan doch an den sozio-ökonomischen Realitäten des jungen Staates, der – insbesondere nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 – vor allem die Konsumwünsche seiner Bevölkerung befriedigen musste und die dafür notwendige Güterproduktion über umweltpolitische Aktivitäten stellte (S. 60 f.). Auch die Projekte der Tharandter Rauchschaadensforschung, wie die von Zieger entwickelte „Großraumdiagnose“, die Schaadensgebiete, Waldzustände sowie Rauchquellen auf dem Gebiet der DDR systematisch erfassen sollte, fanden anfänglich Unterstützung durch den Staat und waren international anerkannt (S. 87, 97 f.). Es war dabei insbesondere die Neuausrichtung der Wirtschaftspolitik durch Ulbrichts „Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung“, die den Tharandter Wissenschaftlern die Möglichkeit bot, auf politische Entscheidungsträger beratend einzuwirken. Eine Sensibilisierung der breiten Öffentlichkeit für Umweltfragen konnte jedoch zu keinem Zeitpunkt erreicht werden.

Das dritte Kapitel rückt mit dem 1972 gegründeten „Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft“ und dessen Leiter Hans Reichelt das staatliche Handeln selbst in den Vordergrund. Huff konstatiert dabei zunächst den Bedeutungsverlust der Tharandter Waldschaadensexperten für die Umweltpolitik in Folge des Machtwechsels von Ulbricht auf Honecker. Zwar wurden Umweltschutzmaßnahmen vor dem Hintergrund der außenpolitischen Etablierung und Repräsentation sowie den Bemühungen um internationale Anerkennung funktionalisiert – so besaß die DDR sehr früh Umweltgesetze und war eines der ersten Länder mit eigenem Umweltministerium. Doch die „Goldenen Jahre“ des Umweltschutzes in der DDR, so konstatiert der Autor, waren vorbei (S. 182). Honeckers „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ priorisierte die Konsumwünsche der Bevölkerung und somit die Industrie und Güterproduktion. Umweltprobleme wurden darüber hinaus – da sie nicht in das ideologische Bild einer funktionierenden Mensch-Natur-Harmonie passten – ignoriert, Wissenschaftler bei Veröffentlichung von Umweltdaten beschränkt und behindert. Das Umweltministerium selbst blieb eine „Propagandaveranstaltung“. Reichelt, so Huff, stand einem „zahnlosen Ministerium vor“ (S. 181). Daran konnten auch die vermehrt eingehenden Eingaben von Bürgern nichts ändern, die auf den immer schlechter werdenden Waldzustand – insbesondere in den Ferienregionen des Erzgebirges – aufmerksam machten.

Da die Wissenschaft nicht mehr durfte und die Politik nicht wollte oder konnte, trat ab ca. 1980 mit den Umweltgruppen ein neuer Akteur auf, der im vierten und letzten Kapitel vorgestellt wird. Anhand von Beispielen wie dem „Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg“ oder der 1986 eingerichteten „Umweltbibliothek“ in Berlin zeigt Huff, wie sich zunächst aus kirchlichen Kreisen heraus Umweltgruppen bildeten. Auch wenn diese ihre Wirkung nicht gesamtgesellschaftlich, sondern nur in begrenzten Kreisen entfalteten, so gewannen sie doch durch eigene Umweltsarbeit, Publikationen, Wissensvermittlung und -verfügbarmachung sowie Herstellung einer sich mit Umweltfragen beschäftigenden „gesellschaftskritischen Öffentlichkeit“ an Bedeutung (S. 335). In Auseinandersetzung mit den Repressionen der Staatsorgane politisierten sich diese Umweltgruppen zunehmend und nahmen eine klare Position gegen den

Staat ein. Diese frühen Oppositionsgruppen bildeten – unabhängig von der eigentlichen Beschäftigung mit Umweltfragen, wie Huff betont – einen Ausgangspunkt für die späteren Ereignisse der politischen Wende 1989/90.

Anhand des Beispiels immissionsbedingter Waldschäden gelingt es der Dissertationsschrift von Tobias Huff, das umwelthistorische Profil der DDR darzustellen und zu schärfen. Zentral ist hierbei sein Befund, dass es bis in die 1970er-Jahre hinein in beiden deutschen Staaten – in der DDR durch die Tharandter Rauchschaadensforschung sogar mit leichtem Vorsprung – ähnliche Ansätze und Diskussionen hinsichtlich des Problems der Waldschäden gab, die sich jedoch in der Folgezeit in unterschiedliche Richtungen entwickelten. Dies deutet der Autor weniger als in Zusammenhang mit dem repressiven Charakter der herrschenden SED stehend, sondern vielmehr als Grundproblem des „sozio-ökonomischen Designs“ der DDR, das ein „endogenes Desinteresse an ökologischen Fragestellungen bewirkte“ (S. 411). Umwelt und Umweltschäden waren in der von Industriearbeit und dem Zwang, die Konsumwünsche der Bevölkerung zu erfüllen, geprägten DDR lediglich Randthemen; den Akteuren der DDR-Umweltpolitik fehlten nicht nur die technischen und finanziellen Kapazitäten, sondern auch die gesellschaftliche Problematisierung. Trotz dieser Nichtthematisierung entwickelte sich gerade aus der Erkenntnis, dass die Umweltschäden durch das politische System bedingt seien, ein allgemeiner Neugestaltungswille, der den Boden für die Entwicklungen von 1989/90 bereitete (S. 413).

Huffs Studie weist dabei über das umwelthistorische Thema hinaus. Denn durch die immer wieder aufscheinenden sozial- und institutions- bzw. universitätsgeschichtlichen Züge der Arbeit erfährt der Leser Näheres über das Werden und Wirken verschiedener Institutionen in der DDR sowie über die Möglichkeit akademischer und gesellschaftlicher Akteure angesichts des systembedingten politischen Zwanges, Politik zu beeinflussen und kritische Themen zu problematisieren. Erwähnung sollte zudem finden, dass Huff sich bei seinen Ausführungen nicht nur auf die umfangreiche Analyse schriftlich-archivalischer Quellenbestände beschränkte, sondern darüber hinaus Gespräche mit noch lebenden Akteuren (wie Däßler oder Reichelt) führte (S. 434).

Alles in allem bietet Huff eine lesenswerte Studie, die auf der Grundlage eines akribischen Quellenstudiums einen Gesamtblick auf einen wichtigen Aspekt der DDR-Umweltgeschichte wirft und zur weiteren Forschung auf diesem Gebiet anregt.

Dresden

Henrik Schwanitz

Die beiden Lausitzen. Wirtschaft, Geschichte und Industriekultur in Brandenburg und Sachsen, hrsg. von BJÖRN BERGHAUSEN/DIRK SCHAAL (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 9; Einzelveröffentlichung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. XIV), LIT Verlag, Berlin 2015. – 192 S., brosch. (ISBN: 978-3-643-12929-1, Preis: 19,90 €).

Unter dem Titel „Die beiden Lausitzen. Wirtschaft, Geschichte und Industriekultur in Brandenburg und Sachsen“ erschien unlängst die Tagungspublikation der gleichnamigen, am 6. und 7. Oktober 2014 in der Stadt Cottbus abgehaltenen, Konferenz. Zu dieser hatten das Berlin-Brandenburgische Wirtschaftsarchiv und die Koordinierungsstelle Sächsische Industriekultur im Rahmen des vom Kulturland Brandenburg initiierten Themenjahres „Preussen – Sachsen – Brandenburg. Nachbarschaften im Wandel“ Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen – darunter Architekten, Archivare, Historiker, Kunsthistoriker, Museologen und Projektmanager – in die Niederlausitz eingeladen.

Suggeriert der Tagungsband seinem Titel nach eine breite und tiefgreifende Behandlung der Wirtschafts- und Industriegeschichte beider Lausitzen, so ist das Ergebnis weitestgehend ernüchternd. Anstatt eines neuen Standardwerkes begegnet dem Leser eine Tagungspublikation, deren erklärtes Ziel vor allem darin liegt, „den Austausch und die Zusammenarbeit von Akteuren aus Brandenburg und Sachsen zu befördern“ (S. 1 f.).

Vor allem der historische Teil mit der Überschrift „Region und Geschichte“ wird dem durchaus vielgestaltigen industriellen und wirtschaftshistorischen Erbe beider Lausitzen nur bedingt gerecht. Desorientierung und Verunsicherung rufen zudem ein fehlerhafter Klappentext und eine ebensolche Einleitung hervor, in denen konstatiert wird: „Die brandenburgischen und die sächsischen Teile der Niederlausitz bilden einen Wirtschaftsraum mit einem gemeinsamen Industriekulturerbe.“ (Klappentext u. S. 1) Der landes- und regionalgeschichtlich Interessierte vermisst hier nicht allein das südliche Pendant zur brandenburgischen Niederlausitz, die heute ausnahmslos sächsische Oberlausitz, sondern auch jene Teile beider Lausitzen, die, östlich der Neiße liegend, nach 1945 an den polnischen Staat fielen. Auch der nicht von allen Autoren beigebrachte wissenschaftliche Anmerkungsapparat stellt ein Manko der Publikation dar.

Trotz dieser Kritik in der Sache wartet der Tagungsband mit einer Reihe positiv hervorzuhebender Beiträge auf, deren innovatorisches Moment vor allem im direkten Vergleich beider Lausitzen liegt. Hierunter fällt unter anderem der Beitrag von THOMAS FLEMMING, der einen markanten wirtschaftshistorischen Überblick liefert. Auch MORITZ FILTER leistet – wenn auch auf das Eisenbahnwesen begrenzt – einen informativen Beitrag zur Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur zwischen Spree, Neiße und Bober. Die Historikerin MICHAELA HEINZE arbeitet in ihrem Aufsatz „Energeregion Lausitz. Strukturen und Geschichte“ den Aufstieg der Lausitz zu einem Zentrum der Energiewirtschaft heraus. Mit der Thematik der für die Nieder- und Oberlausitz typischen Wanderungsbewegungen beschäftigt sich LUTZ VOGEL, der Migrationsbewegungen und Mobilität auf profunder Quellengrundlage analysiert. THOMAS EINERT erläutert die Sparkassenlandschaft der Nieder- und Oberlausitz und weist unter anderem auf strukturelle Unterschiede zwischen den in Preußen bzw. in Sachsen operierenden Instituten hin.

Der zweite Teil des Tagungsbandes thematisiert die Lausitzer Industriekultur. Die Mitarbeiter des in Cottbus angesiedelten Institutes für neue Industriekultur (INIK GmbH) geben hierzu den Auftakt mit einem Beitrag über das im Cottbusser Institut verfolgte Konzept der Neuen Industriekultur. Der Zittauer Kulturwissenschaftler JENS HOMMEL berichtet über das Projekt „Phänomenal! Fenomenální“, in welchem im Dreiländereck Deutschland – Tschechien – Polen der identitätsstiftenden Rolle des Fahrzeugbaues nachgespürt wurde. ROLF KUHN, langjähriger Direktor der Internationalen Bauausstellung „Fürst-Pückler-Land“ (IBA), rekapituliert in seinem Aufsatz die Impulse, die seitens der IBA gegeben wurden, um das industrielle Erbe des einstigen „Kohle- und Energiebezirkes“ einer neuen – zumeist touristischen bzw. musealen – Nutzung zuzuführen. An die Thematik der touristischen Nachnutzung der Zeugnisse der Energiewirtschaft knüpft auch der Beitrag von ANTJE BOSCHOLD an, die die „ENERGIE-Route der Lausitzer Industriekultur“ präsentiert. DOROTHEE HAFFNER verlässt mit ihrem Beitrag „Industriekultur-Erbe als Ressource: Die Elektropolis Berlin“ das Territorium der Lausitzen und beleuchtet unter Hinführung auf die regionale ERIH-Route „Elektropolis Berlin“ das durch die Granden der Elektrizitätswirtschaft geprägte städtebauliche Erbe Berlins. Mit dem Projekt „TOPOMOMO“ steuern CLAUDIA MUNTSCHICK und LARS SCHARNHOLZ zudem einen Beitrag zur im Entstehen begriffenen Topografie der Moderne bei, die im deutsch-tschechischen Grenzge-

biet länderübergreifend das architektonische Erbe aus der Zeit des sogenannten Neuen Bauens erfasst. Beschlossen wird der zweite Teil des Sammelbandes durch einen Aufsatz des Kunst- und Architekturhistorikers MAXIMILIAN CLAUDIUS NOACK. Dieser spürt den Entstehungs- und Transformationsprozessen der Lausitzer Werkssiedlungen nach und thematisiert gegenwärtige und zukünftige Nutzungskonzepte.

Trotz der die aktuelle Forschungsdiskussion durchaus bereichernden Beiträge tendiert der Tagungsband inhaltlich dazu, Wirtschaftszweige auszublenden, die in beiden Lausitzen einst von zentraler Bedeutung waren. Hiervon sind insbesondere die Textilwirtschaft, die Glasindustrie und die Eisen verarbeitende Industrie betroffen, die unberücksichtigt bleiben. Vor diesem Hintergrund sind es in toto vielmehr „Streifzüge“, die die beim LIT-Verlag erschienene Publikation auf ihren insgesamt 192 Seiten durch die Lausitzer Wirtschaftsgeschichte und Industriekultur unternimmt.

Sichtbar gelungen ist es dem Berlin-Brandenburgischen Wirtschaftsarchiv und der Koordinierungsstelle Sächsische Industriekultur mit der Herausgabe der Publikation indessen, Akteure aus Brandenburg und Sachsen in den gegenseitigen Dialog treten zu lassen und die Lausitzen als einen miteinander verwobenen Wirtschaftsraum in Erfahrung zu bringen.

Hannover

Tim S. Müller

Bildungs- und Universitätsgeschichte

Lateinschulen im mitteldeutschen Raum, hrsg. von CHRISTOPH FASBENDER/ GESINE MIERKE (Euros, Chemnitzer Arbeiten zur Literaturwissenschaft, Bd. 4), Königshausen & Neumann, Würzburg 2014. – 330 S. mit Abb. (ISBN: 978-3-8260-5254-5, Preis: 39,80 €).

Im Laufe des Spätmittelalters kam es vielerorts zwischen den Geistlichen und den Stadtbürgern zu Auseinandersetzungen, welche die Kontrolle der Stadtschulen betrafen. Denn im Rahmen der Stadtentwicklung und mit Zunahme des Selbstbewusstseins der Stadträte entstanden in den Städten Schulen, die unter der Aufsicht des jeweiligen Stadtrates stehen sollten, um somit den Einfluss der Geistlichkeit auf die Schulbildung der Stadtkinder zurückzudrängen. Nichtsdestotrotz waren und blieben einige der Stadtschulen an die jeweilige Pfarrkirche angebunden. Die aus dieser Entwicklung und aus der Stellung der Schulen zwischen Stadt und Kirche resultierenden Konflikte müssen jedoch im Zusammenhang mit den generellen Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Kirche in der Zeit gesehen werden.

In dem zu besprechenden Tagungsband über städtische Lateinschulen sind Beiträge vor allem von Germanisten, aber auch von Historikern und Musikwissenschaftlern versammelt. Mit der räumlichen Abgrenzung des Untersuchungsgebietes taten sich die Veranstalter augenscheinlich etwas schwer und wählten eine in vielerlei Hinsicht sehr weitgefaste Auslegung von „Mitteldeutschland“. So sind ihnen die von Enno Bünz vorgenommene ‚Beschränkung‘ der mitteldeutschen Bildungslandschaft auf den wettinischen Raum zu eng, ebenso wie der ostmitteldeutsche Raum, mit dem die Germanisten arbeiten. Davon abgesehen greift Michael Baldzuhn mit seinem Beitrag in den westfälischen Raum aus und Volker Honemann lenkt seinen Blick sogar auf das gesamte Heilige Römische Reich deutscher Nation. Als Untersuchungszeitraum wurde für den Band das Spätmittelalter gewählt, wobei sowohl Cora Dietl als auch Klaus Kipf und Gregor Hermann schwerpunktmäßig die nachreformatorische Zeit betrachten. Warum gerade bei den Schulspielen (Dietl, Kipf) und im musikalischen Bereich (Hermann) dieses zeitliche Ausgreifen erfolgt, bleibt allerdings unklar.

Zu Beginn des Bandes thematisiert CHRISTOPH FASBENDER in seiner Einleitung die problematische Abgrenzung des Untersuchungsraumes, bevor er einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Schulen aus dem kirchlichen, respektive dem klösterlichen Umfeld heraus skizziert. Dabei stellt er unterschiedliche Entwicklungen in Sachsen, Brandenburg und in den tschechischen Gebieten fest, wobei die Schulen im brandenburgischen und tschechischen Raum ansonsten im Band keine Berücksichtigung finden. Die Tagung und der Band verfolgen laut Fasbender mehrere Ziele. Einerseits soll der Anstoß gegeben werden, neue Quellen zu erschließen und die Schulhandschriften – in Hinblick auf Lehrtexte, Lehrpläne und Schulpersonen – (weiter) zu untersuchen und auszuwerten. Andererseits stehen die „Konstituenten“ und die Einbindung der Schulen in die jeweilige Stadt und deren kirchliche Aufgaben – vor allem im Rahmen des geistlichen Spiels und der Kirchenmusik – im Zentrum der Untersuchungen.

Daran anschließend stellt Fasbender seine ersten Ergebnisse bezüglich der Überlieferung der mitteldeutschen Schulhandschriften vor, wobei er noch einen erheblichen Forschungsbedarf ausmacht, der in erster Linie von Germanisten zu leisten sei. Bei den Schulhandschriften interessieren ihn vor allem die Lokalisierung, die Schreiber – sofern bekannt – und die Bedeutung von Mönchen an den Schulen – unter anderem im Zusammenhang mit der Anfertigung der Handschriften.

Die Geschichte der Leipziger Schulen bezeichnet MAREK WEJWODA in seinem Beitrag als „durchaus ungewöhnlich und bemerkenswert“. Dabei setzt er sich sehr kritisch mit der mehrfach aufgestellten These auseinander, dass die Artistenfakultät eine städtische Lateinschule ersetzte. In diesem Zusammenhang untersucht er die bekannte Thomasschule und versucht zu klären, warum trotz eines päpstlichen Privilegs aus dem Jahr 1395 die Gründung einer reinen städtischen Schule ausblieb. Neben den hochqualifizierten Rektoren sind die hohen Schülerzahlen auffällig. Wejwoda stellt fest, dass die Thomana vom Stift selbstständig war und diese den Schulmeistern, die keine Chorherren waren, sondern häufig aus der Stadt stammten, verpachtet wurde. Seinen Ergebnissen ist eine Auflistung der Rektoren der Thomana von 1443 bis 1515 mit den entsprechenden prosopografischen Angaben angefügt.

Mit den vielerorts typischen Schulstreiten zwischen den Stiften und der Stadt beschäftigt sich ROBERT GRAMSCH anhand der Beispiele von Nordhausen, Stendal, Braunschweig und Erfurt. Dabei betont er, wie schon Fasbender, dass die Auseinandersetzungen um die Schulen zumeist einer von vielen Streitpunkten zwischen den Kirchen und den Stadtbürgern waren. Zudem seien die vermeintlich weiten Entfernungen der bereits bestehenden Schulen für die Stadtkinder häufig gar nicht so groß gewesen, um als Grund für städtische Gründungen herzuhalten. Für Süddeutschland sind dagegen nur sehr wenige entsprechende Schulstreite belegt.

STEFANIE WEISS widmet sich der an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert (wohl um 1490) entstandenen und vom Jenaer Stadtrat verfassten Schulordnung, die sie als „Höhepunkt“ des knapp 200 Jahre währenden Schulstreites zwischen den Zisterzienserinnen und des Stadtrates ansieht. Während in der Ordnung die Bestallung, die Aufgaben, der Lohn oder die Kirchendienste der Lehrer beschrieben sind, finden sich keine Informationen zu Lehrplan, Unterrichtsablauf oder zur Schullektüre. In der Ordnung seien einerseits die Gewohnheit als auch aktuelle Miss-/Zustände verschriftlicht. Außerdem vergleicht Weiß diese Ordnung mit denen von Bayreuth von 1464 und von Bamberg von 1491. Die folgenden drei Beiträge von CHRISTOPH FASBENDER, SANDY RÜCKER und ANDREA KRAMARCZYK beschäftigen sich mit der Chemnitzer Lateinschule. Laut Fasbender besaß diese – ebenso wie die Zwickauer Ratsschule, die Dresdner Kreuzschule und die Leipziger Artistenfakultät – überregionale Bedeutung, was er vor allem an den zahlreichen, heute weit verteilten, Chemnitzer Schulhand-

schriften erkennt. Eine entsprechende Übersicht ist dem Beitrag angefügt. Die Schule lässt sich seit 1399 urkundlich nachweisen. Eine gewisse Nähe der Schule zur Pfarrkirche St. Jakobi ist dabei feststellbar. Von dem Abt des Benediktinerklosters, der zugleich als Archidiakon fungierte, und der Stadt wurden dabei Bestrafungen der Schüler vorgenommen. Für die vermeintlichen 500 bis 600 Schüler waren ab der Mitte des 15. Jahrhunderts unter anderem mit Heinrich Stolberger und Paul Schneevogel (Paulus Niavis) erfahrene Akademiker verantwortlich. In Anlehnung an ihre Masterarbeit nimmt Rücker die von Heinrich Stolberger verfasste und heute in Wrocław liegende Handschrift „Lapillus de scolastici informatione“ in den Blick. In diesem Werk sieht sie sowohl eine Schuldichtung als auch eine Geschichtsquelle, das für die Schüler wichtige Themen beinhaltet und ihnen Lateinkenntnisse und Verhaltensregeln nahe bringen soll. Im Hinblick auf die Lehrer, Schüler und Eltern untersucht Kramarczyk die auf Paulus Niavis zurückgehenden lateinischen Dialoge, die auch über die Schulgeschichte und den Schulalltag informieren (vgl. P. NIAVIS, Spätmittelalterliche Schülerdialoge, hrsg. von A. Kramarczyk/O. Humberg, Chemnitz 2013). Über die Dialoge, die an den Alltag der Schüler und an die für sie interessanten Themen angepasst wurden und aus ihrer Sicht geschrieben sind, soll den Schülern das Lateinlernen erleichtert werden. Die Betrachtungen und Überlegungen zu der lateinisch-deutschen Schulliteratur schließt der Beitrag von MICHAEL BALDZUHN über den westfälischen Humanisten Jacobus Montanus und dessen Werk ab.

Einen wichtigen Aspekt in der Außenwirkung der spätmittelalterlichen Lateinschulen waren die geistlichen Spiele. VOLKER HONEMANN versucht einen Querschnitt über diese Tradition im gesamten Heiligen Römischen Reich, wobei er sich vor allem auf die beteiligten Personen konzentriert. Während die Spiele (auch Puppenspiele, Spielgesellschaften, Pantomime) von den unterschiedlichsten Personen bzw. Personengruppen – Adligen, Klerikern, Bürgern, Spielbruderschaften etc. – initiiert wurden, lassen sich die jeweiligen Autoren nicht fassen. Auch kann nicht immer zwischen Initiator, Autor und Organisator unterschieden werden. GESINE MIERKE nimmt anschließend die Zwickauer Spiele, explizit die Osterspiele, in den Fokus und betont die Verflechtung von Schule, Kirche – Marien- und Katharinenkirche – und Stadt. Ein wichtiger Bestandteil der Osterspiele in Zwickau waren die Heiligen Gräber mit den entsprechenden Himmelfahrtslöchern. Denn neben den beteiligten Lateinschülern waren handelnde Bildwerke in die Osterspiele eingebunden. Die Tradition der Schul- und Kirchenspiele setzte sich auch nach der Einführung der Reformation in Mitteldeutschland fort. Marienberg und die dortigen Schulspiele von Johannes Krüginger untersucht CORA DIETL und weitet damit den Untersuchungszeitraum auf die nachreformatorische Zeit aus. Sie stellt den moralischen Aspekt der Spiele, besonders der Komödien, für Krüginger heraus. Balthasar Crusius wirkte neun Jahre zwischen 1586 und 1596 in Chemnitz und verfasste mehrere Schuldramen und sprachdidaktische Schriften, die laut KLAUS KIPF belehrenden Charakter haben. Auch bezeichnet er Crusius und sein Werk als charakteristisch für Mitteldeutschland um 1600.

Abschließend stehen bei GREGOR HERMANN die Humanisten in Zwickau und die sogenannte Humanistenode im Mittelpunkt. Der Autor verfolgt die Bedeutung des Hymnengesangs für den Schulunterricht von 1500 bis 1700, und zwar nicht nur für die chorischen Aktivitäten, sondern auch für den Sprachunterricht. So diente der Odengesang Anfang des 16. Jahrhunderts zeitweise sogar als Strafmaßnahme. Mit dem neuen Schulgesangbuch von 1696 hatte sich der Gesang der Oden dann nach Hermann endgültig im Unterricht durchgesetzt.

Am Ende des Bandes befinden sich noch ein Handschriftenverzeichnis, ein Personenregister mit den entsprechenden Werken sowie ein Ortsregister.

Der besprochene Tagungsband macht die Bedeutung der spätmittelalterlichen Schulen in den mitteldeutschen Städten deutlich. Viele Aspekte, wie die Beziehung

zwischen Kirche, Stadt und Schule, die Rektoren, die Schüler, die Schulordnungen, die Schulhandschriften, die Schulspiele, werden dabei angesprochen. Es werden jedoch auch große Forschungsdesiderate sichtbar, wo mitunter noch Grundlagenarbeit zu leisten ist. Insofern bleibt zu hoffen, dass der Band, der bereits unterschiedliche Forschungsergebnisse von Sprachwissenschaftlern, Historikern und Musikwissenschaftlern bündelt, den verschiedenen Fachrichtungen als Anregung für neue Forschungen dient. Unverzichtbar sind die Zusammenarbeit und der wissenschaftliche Austausch der Forscher aus den unterschiedlichsten Disziplinen.

Dresden

Ulrike Siewert

Swedish Students at the University of Leipzig in the Middle Ages. Careers, Books, and Teaching, ed. by OLLE FERM/SARA RISBERG (Runica et Mediaevalia. Scripta minora, Bd. 21), Sällskapet Runica et Mediaevalia, Centre for Medieval Studies, Stockholm University, Stockholm 2014. – 223 S. mit Abb., Ln. (ISBN: 978-91-88568-59-5, Preis: 150,00 SEK).

Da es in Skandinavien bis ins späte 15. Jahrhundert keine Universitäten gab – Uppsala wurde erst 1477, Kopenhagen 1479 gegründet – mussten junge Schweden auf der Suche nach höherer Bildung vor allem die nächstgelegenen Universitäten in Deutschland besuchen. Olle Ferm, Mittelalterhistoriker an der Universität Stockholm, hat 2007 das Projekt „Svenska studenter vid utländska universitet under medeltiden“ / „Swedish Students at Universities Abroad in the Middle Ages“ initiiert, das sich zunächst einmal schwerpunktmäßig mit den Schweden an den Universitäten Leipzig und Wien beschäftigt. Die auswärtigen Studenten haben nicht nur in der Leipziger Matrikel und anderen Akten der Universität Leipzig ihre Spuren hinterlassen, sondern manche haben auch schriftliche Aufzeichnungen über ihr Studium und ihre Wirksamkeit an der Universität mit in die Heimat genommen. Dies zeigt z. B. die Edition von Predigten und akademischen Redeakten des Kristoffer Larsson aus Stockholm (Christopherus Laurentii de Holmis), die 2012 im Rahmen des Stockholmer Projektes veröffentlicht wurden (siehe dazu meine Besprechung im NASG 85 (2014), S. 376 f.).

Der vorliegende Band bietet eine Sammlung von Einzelstudien. Zunächst handelt OLLE FERM über „Swedish Students and Teachers“ (S. 11–65) und liefern damit zugleich einen konzentrierten Überblick des Lehr- und Studienbetriebs an der Universität Leipzig aus schwedischer Perspektive. Die Übersicht (S. 13) zeigt, wie sich die 212 schwedischen Studenten von 1409 bis 1520 räumlich und zeitlich verteilten. Selbst aus der fernen Diözese Åbo (Finnland) kamen immerhin 32 junge Männer. Deutlich wird, wie schnell die Zahlen nach der Gründung der Universitäten Uppsala und Kopenhagen zurückgingen. ROGER ANDERSSON („Sacred Eloquence on Christmas Day at the Universities of Leipzig and Vienna“, S. 67–91), behandelt u. a. eine Weihnachtspredigt, die Kristoffer Larsson (Christopherus Laurentii) 1435 in Leipzig gehalten hat. Dieser Leipziger Theologe steht auch im Mittelpunkt der folgenden Beiträge, die zum Teil recht spezielle Probleme behandeln: TOMAS EKENBERG, „The Medieval Notion of the Superiority of the Will“ (S. 93–111), EVA ODELMAN, „The Latinity of Kristoffer Larsson“ (S. 113–123) und ROGER ANDERSSON, „Kristoffer Larsson’s Catechetical Treatise“ (S. 183–189). Einen biografischen Abriss (mit der Edition unbekannter Briefe) bieten ALEXANDER ANDRÉE, OLLE FERM und SARA RISBERG, „Kristoffer Larsson“ (S. 153–181). Zu den sehr häufig zitierten Quellen über den Leipziger Studienbetrieb gehört der Brief des Karl Johansson an Jakob Nilsson vom 25. Juli 1424, der von Sara Risberg mustergültig ediert wird (S. 196–203). Schon deshalb sollte der vorliegende Sammel-

band künftig von der Leipziger Universitätsgeschichtsforschung stets herangezogen werden.

Neben den beiden Bänden über Leipzig liegen übrigens auch zwei über Wien vor: Bero Magni de Ludosia, Sermones et Collationes. Sermons from the University of Vienna in the Mid-Fifteenth Century (hrsg. und übersetzt von CLAES GEJROT/ERIKA KIHLMAN, Stockholm 2011), und: Swedish Students at the University of Vienna in the Middle Ages. Careers, Books, and Preaching (hrsg. von O. FERM/E. KIHLMAN, Stockholm 2011). Olle Ferm und seinen Kollegen ist es mit ihrem Projekt gelungen, aus ungewohnter geografischer Perspektive vom nördlichen Rand Europas aus, den spätmittelalterlichen Universitätsbetrieb in Leipzig und Wien mit vielfältigen Fragestellungen zu beleuchten. Auch der vorliegende Band, der wieder sehr sorgfältig ausgestattet und gedruckt ist, verdeutlicht, wie ergiebig die Beschäftigung mit universitätsgeschichtlichen Quellen sein kann, an denen in Leipzig und für die Alma mater Lipsiensis kein Mangel herrscht.

Leipzig

Enno Bünz

RAINER BEHREND, *Matricula*. Mediziner als Rektoren der Universität Leipzig in Bildzeugnissen der Matrikelbände vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Zum Medizinjubiläum 2015, hrsg. durch das Dekanat der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig, Passage-Verlag, Leipzig 2015. – 128 S., 126 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95415-041-0, Preis: 24,50 €).

Für fast alle Universitäten im deutschsprachigen Raum, deren Geschichte ins Mittelalter zurückreicht, haben sich in zumeist lückenloser Folge die Matrikelbücher erhalten, die Auskunft über die eingeschriebenen Studenten geben und die im semesterweisen Wechsel amtierenden Rektoren nennen. Die deutsche Forschung verfügt damit über ein Quellenmaterial, wie es für andere namhafte Universitäten Europas nicht oder nur eingeschränkt zur Verfügung steht. Mit der Gestaltung der Matrikeln (schon seit 1409 wurden in Leipzig über Jahrhunderte zwei Matrikelbände parallel geführt) geben sich viele Universitäten besondere Mühe, indem man am Anfang der Semestereinträge nicht nur den Rektor nannte, in dessen Amtszeit die nachfolgend eingetragenen Immatrikulationen erfolgten, sondern diese Einträge mit aufwendigen Wappen- und zum Teil auch Porträtdarstellungen versah.

Obwohl das spätmittelalterliche Leipzig nicht gerade reich an Buchmalerei ist, sind bislang nicht einmal die Miniaturen aus dem ersten Jahrhundert der Universitätsgeschichte publiziert. Das 600-jährige Bestehen der Medizinischen Fakultät Leipzig bot nun Gelegenheit, zumindest für die Mediziner als Rektoren Abhilfe zu schaffen.

Rainer Behrends, der frühere Leiter der Universitätskustodie, hat sich dieser Aufgabe angenommen. Sein Buch informiert kurz über die Matrikelführung in Leipzig und die Entwicklung des Bildschmucks vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Dann werden in chronologischer Reihenfolge die 30 Rektoren vorgestellt, die von der Medizinischen Fakultät gestellt wurden, beginnend mit Wenceslaus Fabri de Budweyss (Wintersemester 1488/89) und endend mit Johannes Ittigius (mehrfach vom Sommersemester 1648 bis 1670). Die bekannteste Gestalt in diesem Reigen dürfte Heinrich Stromer von Auerbach sein, der im Sommersemester 1508 als Rektor amtierte. Stets wird die einschlägige ausgeschmückte Matrikelseite abgebildet und erläutert. Selten wurde auf Bildschmuck ganz verzichtet, wie bei Wolfgang Meurer (Wintersemester 1547/48). Die Bilder werden knapp personengeschichtlich und kunstgeschichtlich erläutert. Ergänzende Abbildungen wie Stadtansichten oder Porträts kommen hinzu. Der Verfasser

schließt mit einem Kuriosum, nämlich mit dem Rektorat des Georg Schiltel, der 1517 zum Rektor gewählt wurde, aber, weil er Anna Hutter geschwängert hatte, nach einem Tag sein Rektorat wieder aufgeben musste. Entsprechend schlicht ist der Eintrag in der Matrikel (S. 121).

Das Buch führt neuerlich vor Augen, über welchen Reichtum an Quellen das Leipziger Universitätsarchiv verfügt, die nicht nur für universitätsgeschichtliche Fragestellungen von Bedeutung sind. Die vollständige Veröffentlichung des Matrikelschmucks wäre wünschenswert.

Leipzig

Enno Bünz

ANDREAS LESSER, Die albertinischen Leibärzte vor 1700 und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ärzten und Apothekern (Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung, Bd. 34), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2015. – 352 S., 131 Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0285-0, Preis: 39,95 €).

Der Begriff des Leibarztes ist seit dem frühen Mittelalter historisch belegt; unter der Bezeichnung „archiatros“ wurde aber schon in der römischen Antike die hervorgehobene Stellung eines Arztes im Dienste eines Königs bzw. Kaisers ausgewiesen. Auch wenn der Titel des Leibarztes zur Deklarierung der (persönlichen) Anstellung eines Arztes bei einer im Staatswesen hochgestellten Persönlichkeit weitgehend einheitlich gebraucht und erhalten blieb, gab es recht unterschiedliche Maßgaben zu dessen Stellung und Funktion, was nicht zuletzt der auf die gesellschaftliche Entwicklung reagierenden Staatsherrschaft geschuldet gewesen sein dürfte. Zumindest bisherige Untersuchungen belegen, dass der Leibarzt an den meisten Fürstenhäusern dem Hofstaat angehörte und er eine besondere Vertrauensstellung genoss, die über die medizinische Betreuung der jeweiligen hochrangigen Person hinausging. Vielfach wurden Leibärzte somit auch als Berater bei Medizinalangelegenheiten des Landes bzw. Fürstentums einbezogen oder sogar explizit mit dieser Aufgabe betraut.

Zwar hat sich „naturgemäß“ die Medizingeschichtsschreibung durchaus dem „Phänomen“ Leibarzt angenommen, häufig allerdings in speziellen Einzeluntersuchungen zum Wirkungs- und Einflussbereich einer bestimmten Person; eine diesbezügliche Gesamtdarstellung liegt bislang noch nicht vor, weder zur vollständigen biografischen Erfassung der Leibärzte einer historischen Epoche oder Region, noch zu deren differenzierten gesellschaftlichen Stellung. Insofern ist allein schon in dieser Hinsicht die Arbeit von Andreas Lesser hoch zu schätzen, mit der erstmals eine biografische Gesamtübersicht der im albertinischen Sachsen der Frühen Neuzeit – also vom ausgehenden 15. bis Anfang des 18. Jahrhunderts – mit dem Titel eines Leibarztes ausgewiesenen Ärzte vorgelegt wurde. Diese Leistung ist umso bemerkenswerter, da der Autor – wenngleich schon längere Zeit aktiver Förderer der (regionalen) Geschichtsforschung, auch mit eigenen wissenschaftshistorischen Studien und Schriften – nicht an einer wissenschaftlich-akademischen Institution angebunden ist und somit nicht auf deren Ressourcen zurückgreifen kann.

Den Einzelbiografien werden zunächst eine Einleitung sowie ein eigenes Kapitel zu den „Aufgaben der Leibärzte und Bestallungsdetails“ vorangestellt. Neben der knappen, und wohl vor allem als Begründung der auf die ‚albertinischen‘ Leibärzte fokussierten Untersuchung dienenden Darstellung zur territorialen Regentschaft des Hauses Wettin mit der sich ab 1485 herausbildenden sogenannten albertinischen Linie, deren Herrschaftsgebiet etwa dem heutigen Freistaat Sachsen entsprach, enthält die Einleitung eine Auflistung der im 16. Jahrhundert gebräuchlichen, in ihrer Bedeutung

aber mitunter recht abweichenden Bezeichnungen von Ärzten bzw. Medizinalpersonen einschließlich des Begriffs „Leibarzt“ sowie Hinweise der Studie zugrunde liegenden Methodik. Als offensichtlich vorrangig genutzte (und ergiebige) Quellen dienten Leichenpredigten und Graduierungsschriften, zudem die Bestallungsurkunden, die jedoch im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden nur unvollständig vorgelegen hätten. Literarische Grundlage zur namentlichen Ermittlung der albertinischen Leib- und Hofärzte dürfte das Staatshandbuch von 1754 (J. G. ZIRSCHKE, Entwurf eines chronologischen Verzeichnisses von des Hohen Hauses Sachsen, Albertinischer Linie, Hofkriegs- und Civil-Staat, seit zweyhundert Jahren, Görlitz 1754/1755) gewesen sein; zumindest verweist der Autor darauf, dass er die hierin erfassten Personen ergänzen und Bestallungsdaten korrigieren konnte.

Die nach insgesamt 20 Kriterien untergliederte Darstellung der „Aufgaben der Leibärzte“ und der „Bestallungsdetails“ vermittelt – wider der Erwartung des Lesers – leider keine allgemeingültige Aussage und Interpretation, sondern verliert sich weitgehend in der Aufzählung der den jeweiligen Kriterien zugeordneten biografischen Details. So werden etwa unter „Patientenkreis“ fünf Leibärzte angeführt, die am kurfürstlichen Hof zur Behandlung eigens der Gemahlin und Kinder des Kurfürsten oder auch von Edelknaben bestallt wurden. Unter „Gehälter der Hof- und Leibärzte“ werden die Barbeträge je Person aufgelistet, wobei überhaupt der Honorierung eine besondere Bedeutung beigemessen und noch nach Sachleistungen, Nebeneinkünften, Pensionen bis hin zu Mietzuschüssen und die Einforderung rückständiger Gehälter differenziert wird. Zwar wird unter „Zahlstelle und Zahlweise“ oder auch „Laufzeit der Bestallungen“ mitunter angedeutet (häufig betrifft dies aber Ausnahmefälle), wofür, also unter welcher Dienstverpflichtung, die hier aufgeführten Ärzte bestallt wurden, doch die tatsächliche Aufgabe oder das Aufgabenspektrum der Leibärzte erschließt sich daraus nicht. Die offensichtlich sehr unterschiedlichen Handhabungen und/oder fehlenden einheitlichen Regelungen zur Bestallung von Leibärzten erschweren zugebenermaßen eine Verallgemeinerung. Dennoch, und bei aller (zwangsläufig) Unterschiedlichkeit der erhobenen zahlreichen Personendaten, reicht es für eine – immerhin als ein Hauptkapitel ausgewiesenen – Darstellung und Aussage zum Aufgabenbereich, der Funktion und Stellung des Leibarztes im Untersuchungszeitraum von etwa zwei Jahrhunderten nicht aus, nahezu unkommentiert die akribisch recherchierten, in jedem Falle für den Forscher wichtigen und interessanten Daten und Fakten nur zu benennen. Vielmehr wäre deren Interpretation im historischen Kontext notwendig und auch möglich gewesen. Allein schon aus der Auflistung der personengebundenen Jahresgehälter, die für 48 bestallte Leibärzte im Zeitraum von 1554 bis 1700 ermittelt wurden, ließen sich durchaus Rückschlüsse ziehen und eine wertende Aussage etwa zum Status der Leibärzte ableiten. Der „Wert“ der Besoldung – unter Bereinigung der unterschiedlichen Angaben in „fl.“, „Thl.“ und „Rthl.“ (die Abkürzungen werden nicht erklärt) – hätte dabei auch nicht unbedingt an den in Vorschlag gebrachten Lebenshaltungskosten, „typischem Konsumverhalten“ der Leibärzte oder Kaufkraftverlusten (S. 20) bemessen werden müssen, was natürlich schwierig zu ermitteln ist. Ein Vergleich mit den jeweiligen durchschnittlichen Einkommen der praktizierenden Ärzte oder dem Gehalt eines Universitätsprofessors wäre auch schon hilfreich gewesen, wobei zudem zu berücksichtigen ist, dass die Besoldung als Leibarzt sich eben nur auf diese spezifische Anstellung/Tätigkeit bezog (wie auch der Professor nur für sein Lehramt vergütet wurde) und die Ärzte in der Regel noch eine eigene Privatpraxis führten.

Den Hauptteil des Buches – gemäß des eigentlichen Anspruchs und der Zielstellung der vorgelegten Studie – bilden die auf der Grundlage aufwendiger Quellenrecherchen erstellten „Kurzbiographien der albertinischen Leibärzte“. Diese 101 Biografien sind innerhalb der Periodisierung nach der Regierungszeit der sächsischen Regenten seit

1485 (Herzog Albrecht) bis um 1733 (Kurfürst/König Friedrich August I.) chronologisch nach Bestallungsjahr bzw. -zeitraum geordnet. Zusätzlich und gesondert werden – ebenfalls in chronologischer Ordnung – acht der insgesamt 22 namentlich benannten kursächsischen Hofärzte sowie drei Wundärzte (Georg Bartisch, Christoph und Stephan v. Sütphen) biografisch vorgestellt.

Über die Tatsache hinaus, dass damit erstmals eine geschlossene Übersicht über die im Untersuchungszeitraum agierenden sächsischen Leibärzte vorgelegt wurde – was an sich bereits hoch anzuerkennen ist –, ist zudem der gelungene Versuch unternommen worden, alle benannten Personen – und zwar in der Mehrheit erstmals – biografisch zu erschließen. Bestechend ist die Fülle und Detailliertheit der eruierten biografischen Angaben. Vielfach konnten zudem bereits in der Literatur ausgewiesene Personendaten im Detail ergänzt oder korrigiert werden, was mit dem Verweis auf die entsprechenden literarischen Vorlagen auch gut kenntlich gemacht wird. Ebenso dürften die beigegebenen Ärzte-Genealogien, das heißt der Nachweis familiärer ärztlicher Herkunft oder Verbindung des betreffenden Leibarztes, dankbar aufgegriffen werden, nicht zuletzt von der medizinhistorischen Forschung. Abgesehen davon, dass die Frühe Neuzeit gerade in der regionalen (deutschen und speziell sächsischen) Medizingeschichtsschreibung vergleichsweise unterrepräsentiert ist und hierzu ein Forschungsdesiderat besteht, können die gegebenen Hinweise auf (weitere) Ärzte und Ärztefamilien des 16. und 17. Jahrhunderts in Sachsen auch wesentliche Anhaltspunkte und Grundlagen für kultur- und sozialgeschichtlich orientierte sowie bioergografische Studien sein, selbst für Untersuchungen, die vorzugsweise nachfolgende Epochen in den Blick nehmen.

Sicherlich auch in der Absicht, die Gesamtheit der eruierten biografischen Daten und Details präsentieren zu können und zu wollen, wurden die Kurzbiografien nicht nur nach den „üblichen“ Kriterien wie Angabe der Lebensdaten, (schulische) Ausbildung sowie berufliche und wissenschaftliche Vita er- und bearbeitet, sondern sie enthalten darüber hinausgehende Angaben, etwa Hinweise zu in familiärer, beruflicher, wissenschaftlicher oder akademischer Verbindung stehenden Personen, zum Gehalt, sonstigen materiellen Zuwendungen oder Ehrenbezeugungen, zu besonderen (auch außerberuflichen) Aktivitäten bis hin zu zum Teil kurios anmutenden Lebensbedingungen oder Handlungen. Sie tragen durchaus zur Abrundung der Charakteristik der Person bei und machen die Biografien kurzweilig. Auch werden die einzelnen Angaben weitgehend im inhaltlichen Zusammenhang, dabei mitunter äußere Umstände berücksichtigend und erklärend sowie in kritischer Reflektion der Quellen- und Literaturrecherche, dargelegt. Dennoch kommt mit der auf die vollständige Wiedergabe jeglichen ermittelten Quellenhinweises konzentrierten Darstellung die Wertung der Leistung der Person zu kurz. Häufig ist weder erkennbar, wodurch sich die Person besonders ausgezeichnet hat, was deren Berufung zum Leibarzt legitimierte, noch ob und welchen besonderen Beitrag sie für die Medizin auf wissenschaftlichem bzw. akademischem Gebiet oder zum ärztlichen Berufsstand geleistet hat. Dort, wo eine derartige Wirksamkeit zumindest anklingt, wird sie nur unzureichend interpretiert oder deren Bedeutung verkannt, wie beispielhaft die etwas lapidare Aussage belegt, die von Augustin Schurff an der Universität Wittenberg gehaltenen Anatomievorlesungen hätten sich (schon um 1525!) „weniger an Galen als an der menschlichen Realität“ orientiert (S. 53).

Nun ist Andreas Lesser kein Medizinhistoriker, sodass – abgesehen von der eigentlichen Motivation seiner Arbeit – schon deshalb die Bemerkung des Rezensenten nicht als Vorwurf an den Autor verstanden werden soll, sondern vielmehr als Aufgabenzuweisung an die medizinhistorische Forschung, der hierfür mit der lobenswert detaillierten, reichhaltigen und methodisch soliden biografischen Studie über die alber-

tinischen Leibärzte ein gewichtiges und grundlegendes Werk zur Verfügung gestellt worden ist.

Dresden

Petra-Caris Heidel

Staat, Bergbau und Bergakademie. Montanexperten im 18. und frühen 19. Jahrhundert, hrsg. von HARTMUT SCHLEIFF/PETER KONEČNÝ (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte, Bd. 223), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013. – 382 S., 13 s/w Abb., 9 Tab., kart. (ISBN: 978-3-515-10364-0, Preis: 64,00 €).

Die TU Bergakademie Freiberg blickt im Jahr 2015 auf eine 250-jährige Geschichte zurück. Aus diesem Anlass entstanden im Vorfeld diverse Publikationen, die sich mit der Vergangenheit und Gegenwart dieser traditionsreichen montanistischen Ausbildungseinrichtung auseinandersetzen. In die Reihe dieser Veröffentlichungen gehört das vorliegende Werk nicht, trotz der zeitlichen Nähe. Vielmehr handelt es sich um einen Sammelband, der die Aufsätze eines Symposiums vereint, welches bereits im Februar 2009 an der TU Bergakademie Freiberg stattfand und, wie die Herausgeber im Vorwort betonen, ein „zäsursetzender Prüfstein“ des DFG-Projekts „Staat, Bergbau und Bergakademie: Die Ausbildung von Bergbauexperten in Sachsen und im Habsburgerreich im 18. Jahrhundert“ war. Dieser Zusammenhang ist wichtig, denn die insgesamt 17 Autoren entwerfen in ihren 18 Beiträgen ein Bild der Ausbildung von Bergbauexperten, das weit über die Bergakademie Freiberg hinausreicht und den Harz, Preußen, das Habsburgerreich, Skandinavien, Italien und Hispanoamerika einbezieht. Jeder Aufsatz stellt eines von vielen Mosaiksteinchen dar, welche in der Gesamtschau ein vergleichsweise differenziertes Bild von der Entwicklung einer bergakademischen Ausbildung ergeben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lag die Einrichtung von Akademien quasi ‚in der Luft‘, die sich mit der Vermittlung der Kenntnisse befassten, die für einen Aufschwung des Bergbaus notwendig waren. Dafür war aber nicht nur ein reiner Lehrbetrieb notwendig, sondern auch eigene Forschung; denn wenn auch das primäre Interesse der Landesherrschaft als Inhaber des Bergregals an der Ertragssteigerung der Bergwerksbetriebe lag, so lieferten die sich gerade etablierenden Naturwissenschaften doch den fachlichen Hintergrund, allen voran die Chemie und die Geologie. Diese Kombination im Sinne des Leibnizschen Dictums *theoria cum praxi* machte dann auch einen Unterschied zwischen den einzelnen Lehranstalten aus. Und hier gebührte der Freiburger Bergakademie durchaus eine herausragende Rolle. Aber weder war sie die einzige Einrichtung dieser Art, noch die älteste und auch nicht die größte. Langfristig entpuppte sie sich jedoch als eine sehr erfolgreiche montanistische Ausbildungsstätte, auf die alle anderen blickten. Das spiegelt sich auch in der Struktur der abgedruckten Tagungsbeiträge wider. Neben dem Vorwort der Herausgeber handeln lediglich zwei von Sachsen und Freiberg, nämlich HARTMUT SCHLEIFFS Aufsatz „Aufstieg und Ausbildung im sächsischen Bergstaat zwischen 1765 und 1868“ und „Kameralistische Naturforschung: Das mineralogische Lehrsystem von Abraham Gottlob Werner“ von PETER SCHIMKAT. In allen anderen 15 Beiträgen aber wird Freiberg zumindest erwähnt, es wird verglichen und abgewogen oder die behandelten Protagonisten haben wenigstens eine gewisse Zeit auch in Freiberg an der Bergakademie verbracht. Man könnte nun den vorschnellen Schluss ziehen, die Bergakademie stellte in der zweiten Hälfte des 18. und im frühen 19. Jahrhundert so etwas wie ein Maßstab für die Ausbildung von Montanexperten dar. Die Beiträge des Aufsatzbandes präsentieren allerdings ein sehr viel differenzierteres Bild.

Um sich der Thematik zu nähern, haben die Herausgeber die Beiträge unter vier Überschriften zusammengefasst. Zunächst geht es um „Wissenstransfer im Berg- und Hüttenwesen“. BERND HAUSBERGER untersucht die Tätigkeit Ignaz von Borns in Lateinamerika und legt einleuchtend dar, warum sich dort sein effektives Amalgamationsverfahren nicht gegen die traditionellen einheimischen Techniken durchsetzen konnte. HJALMAR FORS und BJÖRN IVAR BERG blicken nach Skandinavien. Die schwedische Bergverwaltung (Fors) sah es nicht nur als ihre Aufgabe an, das Bergwesen Schwedens durch die Anwerbung ausländischer Experten aufzubauen und zu stärken, sondern ab dem 18. Jahrhundert auch vor Betrügern und Scharlatanen zu schützen, was zu einer regelrechten Abschottung führte. Auch das Bergseminar in Kongsberg/Norwegen (Berg) war in der Gründungsphase von der Unterstützung mitteleuropäischer Bergbauspezialisten abhängig. Beispielhaft wird dies am Akademisten Jörgen Hiort gezeigt, der das Silberschmelzwesen in Oberungarn, vor allem in Schemnitz (slowak. Banská Štiavnica) und Kremnitz (slowak. Kremnica) studierte und die Erkenntnisse in seine norwegische Heimat mitbrachte. MARIANNE KLEMUN wiederum befasst sich mit den Reisen des Bergpersonals in den Habsburgischen Ländern.

In einem weiteren Abschnitt untersuchen drei Autoren die Ausbildung von Montanexperten und nehmen dabei die Habsburgermonarchie (PETER KONEČNÝ), den sächsischen Bergstaat (Schleiff) und Berlin (MICHAEL ENGEL) in den Blick. Die Gegenüberstellung der habsburgischen und der sächsischen Verhältnisse offenbart interessante Parallelen, aber auch Unterschiede. Ausgangspunkt für die Einrichtung bergakademischer Lehranstalten waren in beiden Fällen staatliche Reformbemühungen – hier die thesesianischen Reformen, dort das Rétablissement nach dem Siebenjährigen Krieg –, aber während in Sachsen der Ausbau der Bergakademie materiell und personell konsequent vorangetrieben wurde, hatte das habsburgische Institut an verschiedenen Standorten für mehrere Jahrzehnte massive Probleme, den Unterrichtsbetrieb sicherzustellen. Hier ist durchaus das Entstehen zweier konkurrierender Modelle zu beobachten: Auf der einen Seite eine streng staatlich kontrollierte Ausbildung im Habsburgischen und auf der anderen Seite eine eher an akademischen Idealen orientierte wissenschaftliche Einrichtung, was sich dann auch in den sozialen Aufstiegsmöglichkeiten manifestierte. Etwas anders lagen die Verhältnisse in Berlin, die Engel beleuchtet. Er legt dar, dass es sich bei der im Jahr 1770 eingerichteten Unterrichtsanstalt nicht um eine wissenschaftlich arbeitende Akademie gehandelt habe, sondern um eine „Vorstudienanstalt“ im Sinne einer gehobenen Bergschule. Von einer „echten“ Bergakademie könne in Berlin erst mit der Gründung 1860 gesprochen werden.

Ein dritter Block von Aufsätzen steht unter der Überschrift „Montanistisches Wissen im Prozess der Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen“. Der im Jahr 2013 leider viel zu früh verstorbene BERNHARD FRITSCHER vergleicht hier Personal und Arbeitsweise der britischen *Geological Society* mit der *Deutschen Geologischen Gesellschaft* und stellt die unterschiedlichen Positionen und Funktionen der Bergbauexperten in diesen Gesellschaften heraus, was nicht ohne Folgen für die jeweilige „nationale Erdgeschichtsschreibung“ blieb. ANDREAS KLEINERT wiederum beschäftigt sich mit dem Hallenser Mathematikprofessor Johann Joachim Lange, der in seiner Brotdisziplin nicht reüssieren konnte, sich dafür aber umso intensiver und erfolgreicher mit den Montanwissenschaften befasste. Peter Schimkat schließlich schlägt vor, dass gleichermaßen bewunderte wie umstrittene mineralogische Lehrsystem Abraham Gottlob Werners als einen besonderen Typus einer „kameralistischen Naturforschung“ zu verstehen.

Der vierte und letzte Abschnitt versammelt Beiträge unter der Überschrift „Staat, Wirtschaft und Bergbau im Übergang zur Moderne“. Zunächst stehen zwei Persönlichkeiten im Vordergrund, der preußische Bergrat Carl Abraham Gerhard (URSULA KLEIN) und der Harzer Oberbergmeister Georg Andreas Steltzner (CHRISTOPH BAR-

TELS). Sie stehen für zwei völlig unterschiedliche Karrieretypen in Bergverwaltungen des späten 18. Jahrhunderts und haben ihre Wirkungsbereiche dennoch nachhaltig geprägt. Gerhard war gleichzeitig Wissenschaftler und in die Strukturen der kame-ralistischen, preußischen Bergverwaltung einbezogen, Steltzner dagegen vor allem Praktiker, der sich vom Pochjungen zum obersten Aufseher der Bergwerke des Harz empordiente und mit dem „Tiefen Georg Stollen“ die Überlebensfähigkeit des Harzer Bergbaus für lange Zeit sicherte. MICHAEL FESSNER befasst sich mit der Knappschaft im märkischen Steinkohlerevier, OLIVER GLIECH lenkt die Aufmerksamkeit nochmals auf die Zusammenhänge zwischen den Silberproduzenten in Lateinamerika und dem Problem des permanenten Silberabflusses aus Europa in den arabischen Raum und den Fernen Osten. Den Abschluss des Bandes bilden schließlich zwei kurze Beiträge von und über DONATA BRIANTA, Wirtschaftshistorikerin an der Universität Pavia, die leider unmittelbar vor der Tagung verstarb. Ihr ist der Tagungsband gewidmet. Sie beschreibt die Ausbildung der Montanexperten in den norditalienischen Staaten vor der Einigungsbewegung des 19. Jahrhunderts.

Die einzelnen Aufsätze dieses Tagungsbandes setzen sich zu einem zwar nicht geschlossenem, aber doch überzeugenden Gesamtbild zusammen. Sie durchleuchten den Kontext der Verwissenschaftlichung der Ausbildung von Montanexperten zwischen der Mitte des 18. und dem beginnenden 19. Jahrhundert. JAKOB VOGEL beschreibt diesen Prozess in einem der beiden einleitenden Beiträge als „Aufklärung Untertage“. Deutlich wird, dass es sich hier um eine gesamteuropäische Entwicklung handelte, die nicht von einer einzigen Montanregion oder gar einer einzelnen Ausbildungsstätte für sich reklamiert werden kann und die in einer engen Beziehung zu außereuropäischen, vor allem lateinamerikanischen Geschehnissen stand.

Freiberg

Peter Hoheisel

ANJA WERNER, *The Transatlantic World of Higher Education*. Americans at German Universities, 1776–1914 (European studies in American history, Bd. 4), Berghahn Books, New York/Oxford 2013. – 348 S., 23 Abb. u. Tab., geb. (ISBN: 978-0-85745-782-0, Preis: 76,00 €).

Wann und in welchem Umfang kamen Studierende aus Nordamerika bzw. später den USA an deutsche Universitäten? Welche sozialen Phänomene – etwa die Bildung von Freund- und Bekanntschaften – und welche Transfers zwischen der Alten und der Neuen Welt waren in einer langfristigen Perspektive mit dieser Mobilität verbunden? Diesen Fragen geht die Studie von Anja Werner anhand der Universitätsstandorte Göttingen, Halle, Heidelberg und Leipzig nach, wobei auf Halle und mehr noch auf Leipzig qualitativ wie quantitativ ein besonderer Schwerpunkt liegt: Zwei der acht Unterkapitel befassen sich ausschließlich mit der sächsischen Messestadt, seiner Universität und der dortigen „amerikanischen Kolonie“ (S. 169). Zentral für Studie und Herangehensweise ist dabei der Begriff Netzwerke, den die Autorin allerdings nicht den jüngeren Ansätzen der Historischen Netzwerkforschung entlehnt, sondern frei und „breit“ für ihre Arbeit definiert – als „jegliche Aktivitäten, die mehr oder weniger direkt bei der Förderung von (wissenschaftlichen) Karrieren halfen.“ (S. 3) Der Untersuchungszeitraum setzt im späten 18. Jahrhundert ein und endet mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der in zahlreichen deutschen Großstädten die oftmals überaus vitale und teils viele Jahrzehnte andauernde Koexistenz von Menschen verschiedener Nationalitäten zerstörte. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt aber aufgrund des spätestens in den frühen 1870er-Jahren quantitativ immer mehr zu Tage tretenden Phä-

nomens der amerikanischen Studierendenmobilität deutlich auf dem 19. Jahrhundert und deswegen vor allem auf dessen zweiter Hälfte. Dies spiegelt den Anspruch der Autorin, die „erste umfassende, vergleichende Studie zum Phänomen der US-amerikanischen studentischen Migration an deutsche Universitäten“ vorzulegen und dabei das „gesamte lange 19. Jahrhundert abzudecken“ (S. 45).

Einer Einleitung zu Methoden und Quellen folgt das erste Kapitel der Studie, in dem die Beziehung von Bewegung und Bildung grundsätzlich sowie speziell hinsichtlich des Verhältnisses von Nordamerika/USA und Europa/deutsches Gebiet umrissen wird. Das zweite Kapitel stellt statistische Befunde aus den Universitätsstandorten Göttingen, Halle, Heidelberg und Leipzig vor, wobei beispielsweise auch vergleichend andere ausländische Studierendengruppen oder der sozioökonomische Hintergrund der Amerikaner einbezogen wird. Das dritte Kapitel ordnet die in diesen Statistiken zum Vorschein kommenden Gruppen dann bereits unter einem kulturgeschichtlichen Blickwinkel ein, gezielt wird etwa das Männlichkeitsprinzip der deutschen Universitäten im Angesicht von Studentinnen aus den USA vorgestellt, auch wird die Rolle von Rassevorstellungen oder Homosexualität hinterfragt. Kapitel vier stellt Rahmenbedingungen und Entwicklungen am Standort Leipzig vor, wobei die Außensicht stets eine wesentliche Rolle spielt: Denn es geht der Autorin hier auch um die Frage, wann und warum sich nordamerikanische Studierende überhaupt für ein Studium in der Stadt an der Pleiße entschieden? Für den eingangs genannten Netzwerkzugang bilden dann die folgenden beiden Kapitel gewissermaßen das Herzstück der Studie: Hier werden zuerst Grundmuster der Netzwerkbildung vorgestellt und in das universitäre Setting eingeordnet, auch spielt hier wieder die Bedeutung spezifischer Gruppen – etwa von Frauen und akademischen Netzwerken – eine Rolle. Der das Kapitel fünf beschließende individuelle Beispielfall des Wilhelm Wundt leitet über in das lokale Beispiel Leipzig, das Gegenstand des sechsten Kapitels ist: Hier wird eingehend und überaus anschaulich dargestellt, welche Rolle die Wohnsituation, die Familie oder Freunde/Freundeskreise spielten, welche Bedeutung spezifisch stadtbürgerlichen Netzwerkpunkten (Einzelpersonen, Familie) zukam und was ‚Orte‘ wie die Amerikanische Kirche mit ihrer Gemeinde oder der American Students Club für Funktionen hatten. Vor allem dieses Kapitel dürfte für die Stadt- wie Landesgeschichte von hohem Wert sein, zeigt es doch lokale Felder der internationalen/transnationalen Interaktion in einem Zeitalter, in dem das Konzept der Nation als Selbstbestätigungs- und Abgrenzungsmechanismus eine immer größere Bedeutung gewann. Die Gruppe der Studierenden wirkte hier – auch, indem etwa unbekannte Sportarten die Polizei auf den Plan riefen – als Mediator zwischen den Kulturen auf lokaler wie nationaler Ebene. In gesamtsächsischer Perspektive ergänzt Anja Werner hier die Befunde, die beispielsweise Nadine Zimmerli unlängst für die „amerikanische Kolonie“ in Dresden vorgelegt hat. Das folgende Kapitel sieben führt Fragen weiter, die sich aus den vorangehenden beiden Kapiteln ergeben: In welcher Beziehung stand der Austausch auf kultureller Ebene – wie stark vermittelten die Studierenden in lokalen Netzwerken ‚amerikanische Werte‘, wie eigneten sie sich ‚deutsche Werte‘ an oder nahmen diese wahr? Letzteres deutet dabei auf die Vorbereitung des Studiums etwa durch reiseführerähnliche Handbücher (Guidebooks), gleichzeitig diskutiert die Autorin die Bedeutung der bei der Kulturan eignung immanenten Sprachbefähigung. Im achten und letzten Kapitel der Studie wird schließlich eine langfristige Perspektive eingenommen und die Rolle von (Aus-)Bildung und Netzwerken nach der Rückkehr in die USA vorgestellt.

Die ausgezeichnete geschriebene Studie von Anja Werner, die durch einen umfassenden Anhang (bspw. Grafiken zur Studierendenentwicklung, Aufstellung der US-amerikanischen Dissertationen in Leipzig) ergänzt und durch ein Personen- und Sachregister zusätzlich erschließbar ist, liefert einen zentralen Baustein zum Verständnis

der deutschen Wissenschaftsgeschichte und ihrer im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer internationaler werdenden Orientierung. Wesentlich scheint dabei vor allem das eingangs benannte Interesse der Autorin für Netzwerke, das deutlich über eine klassische ‚Geschichte des europäischen Beitrags zur amerikanischen Kultur‘ hinausgeht oder Wissenstransfer als einen Prozess der vollständigen Übertragung ohne Modifikation und Reflexion ansieht. Wird letzteres ohnehin durch jüngere Ansätze der Wissensgeschichte in Frage gestellt, so zeigt Anja Werner zugleich mit ihrem Fokus auf Netzwerke die Funktionen sozialer Interaktion jenseits von Hörsaal und Bibliothek auf. Besonders die Sichtweise auf die Bedeutung der „amerikanischen Kolonien“ innerhalb der Leipziger Stadtgesellschaft besitzt eine zukunftsweisende Perspektive für eine Universitätsgeschichte, die sich nicht mehr nur auf Berufs-Wissenschaftler oder Laboratorien konzentriert und die weiterführend beispielsweise auch nach Wissensproduktion und -distribution „Beyond the Academy“ fragt (Chr. von Oertzen/ M. Rentetzi/E. S. Watkins). Hierin liegt zugleich das Potenzial für Untersuchungen, die beispielsweise für den Einfluss der aus Europa zurückkehrenden US-amerikanischen Studierenden auf das gerade im Aufbau befindliche höhere Schulwesen der USA noch nicht vorliegen. Zugleich ergibt sich daraus aber auch eine Einschränkung ihrer Befunde, deren Verallgemeinerbarkeit als „erste umfassende, vergleichende Studie“ (S. 45) durch die Auswahl der Studienorte beeinflusst ist und sich etwa an spezialisierten Hochschulen (bspw. Forst- und Bergakademien) anders dargestellt hat. Jedenfalls waren die US-amerikanischen Bergingenieure nicht frei von Stolz, als sie kurz nach der Jahrhundertwende auf der Weltausstellung in St. Louis berichten konnten, es studiere aktuell kein US-Amerikaner mehr an einer deutschen Bergakademie. Dennoch überzeugt die von Anja Werner stark gemachte Bedeutung der Prägung durch die Bildung in Deutschland im Agieren nach der Rückkehr vollständig – auch sie argumentiert nicht mit dem ‚Import‘ deutscher Bildungskonzepte, sondern auf der Ebene des ‚Verständnisses von Bildung‘. Dies verweist zugleich auch auf die Rolle, die gerade den Universitäten im transatlantischen Austausch zwischen der Alten und der Neuen Welt zukam. Und es zeigt, wie stark dieses Phänomen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein Dialog war.

Los Angeles

Swen Steinberg

SASKIA PAUL, „stark sein im Geiste, klar in der Welt, fest im Dienste an unserem Volk“. Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig von ihrer Reorganisation bis zur Akademiereform (1945–1974), S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2015. – 460 S., geb. (ISBN: 978-3-7776-2536-2, Preis: 64,00 €).

Nach einer langen Durststrecke liegt wieder eine geschlossene Teildarstellung zur Geschichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vor. Nicht zufällig ist es die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg: die voraussichtlich günstige Quellenlage, zahlreiche Einzeldarstellungen und der mögliche Vergleich mit Arbeiten zu ähnlichen Themen in anderen deutschsprachigen Akademien. Dennoch hat sich die Arbeit als schwierig, zuweilen steinig herausgestellt. Die eigene Akademie-Überlieferung ist lückenhaft oder zu sehr auf das Bild ihres zweiten Präsidenten Theodor Frings zugeschnitten. Das geschah bereits bei der Registraturgutbildung. So sind die Bestände des Sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden bzw. ab 1952, als die Länder in der ehemaligen DDR aufgelöst wurden, die Bestände im Bundesarchiv Berlin von ausschlaggebender Bedeutung. Hinzu kommen die natürlichen Personen in vorgesetzten Behörden, Mitglieder und Mitarbeiter der Sächsischen Akademie, das heißt neben den

„harten“ Fakten dürften Befragungen dieses Personenkreises ein probates Mittel zur Erforschung sein.

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass das Archiv der Sächsischen Akademie (bis 1919 Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften) am 4. Dezember 1943 nach einem alliierten Luftangriff vollständig verbrannt ist. Einige Relikte befanden sich eher zufällig beim damaligen Vizepräsidenten Erich Brandenburg in der Privatwohnung und konnten so gerettet werden. Ein neues Archiv entstand auf Betreiben des damaligen Vizepräsidenten Siegfried Morenz 1969. Die Stelle war aber so ausgeschrieben, dass nicht die Übernahme des vorhandenen Registraturgutes im Vordergrund stand, schon gar nicht die Erarbeitung einer Registratur- und Archivordnung, sondern vielmehr die Erstellung des Akademie-Jahrbuches ab 1967/68 und aller folgenden bis 1990, der Druck der Akademie-Schriften, der Schriftentausch, die Protokollführung in den Akademie-Sitzungen und die Bearbeitung der Gründungsgeschichte der Akademie nach Original- und Sekundärquellen. Die letztere Arbeit konnte ab 1975 durch eine weitere wissenschaftliche Mitarbeiterin und mit einer Schreibkraft intensiviert werden. Daneben sind über einen Zeitraum von 20 Jahren Mitgliederdaten ab der Gründung mit Abbildungen von möglichst allen Mitgliedern weltweit gesammelt worden. Die Gesamtgeschichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften ist auf ca. 1 850 Nachweisen von 1846 bis 1945 verzettelt.

Die vorliegende Arbeit behandelt den Zeitraum 1945 bis 1974. Die eigentlichen Zäsuren sind die Jahre 1945, 1952 und 1970/71, als der Fortbestand der Akademie infrage gestellt war, weil der Ministerrat der DDR auf die Zuwahl des Präsidiums und der Mitglieder sowie auf die sozialistische Ausrichtung des Statuts direkt Einfluss nehmen wollte. In einer turbulenten Sitzung musste die Akademie diesen Forderungen nachkommen. Sie strebte nun ihrem Höhepunkt zu, der 125-Jahrfeier ihres Bestehens. Dazu waren zahlreiche auswärtige Mitglieder eingeladen. Dem Nobelpreisträger Werner Heisenberg blieb die Einreise versagt. Dafür sprang sein Schüler, das auswärtige Mitglied der philologisch-historischen Klasse (!) Carl Friedrich von Weizsäcker ein. Zu tief saß bei der Staatsführung noch der Schock vom öffentlichen Auftritt Heisenbergs im November 1967 in Leipzig, dessen Vortrag in der DDR ungedruckt blieb.

Saskia Paul behandelt einen überaus spannungsgeladenen Zeitraum in der Akademie-Geschichte. Sie zeichnet Arbeitsstellen und Personen von zeithistorischem Rang nach. Lücken bei der Behandlung der Quellen und Darstellungen sollten später ausgefüllt werden. So bleibt die Rolle der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig in der Einführung kaum berücksichtigt. Sie wird von Zeitgenossen 1846 als die „Mutter der Sächsischen Akademie“ bezeichnet; sie gab zur Eröffnung der Akademie eine Festschrift heraus, finanzierte zahlreiche Abhandlungen bis 1945 und ihre Protagonisten (Moritz Wilhelm Drobisch, Ernst Heinrich Weber, Gustav Theodor Fechner) waren zugleich Gründungsmitglieder der Akademie.

Die Sächsische Kommission für Geschichte bestand neben der Akademie von 1896 bis 1952. Erst danach ist sie als Historische Kommission zunächst bei und seit 1991 an der Akademie weitergeführt worden.

Der Anspruch, stets die besten wissenschaftlichen Kräfte des Landes in ihren Reihen zu haben, ist von der Verfasserin zumindest sehr absolut gefasst. Von den Anfängen bis zur Gegenwart ziehen sich, wie ein roter Faden, auch Missgriffe bei Zuwahlen durch den Verlauf der Geschichte. Das spiegelt sich früh in einem Streitgespräch zwischen Moritz Wilhelm Drobisch und dem nicht gewählten Historiker Heinrich Wuttke in der damals angesehenen „Augsburger Post-Zeitung“ wider. In jüngerer Zeit hat Präsident Kurt Schwabe nach einem Vortrag in einer Klassensitzung der frühen 70er-Jahre es abgelehnt, den nach seiner Meinung zu schwachen Beitrag eines Mitgliedes in den Schriften der Akademie drucken zu lassen.

Zuweilen sind positive Feststellungen nicht nachvollziehbar. Die Vertraute und Sekretärin von Theodor Frings, Ilse Stohmann (1903–1984), Verwaltungsleiterin bis 1970, anschließend bis 1973 stellvertretende Verwaltungsleiterin mit großen Vollmachten, hatte die Finanz- und Personalpolitik fest in ihrer Hand. Nach 1973 konnte sie unter dem Vorwand den Theodor-Frings-Nachlass zusammenzustellen große Teile von Akademie-Schriftgut in ihrer Wohnung deponieren. Einen guten Überblick zur Tätigkeit von Ilse Stohmann erlaubt die Einsicht in ihr Testament.

Alles in allem liegt ein Kompendium vor, das auch durch seinen flüssigen Stil und ein zuverlässiges Register besticht. Die Arbeit ist unter Leitung der Professoren Detlef Döring (†) und Manfred Rudersdorf 2014 von der Fakultät für Geschichte, Kunst und Orientwissenschaften als Dissertation angenommen worden.

Leipzig

Gerald Wiemers

Historische Korrespondenzen. Festschrift für Dieter Stievermann zum 65. Geburtstag von Freunden, Kollegen und Schülern, bearb. von ULMAN WEISS/JOCHEN VÖTSCH (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 76), Verlag Dr. Kováč, Hamburg 2013. – 446 S., brosch. (ISBN: 978-3-8300-6139-7, Preis: 98,80 €).

Dieter Stievermann, der von 1992 bis 2011 den Frühneuzeitlehrstuhl an der Universität Erfurt bekleidete, hat auch immer wieder zu mitteldeutschen Themen geforscht. Entsprechend enthält diese Festschrift mit 18 Aufsätzen einige hier einschlägige Beiträge: SÖNKE LORENZ, „Tübingen und die Anfänge der Universität Wittenberg“ (S. 17-44); MANFRED RUDERSDORF, „Philipp Melanchthon und die humanistische Bildungsreform. Anmerkungen zu einer kulturellen Erfolgsgeschichte in den wettinischen Landen“ (S. 45-61); GABRIELE HAUG-MORITZ, „Medienereignis Schmalkaldischer Krieg (1546/47). Der Druckort Erfurt“ (S. 63-82); GUNTHER MAI, „Martin Luther – Ein Realist des Friedens“. Die SED und das Luther-Jubiläum im Bezirk Suhl 1983“ (S. 83-114); THOMAS T. MÜLLER, „Reformator, Erzteufel oder Protokommunist? Thomas Müntzer und Mühlhausen“ (S. 115-140); ULMAN WEISS, „M L H B. Die Büchersammlung des Magisters Lambert Heck in der Amplonianischen Bibliothek der älteren Erfurter Universität“ (S. 161-201, mit Auflistung der 260 nachgewiesenen Titel); ROSWITHA JACOBSEN, „Die Allianzprojekte Herzog Friedrichs von Sachsen-Gotha-Altenburg Mitte der 1670er Jahre“ (S. 203-224); JOACHIM BÄHLCKE, „Selbstbehauptung, Gruppenidentität und Konkurrenz: Die katholische Führungsschicht Mährens im konfessionellen Zeitalter“ (S. 283-304). Die übrigen Beiträge bewegen sich thematisch oder chronologisch auf anderen Feldern. Hingewiesen sei noch auf das von ANTJE SCHEDEL zusammengestellte Schriftenverzeichnis des Jubilars (S. 425-440).

Leipzig

Enno Bünz

Kirchengeschichte

Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz von der Gründung bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, hrsg. von VOLKER HONEMANN, Ferdinand Schöningh, Paderborn u. a. 2015. – 978 S., 50 s/w u. 9 farb. Abb., 8 s/w Ktn., geb. (ISBN: 978-3-506-76989-3, Preis: 168,00 €).

Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz von der Gründung bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts, Bd. 5: Kunst. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. von ROLAND PIEPER, Ferdinand Schöningh, Paderborn u. a. 2012. – XII, 649 S., 685 s/w u. 36 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-506-76993-0, Preis: 128,00 €).

Die Sächsische Franziskanerprovinz hat ihre eigene Geschichte in fünf Bänden darstellen lassen. Neben dem vorliegenden Band 1 über die Geschichte der Ordensprovinz vom Mittelalter bis zur Reformation sind auch die Bände 2 (erschienen 2016, eine Besprechung folgt im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift) und 3 (erschienen 2010) der Geschichte der Ordensprovinz in chronologischer Darstellung gewidmet, während Band 4 (erschienen 2013) die Missionstätigkeit vom Mittelalter bis zur Gegenwart zum Thema hat und der ebenfalls vorliegende Band 5 die Kunst, soweit sie für den Orden relevant ist, behandelt. Die Sächsische Franziskanerprovinz, die seit 1230 bestanden hat, ist seit 2010 Geschichte, da der Orden die vier Ordensprovinzen Bavaria, Colonia, Saxonia und Thuringia zur „Deutschen Franziskanerprovinz von der heiligen Elisabeth“ mit Sitz in München zusammengelegt hat. Im Mittelalter war die Sächsische Provinz die größte des Ordens mit rund 100 Konventen, die in zwölf Kustodien organisiert waren. In ihrer Hochzeit reichte die Provinz Saxonia nicht nur, wie es im Klaptext heißt, von Aachen bis Königsberg in Ostpreußen, sondern umfasste sämtliche Konvente im deutschsprachigen Raum von Holland bis Schlesien, von Schleswig-Holstein bis ins Baltikum mit dem im weitesten Sinne als „sächsisch“ zu umschreibenden mittel- und norddeutschen Kernraum von Niedersachsen bis Obersachsen. Durch die Reformation, die vor allem Mittel- und Norddeutschland erfasste, wurde die Provinz Saxonia besonders schwer getroffen. Im Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen gibt es seitdem überhaupt keine Niederlassung der Franziskaner mehr. Schon der Blick auf die Karten, die auf den Buchvorsätzen der beiden vorliegenden Bände abgebildet sind, zeigt aber, wie stark die Franziskaner in den sächsischen Mittel- und Kleinstädten bis zur Reformation vertreten waren.

Die Provinz Saxonia bemüht sich seit langem um die Erforschung ihrer Geschichte, für das von 1988 bis 2006 in Münster sogar ein ordenseigenes „Institut für franziskanische Geschichte (Saxonia)“ bestand, in dessen Nachfolge seit 2006 die „Fachstelle Franziskanische Forschung“ tätig ist, deren Mitarbeiter Bernd Schmies und Christian Loeffke durch vielfältige Mitwirkung an Publikationen und Tagungen ausgewiesen sind. Ein Großvorhaben wie die Geschichte der Sächsischen Ordensprovinz musste natürlich auf zahlreiche Schultern verteilt werden, darunter auch einige Angehörige des Ordens selbst, doch ist nicht nur bei den Franziskanern die Entwicklung zu beobachten, dass mit dem generellen Schwinden des Ordens auch immer weniger Kräfte für die Erforschung der eigenen Geschichte zur Verfügung stehen, ganz abgesehen davon, dass es für die wenigen Kräfte auch wichtigere Aufgaben in Verkündigung und Seelsorge gibt.

Band 1 über die Entwicklung der Provinz Saxonia vom Mittelalter bis zur Reformation wurde nicht nur von dem Germanisten Volker Honemann herausgegeben (bis zu seiner Emeritierung in Münster tätig), sondern in weiten Teilen auch von ihm verfasst. Hier zeigt sich, dass Honemann einer Generation von mediävistischen Germanisten angehört, die im engen Schulterschluss mit der Geschichtswissenschaft arbeitet und deshalb historische Fragestellungen ebenso selbstverständlich wie literaturwissenschaftliche behandelt. Nachdem BERND SCHMIES und VOLKER HONEMANN einen Gesamtüberblick der Entwicklung und Organisation der Franziskanerprovinz Saxonia von den Anfängen bis 1517 geboten haben (S. 21-44) widmet sich HONEMANN

in einem sehr ausführlichen Beitrag den Reformbemühungen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts (S. 45-163), die letztlich 1517 in die Teilung des Ordens in Oberservante und Konventualen mündete. Der Streit um die Ordensreform mit ihren verschiedenen Ansätzen, die detailliert nachgezeichnet werden, trug letztlich dazu bei, dass der Orden nach 1517, in mehrere Zweige „zersplittert“, mit voller Wucht von der Reformation erfasst wurde und zahlreiche Konvente untergingen. Daran knüpfen zwei Beiträge über die ökonomischen Bedingungen franziskanischer Existenz an. HANS-JOACHIM SCHMIDT geht auf die Wirtschaft der Konvente und die Beziehungen zur Bevölkerung ein (S. 165-193), wobei auch Fragen der Seelsorge und der Bruderschaften berührt werden. AREND MINDERMANN widmet sich ganz dem franziskanischen Termineisystem (S. 195-263), das bislang noch nicht so systematisch dargestellt worden ist; dies unterstreicht auch die als Anhang beigegebene Zusammenstellung der Terminbezirke und Termineien um 1450 (S. 244-263). Von besonderem Wert für das Thema ist übrigens das mehrfach erwähnte Zwickauer Termineibuch. Den Franziskanern und ihrem Verhältnis zu den Klarissen und Terziarinnen in der Provinz Saxonía, darunter auch den Klöstern Seußlitz und Weißenfels, widmet sich REINHARDT BUTZ (S. 265-324). Der schwierigen Entstehungsgeschichte des Bandes ist es wohl geschuldet, dass die Funktion und Struktur des franziskanischen Bildungswesens von JANA BRETSCHNEIDER nur exemplarisch am Beispiel Thüringens in einem bereits 2008 publizierten, für den Wiederabdruck allerdings erweiterten Beitrag behandelt wird (S. 325-340). Anschließend zeichnet LEONHARD LEHMANN die Entwicklung der Liturgie in der Sächsischen Franziskanerprovinz nach, wobei die Herausbildung einer besonderen Franziskanerliturgie nachgezeichnet und ihr Eigengut herausgearbeitet wird (S. 341-413). Eine Zusammenstellung der (gedruckten) liturgischen Quellen beschließt den Beitrag (S. 410-413). JOHANNES SCHLAGETER skizziert die franziskanische Theologie des Mittelalters (S. 415-520), deren Blütezeit in der sächsischen Provinz das 15. Jahrhundert war. Hieran knüpfen drei Beiträge von VOLKER HONEMANN an, die zusammengekommen von monografischem Gewicht sind und breit fundiert Bücher und Bibliotheken in der Saxonía darstellen (S. 521-601), dann das mittelalterliche Schrifttum, insbesondere die deutschen Werke, systematisch durchforsten: Heiligenviten, Ordensregeln, enzyklopädische und juristische, aber auch exegetische und katechetische Werke sowie Prediglitteratur werden vorgestellt. Dieser breite Überblick erfährt seine Abrundung durch einen weiteren Beitrag über die franziskanische Geschichtsschreibung (S. 731-844), hier mit einer Auflistung der Welt-, Landes- und Provinz- sowie der Konventschroniken im Anhang (S. 842-844). Der Band wird ergänzt durch einige tabellarische Zusammenstellungen der Provinzialminister, der Provinzialkapitel, des Zeitpunkts der Einführung der Observanz, der Gründung von Klarissenklöstern. Eine Liste aller Konvente mit Angabe der Erstnennung wäre ebenfalls nützlich gewesen.

Es möge nicht als Geringschätzung der durchweg wichtigen Beiträge der anderen Autoren missverstanden werden, wenn hier noch einmal der enorme Arbeitsanteil Volker Honemanns herausgestrichen wird, der in einer schwierigen Phase als Herausgeber von Band 1 eingesprungen ist und die Fertigstellung dieses Grundlagenwerkes ganz zu seiner Sache gemacht hat. Das hatte auch zur Folge, dass er Themen bearbeiten musste, die ursprünglich von anderen Autoren dargestellt werden sollten. Lücken sind in jeder Handbuchdarstellung zu konstatieren, auch in der vorliegenden. Dazu gehört, dass die Geschichte der Ordensprovinz im 13. und 14. Jahrhundert nicht im Zusammenhang dargestellt und auch die Ausbreitung des Ordens in dieser Zeit nicht genauer betrachtet wird. Bedauerlich ist auch, dass die Stellung der Franziskaner in der städtischen Gesellschaft, die soziale Zusammensetzung der Konvente und ihre Rolle im kirchlichen Leben der Städte nicht ausführlich thematisiert werden. Trotz dieser Lücken bietet der erste Band ein Handbuch franziskanischer Geschichte, das zwar auf

die Ordensprovinz Saxonía fokussiert ist, gerade für die frühe Entwicklung aber auch den Gesamtorden in den Blick nimmt.

Band 5 der Provinzgeschichte zum Thema Kunst greift in mancher Hinsicht noch weiter über den vorgegebenen geografischen aber auch thematischen Rahmen hinaus, da sich manche Fragen der Bau- und Ausstattungsgeschichte der Klöster sonst gar nicht angemessen behandeln lassen. Dass überhaupt ein Band zur Kunst in die Reihe aufgenommen wurde, ist dem Drängen Jürgen Werinhard Einhorn's (1934–2013) zu verdanken, der aus Leipzig stammte, Franziskaner in Paderborn war und sich zeit lebens mit Themen der Kunstgeschichte des Ordens, aber auch der Kunstgeschichte im Allgemeinen beschäftigt hat. Zusammen mit ROLAND PIEPER, dem Herausgeber des vorliegenden Bandes, hat JÜRGEN WERINHARD EINHORN das Buch „Franziskaner zwischen Ostsee, Thüringer Wald und Erzgebirge. Bauten – Bilder – Botschaften“ (Paderborn u. a. 2005) vorgelegt, das man als eine Etappe auf dem Weg zu diesem voluminösen Handbuch betrachten kann. Nicht nur dem Umfang nach steht der Kunst-Band im Großformat dem ersten Band nicht nach.

JÜRGEN WERINHARD EINHORN reflektiert im Eröffnungsbeitrag über Architektur, Ausstattung und Bild in der Sächsischen Franziskanerprovinz (S. 3-9) und bietet neben einigen allgemeinen ordensgeschichtlichen Überlegungen vor allem Anregungen, auf das spezifisch „Franziskanische“ in der Kunst des Franziskanerordens zu achten. ROLAND PIEPER liefert einen recht knappen, aber sehr dichten und stellenweise auch pointierten Überblick der Forschungslage (S. 13-15), die – wenn überhaupt – nur für das Mittelalter, nicht aber für die Neuzeit und die neueste Zeit befriedigen kann. Mit dem Kunstverständnis der Frühzeit befasst sich ein weiterer Beitrag von JÜRGEN WERINHARD EINHORN (S. 19-31), der sich mit dem Verhältnis des heiligen Franziskus selbst, aber auch der frühen Ordensoberen zur Kunst, sowie mit den normativen Vorgaben zum Bau und zur Ausstattung der Kirchen befasst. Zwei allgemeinere Beiträge sind der Funktion des Kirchenraums gewidmet: Die Ausführungen von JÜRGEN BÄRSCH „zur Bedeutung der Liturgie für das Verständnis des Kirchenraumes und seiner Ausstattung in Mittelalter und Neuzeit“ (S. 35-46) bieten einen knappen und konzentrierten Überblick der liturgischen Entwicklung im Allgemeinen, doch mit steten Bezügen zu den Franziskanern. Neben Eucharistiefeyer und Stundengebet spielte das Totengedenken, die Fürbitte für die Verstorbenen im kirchlichen Leben eine zentrale Rolle. PETER RIEDEL behandelt die „Formen der Memorialkultur in den Konventen der Franziskaner“ (S. 47-58), wobei er nicht nur die Liturgie, sondern auch die Gegenwart der Toten (Grabstätten) mit berücksichtigt.

Den Großteil dieses Bandes nehmen dann die zahlreichen Beiträge über die Franziskanerkonvente ein (S. 59-345), die an dieser Stelle gar nicht detailliert aufgelistet werden können. Hier geht es um Lage und Gestalt der Klöster im Stadtgefüge (ROLAND PIEPER), die Bauweise von Männerklöstern (ROLAND PIEPER, MATTHIAS UNTERMANN, LEONIE SILBERER), der Frauenklöster (CAROLA JÄGGI), die Ausstattung mit Wandmalerei (HEIDRUN STEIN-KECKS) und Glasgemälden (FRANK MARTIN, ROLAND PIEPER). Noch facettenreicher präsentieren sich die Aspekte der Ausstattung von Kirchen und Klöstern (S. 347-526). Thematisiert werden für das Mittelalter Lettner (ROLAND PIEPER), Altarretabel (BARBARA WELZEL), Skulptur und Malerei (MARKUS HÖRSCH, MARIA DEITERS), Chorgestühle (ROLAND PIEPER), Predigtstühle/Kanzeln (JÜRGEN BÄRSCH, ROLAND PIEPER), Glocken (CLAUS PETER) sowie Sakramentshäuser (MARIUS WINZELER). Weitere Beiträge behandeln Veränderungen der Neuzeit: Altarbilder (ESTHER MEIER), Chortüren und Kommunionbänke (ROLAND PIEPER), Chorgestühle (DAVID GROPP, ROLAND PIEPER), Kanzeln (JÜRGEN BÄRSCH, ROLAND PIEPER), Glocken (CLAUS PETER), Verwahrung des Sakraments (MARIUS WINZELER) und Vasa sacra sowie Paramente für die Eucharistiefeyer (EVELIN WETTER,

MARIUS WINZELER). Ein letzter Themenschwerpunkt gilt der Buchkunst, namentlich Handschriften und Drucke franziskanischer Buchkunst (JÜRGEN WERINHARD EINHORN) und den Bucheinbänden in Franziskanerbibliotheken (KONRAD VON RABENAU).

Mit den Bänden 1 und 5 liegen grundlegende Handbuchdarstellungen zur Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz vor, die sich als unverzichtbare Arbeitsinstrumente für die Forschung erweisen werden. Vor allem die Erforschung einzelner Franziskanerkonvente, ihrer spezifischen Quellen und ihrer Bau- und Ausstattungsgeschichte muss nun weitergehen. Das Erscheinen mehrerer Klosterbücher über Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Hamburg sowie Sachsen 2016 und 2017 wird dazu beitragen.

Leipzig

Enno Bünz

HERMANN KINNE, Das (exemte) Bistum Meißen 1. Das Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen von der Gründung bis 1569 (Germania Sacra. Dritte Folge, Bd. 7 = Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. Das (exemte) Bistum Meißen, Bd. 1), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2014. – XII, 1062 S., Ln. (ISBN: 978-3-11-033223-0, Preis: 179,95 €).

Unter den 58 Bänden ‚alter‘ und ‚neuer‘ Folge der Germania Sacra ist Mitteldeutschland mit nur wenigen Titeln vertreten. Bereits vor 1945 publiziert wurden die Bistümer Brandenburg und Havelberg, 1972 erschien das bis zum Kriegsende schon weit bearbeitete Domstift Magdeburg mit seinen Nebenstiften, 1997/98 kam die Diözese Naumburg und 2007 das Stift St. Nikolaus in Stendal hinzu. Ein 2015 veröffentlichter Supplementband widmet sich den Stiftsherren und Vikaren des Kollegiatstifts St. Peter und Paul in Zeitz. Vor diesem Hintergrund setzt die vorliegende Arbeit, in der 2009 begonnenen ‚dritten‘ Folge erschienen, einen wichtigen Meilenstein. Als Dissertation bei Enno Bünz am Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig entstanden, behandelt sie das Kollegiatstift St. Peter in Bautzen, eines der vier, mit dem bald nach seiner Gründung eingegangenen Stolpen fünf Säkularkanonikerstifte im spätmittelalterlichen Bistum Meißen. Dessen nach den Richtlinien der Germania Sacra ausgeführte historisch-statistische Beschreibung endet mit den Jahren 1569/70, in denen der Institution die apostolische Administratur in den böhmischen Lausitzen zufiel. Dass St. Peter seinen konfessionellen Status auch nach dem Erwerb der Lausitzen durch das lutherische Kursachsen (1635) wahren konnte, ist einer der Gründe für die gute archivische Quellenüberlieferung im heutigen Domstiftsarchiv Bautzen, deren Umfang den Autor vom „Bearbeitungsprinzip [der Germania Sacra], geistliche Einrichtungen von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende oder bis zur Gegenwart zu beschreiben“, abweichen ließ (S. V). Diese Entscheidung mag man bedauern, doch ist sie nach der radikalen Zäsur, die der Untergang des alten Bistums Meißen (1559/1581) für die geistlichen Aufgaben des Stifts bedeutete, durchaus sinnvoll, da die Publikation so einen passgenauen Baustein für die ausstehende Aufarbeitung der seit 1399 (eingeschränkt) exemten Diözese Meißen im Rahmen der Germania Sacra liefern kann.

Neben den Urkunden, Amtsbüchern und Akten des Stiftsarchivs hat der Bearbeiter vor allem die Bestände des Hauptstaatsarchivs Dresden sowie einige Archivalien aus den Stadtarchiven Bautzen, Kamenz und Löbau genutzt. Ungedruckte Unterlagen aus dem Nationalarchiv in Prag und dem Archiwum Państwowe wrocławiu, die im frühen 16. Jahrhundert einsetzen, wurden, dem gesetzten Zeitrahmen entsprechend, nicht einbezogen. Aufbau und Bearbeitungstiefe des Bandes orientieren sich an den für die Germania Sacra seit 2008 verbindlichen Grundsätzen, die das Prinzip einer umfassenden

den „Inventarisierung“ ausdrücklich mit der „pragmatische[n] Konzentration [...] auf das Wesentliche“ verbinden (<http://www.adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/germania-sacra/richtlinien>). Auf Quellen- und Literaturfolgen ein Denkmalverzeichnis, eine Vorstellung des Archivs und wichtiger Archivalien sowie eine Auswertung zeitgenössischer Dokumente zur Bibliotheksgeschichte. Die „Historische Übersicht“ (S. 71-127) skizziert zunächst die Gründungsgeschichte – Kinne grenzt sie im engeren Sinn auf „1218 bis 1221“ ein (S. 93) – und die frühe Ausstattung im 13. Jahrhundert. Weitere Schwerpunkte bilden die Zeit Karls IV. und Ferdinands I., unter dessen Herrschaft dem Stift kurzzeitig die Sequestration drohte. Der mit Abstand umfangreichste Abschnitt „Verfassung und Verwaltung“ (S. 129-475) weist unter anderem auf bemerkenswerte Abhängigkeiten der Statuten mitteldeutscher Dom- und Kollegiatkapitel untereinander hin und charakterisiert die ständische Zusammensetzung des Bautzner Stifts als „gemischtständisch mit leichtem bürgerlichen Übergewicht“ (S. 231). Adlige Mitglieder rekrutierten sich bis etwa 1500 weitestgehend aus der Oberlausitz, im Fall bürgerlicher Kanoniker meist aus der Stadt Bautzen, später öfter auch aus Görlitz. Erst die Übertragung des Präsentationsrechts für die Propstei, die stets mit einem Meißner Domherren zu besetzen war, an die Wettiner (1476/81) „deutete“, so Kinne, „Änderungen“ in der Sozialstruktur an (S. 232).

Unter der Rubrik „Religiöses und geistiges Leben“ (S. 477-540) werden Eigenheiten im Festkalender, Chordienst und Messliturgie, Reliquien und Ablässe, Prozessionen, Stiftungen und Bruderschaften, Bildung und Buchbesitz der Kanoniker sowie die Stiftsschule behandelt. Einige der im 13. und frühen 14. Jahrhundert für das Stift ausgestellten Indulgenzen interpretiert Kinne als Instrument in den Streitigkeiten mit dem örtlichen Franziskanerkloster. Den Ablass in Gestalt päpstlicher Kampagnen betrachtet er auch unter dem Aspekt der stiftischen Kurienbeziehungen (S. 412-416) und weist auf die Tätigkeit des Stiftsdekans als örtlicher Mitarbeiter römischer Kommissare hin, eine Funktion, die dieser übrigens noch ein weiteres Mal – der ergänzende Hinweis sei hier gestattet – während der von Johann Tetzl organisierten Verkündung der (zweiten) Livlandgnade ausübte. Der nach den Personallisten (S. 761-1009) umfangreichste Abschnitt wendet sich dem Kapitelsbesitz zu, der aus dem in Bautzen von den Inhabern weitgehend selbst verwalteten Pfründeneinkommen, dem Präsenzgut und den Einnahmen bestimmter Stiftsämter bestand (S. 541-760). Die Zusammensetzung der älteren Einkünfte lässt sich vor allem aus einem Verzeichnis von 1390 rekonstruieren. Auf die systematische Analyse der Struktur und der Verwaltung des Stiftsvermögens folgt eine Zusammenstellung der Einkünfte in einzelnen Orten. Für sie wurden der stiftische Urkundenbestand komplett, die umfangreiche Rechnungsüberlieferung – im Einklang mit den Richtlinien der *Germania Sacra*, die sich auf „Überblicksdarstellungen zur Entwicklung des Besitzes und auf Listen mit den wichtigsten Besitzungen“ beschränken – in verschiedenen Zeitschnitten ausgewertet. Einen repräsentativen Überblick über Lage und Ausdehnung des Besitzes bietet die beigelegte Karte.

Dem Anliegen der *Germania Sacra*, ihren Bänden künftig verstärkt „den Charakter eines Handbuchs“ zu verleihen, entspricht Kinnes *Opus* in vorbildlicher Weise. Das *Wagnis*, ein solches Grundlagenwerk im Rahmen einer akademischen Qualifikationsarbeit anzugehen und rasch in Druck zu bringen, hat der Bearbeiter erfolgreich gemeistert – was umso erfreulicher ist, als eine quellenfundierte Arbeit über das Petristift, nicht zuletzt aufgrund von dessen enger personeller Verflechtung mit dem Meißner Domkapitel, eine wichtige Ausgangsbasis für weitere Forschungen zur Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der mitteldeutschen Bistumslandschaft bietet.

Wortwechsel. Das Kolloquium zum 475. Geburtstag der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens in Annaberg-Buchholz. Eine Veranstaltung der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Annaberg-Buchholz im Rahmen der Jubiläumsveranstaltung in Annaberg-Buchholz vom 1. bis 4. Mai 2014. Tagungsband, hrsg. von BERND STEPHAN/MARTIN LANGE, Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde Annaberg-Buchholz, Annaberg-Buchholz 2015. – 207 S., kart. (Bestellanschrift: Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde Annaberg-Buchholz, Kleine Kirchgasse 23, 09456 Annaberg-Buchholz, Preis: 35,00 €).

Nach dem Tod des altgläubigen Herzog Georg am 17. April 1539 führte sein Bruder und Nachfolger Heinrich im albertinischen Herzogtum Sachsen zügig die Reformation ein. Das Ereignis war der Ausgangspunkt eines umfangreichen wissenschaftlichen Kolloquiums, welches die Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde Annaberg-Buchholz im Frühjahr 2014 veranstaltet hat. Diese vorbildliche lokale Initiative erklärt, warum der inhaltliche Schwerpunkt des vorliegenden Bandes auf den lokalen und regionalen Reformationsereignissen liegt. Die 17 Beiträge, denen ein knappes Resümee der Tagung von Bernd Stephan vorangestellt ist, können hier nur knapp aufgelistet werden: ENNO BÜNZ, „der kirchen auf S. Annaperg etlichen apas ausgericht“. Kirchliches Leben und Laienfrömmigkeit im vorreformatorischen Annaberg (S. 15-34). – LOTHAR KLAPPER, Knappschaftsunruhen und Bauernerhebungen in der Reformationszeit in Annaberg und Umgebung (S. 35-40). – Rainer Gebhardt, Adam Ries und die Reformation (S. 41-51). – ALEXANDER BARTMUSS, Bürger und Geistlichkeit in Annaberg bis zur Einführung der Reformation im Jahre 1539. Eine kurze Bestandsaufnahme (S. 52-61). – PETR HLAVÁČEK, Das Annaberger Land als Schnittpunkt reformatorischer Bestrebungen. Zu konfessionellen Beziehungen im böhmisch-sächsischen Erzgebirge im Reformationszeitalter (S. 62-73). – KARSTEN RICHTER, Niedergang und Auflösung des Klosters Grünhain (S. 74-88). – MICHAEL WETZEL, Die Herren von Schönburg und die Reformation in der Grafschaft Hartenfels (S. 89-97). – CHRISTIAN WINTER, Herzog Georg von Sachsen und „seine“ Stadt Annaberg (S. 98-112). – STEPHAN SCHMIDT-BRÜCKEN, Über'm Kamm – Reformation im böhmischen Joachimsthal (S. 113-126). – KONSTANTIN ENGE, Herzog Heinrich von Sachsen und die Reformation im Freiburger Ländchen (S. 127-141). – ARMIN KOHNLE, Die evangelische Bewegung im ernestinischen Erzgebirge: Zwickau, Schneeberg, Buchholz (S. 142-151). – BERND STEPHAN, Eine Festung fällt – eine Wende wider Willen? (S. 152-159). – ANDREA KRAMARCZYK, Johannes Rivius (1500–1533) und seine Schüler an der Annaberger Lateinschule (S. 160-166). – THILO DANIEL, Gründung und überregionale Bedeutung der alten Ephorie Annaberg (S. 167-179). – WILFRIED HÄRLE, Reformatorische Verkündigung – damals und heute (S. 180-189). – SAMMELI JUNTUNEN, Reformatorische Theologie – Chance für unsere Kirche (S. 190-199). – FRANK SCHMIDT, Tradition und Kontinuität als Merkmale der lutherischen Reformation. Die Bewahrung der Innenausstattung von St. Annen (S. 200-207).

Die Mehrzahl der Beiträge ist weiterführend und wirft ein neues Licht auf die vorreformatorischen Verhältnisse in Annaberg, das intensiv von Herzog Georg gefördert wurde, vor allem aber auf die Reformationsgeschichte einer Region, die noch heute stärker als andere Teile Sachsens den Traditionen des Luthertums verpflichtet ist.

CHRISTIAN JASER, *Ecclesia maledicens*. Rituelle und zeremonielle Exkommunikationsformen im Mittelalter (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 75), Mohr Siebeck, Tübingen 2013. – XIII, 633 S. mit Abb., Ln. (ISBN: 978-3-16-151927-7, Preis: 119,00 €).

Die Exkommunikation als Ausschluss von Christen aus der kirchlichen Gemeinschaft und das Interdikt als lokales oder regionales Verbot aller Gottesdienste und kirchlichen Handlungen waren bewährte Zwangsinstrumente, die von der mittelalterlichen Kirche immer wieder angewandt wurden. Mutter Kirche konnte sich auch als „ecclesia maledicens“, als „verfluchende Kirche“ betätigen, und dieser Bannstrahl mochte mächtige Herrscher im Konflikt mit dem Papsttum ebenso treffen wie bäuerliche Grundholden, die ihrem Kloster die rechtmäßigen Abgaben verweigerten. Größere Untersuchungen fehlen merkwürdigerweise für beide Phänomene, auch wenn es nicht an lokalen Studien mangelt, beispielsweise die Dissertation von HANS DIX, *Das Interdikt im ostelbischen Deutschland* (Marburg 1913), oder den Aufsatz von MAREK WEJWODA, *Exkommunikation. Ein unterschätztes Mittel geistlicher Politik und Herrschaftspraxis? Zur politischen Wirksamkeit der Sanktionspraxis der Bischöfe von Meißen im 12. und 13. Jahrhundert* (in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung* 93 (2007), S. 182-219). Aber das ist nicht die Ebene, auf der sich die vorliegende Monografie von Christian Jaser bewegt – die als Dissertation bei Johannes Helmrath an der Humboldt-Universität Berlin entstanden ist –, auch wenn der Autor darauf hinweist, dass es sich bei der Exkommunikation „um ein quantitatives Phänomen ersten Ranges im Geschäftsgang spätmittelalterlicher Kirchengenichte mit einem entsprechenden sozial-, frömmigkeits- und wirtschaftsgeschichtlichen Erkenntnispotenzial“ handelt (S. 26).

Der Verfasser möchte mit seiner Untersuchung einen Beitrag zur aktuell recht lebendigen Konfliktforschung leisten, die sich mit Autoren wie z. B. Gerd Althoff vornehmlich auf die Konfliktlösung konzentriert hat, während es in der vorliegenden Untersuchung vor allem um den Konfliktaustrag geht. Selbstverständlich analysiert Jaser die Exkommunikation aber nicht nur aus dieser Perspektive, sondern bezieht weitere Fragestellungen der Theologie, Kanonistik, Liturgiewissenschaft, der Ritual- und der Zeremonialforschung, aber auch der Kulturanthropologie mit in die Untersuchung ein. Der Verfasser geht methodisch reflektiert und dabei zugleich quellenorientiert vor. In einem ersten Untersuchungsgang stellt er die Entwicklung des Exkommunikationsformulars vom 10. bis späten 13. Jahrhundert dar. Dabei kommt der Analyse von kirchlichen Fluchformeln besondere Bedeutung zu. Die Geschichte der Exkommunikation setzt mit dem Exkommunikationsakt von Reims am 6. Juli 900 ein. Die Entwicklung der Exkommunikationspraxis lässt sich dann vor allem anhand lokaler Formulare nachweisen, die in Nordfrankreich, Belgien und dem Rheinland überliefert sind. Zugleich kann die Entwicklung eines translokalen Exkommunikationsformulars in kirchenrechtlichen Sammlungen des 10. bis 12. Jahrhunderts aufgezeigt werden, die ihre Wirkung über das Dekret Gratians und das „Pontificale Romano-Germanicum“ entfaltete. Ende des 13. Jahrhunderts ist, wie das Pontifikale des Guilelmus Durandi zeigt, die Unterscheidung der drei Formen der „excommunicatio minor“, „e. maior“ und „e. sollempnis“ (Anathem) fest etabliert. Das folgende Kapitel steht unter der zunächst etwas frappierenden Überschrift „Ein Ende der ‚Ecclesia maledicens‘“? – doch ist die Frage angesichts des Wandels der variantenreichen Exkommunikationsformulare naheliegend. Welche Bedeutung der Exkommunikation tatsächlich zugemessen wurde, verdeutlicht der Verfasser anhand der Exempelliteratur, der kanonistischen und theologischen Glossen- und Kommentarwerke. Der Verfasser beschreibt eindrucksvoll den „liminalen“ Status der Exkommunizierten,

und zwar in spiritueller, sozialer und selbst posthumer Hinsicht, wobei er nicht nur normative und literarische Quellen heranzieht, sondern mithilfe der Historiografie auch auf Beispiele zurückgreift, die ihren Sitz im Leben haben. Besonders in diesem Kapitel werden weitere Forschungsperspektiven für die regionale und lokale Forschung aufgrund der landesgeschichtlichen Quellen des späten Mittelalters deutlich. Die abschließenden Ausführungen über die Entwicklung der Generalexkommunikation leiten dann zum letzten Kapitel über die „Exkommunikation als Zeremonie“ am Beispiel der päpstlichen Publikation der Gründonnerstagsbulle hin. Hierbei geht es nicht nur um die Entwicklung des Zeremoniells, das Jaser schon einleitend vom Ritual unterscheiden möchte (S. 15 ff.), sondern auch um die Praxis der Kommunikation (bis hin zur Neugestaltung der Benediktionsloggia am Vatikan unter Pius II.). Die Neufassung des päpstlichen Zeremonienbuches 1488 erlaubt es dann, die Publikation der Bulle „in Coena Domini“ genauer nachzuzeichnen, wofür ergänzend die Aufzeichnungen der päpstlichen Zeremonienmeister Johannes Burckardt und Paris de Grassis herangezogen werden können. Der Horizont des Verfassers reicht hier bis weit ins 16. Jahrhundert und berührt auch die Reformationsgeschichte (S. 516 f. zur Publikation der Gründonnerstagsbulle von 1521 gegen Luther und seine Anhänger).

Die Dissertation von Christian Jaser bietet eine grundlegende Darstellung der mittelalterlichen Exkommunikationspraxis, muss sich angesichts der Komplexität des Themas aber auf wichtige Erscheinungsformen konzentrieren. Während ein solches Thema noch vor wenigen Jahrzehnten vor allem auf der kanonistisch-normativen Ebene behandelt worden wäre, weist diese Arbeit nun eine deutlich weitere Perspektive auf, insbesondere durch Berücksichtigung neuerer Fragestellungen zur Geschichte von Ritualen und performativen Akten. Soweit Jaser die konkreten Erscheinungsformen der Exkommunikation behandelt, bezieht er sich vor allem auf das spätmittelalterliche Papsttum und die Verhältnisse im hochmittelalterlichen Italien, Frankreich und England. Für den deutschsprachigen Raum bietet sich also, wie eingangs bemerkt, noch ein weites Forschungsfeld.

Leipzig

Enno Bünz

Cura animarum. Seelsorge im Deutschordensland Preußen, hrsg. von STEFAN SAMERSKI (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 45), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2013. – 249 S., 11 s/w und 20 farb. Abb. auf 16 Tafeln, geb. (ISBN: 978-3-412-21027-4, Preis: 32,90 €).

Zur Geschichte des Deutschordenslands Preußen liegt mittlerweile eine große Zahl an wissenschaftlichen Untersuchungen und Auseinandersetzungen vor, die sich mit den unterschiedlichsten Aspekten der Herrschaft des Deutschen Ordens im ehemaligen Preußenland beschäftigen. Umso erstaunlicher ist es, dass zur seelsorgerischen Tätigkeit des Ordens und dem preußischen Niederkirchenwesen bisher vergleichsweise wenige Studien angestrengt wurden. Auf einer 2010 in Danzig-Oliwa (poln. Gdańsk Oliwa) vom Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte organisierten Tagung setzten sich polnische und deutsche ForscherInnen zum Ziel, die Seelsorge im Deutschordensland Preußen aus den verschiedensten Blickwinkeln zu beleuchten. Besonders die einzigartige Konstellation im Preußenland, bei der drei der vier Bistümer bzw. deren Domkapitel dem Deutschen Orden inkorporiert waren und sich zugleich eine Vielzahl der Pfarrkirchen in dessen Besitz befanden, betont die Relevanz einer solchen tiefergehenden Auseinandersetzung mit der Thematik.

Einführenden Worten des Herausgebers folgen zwei einleitende Beiträge von ARNO MENTZEL-REUTERS („Der Deutsche Orden als geistlicher Orden“, S. 15-43) und

ROMAN CZAJA („Die Identität des Deutschen Ordens in Preußen“, S. 44-57), die das geistliche Element im Selbstverständnis des Ritterordens eingehend herausarbeiten. Der kirchlichen Verwaltung und der Entwicklung des Niederkirchenwesens im Deutschordensland Preußen widmet sich der Aufsatz von RADOŚLAW BISKUP („Bistümer im Deutschordensstaat in Preußen (bis 1525)“, S. 58-73), dem hierbei ein luzider Überblick mit reichlich Informationsgehalt gelingt. Zudem verweist der Autor auf zwei sehr spannende Projekte, die in der Abteilung für Kirchengeschichte am Institut für Geschichte und Archivistik der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń zurzeit realisiert werden. Einerseits wird eine Online-Datenbank angestrebt, die eine Zusammenstellung der preußischen Pfarreien samt aller relevanter Daten zu deren Verwaltung, äußerer und innerer Gestalt sowie der zugehörigen Pfarrgeistlichkeit bieten soll. Erste Ergebnisse befinden sich bereits auf der Internetpräsenz des Projektes (der im Aufsatz angegebene Link verweist lediglich auf die Homepage der Abteilung für Kirchengeschichte der Universität, die tatsächliche Internetadresse der Online-Datenbank lautet: www.parafie.umk.pl). Andererseits wird zurzeit an der Edition des spätmittelalterlichen sogenannten preußischen Formelbuchs aus Uppsala gearbeitet, das bisher nur fragmentarisch im Druck vorlag. RAFAŁ KUBICKI („Die Rolle der Bettelorden im Ordensland Preußen“, S. 74-91) und PIOTR OLIŃSKI („Die Franziskaner und ihre missionarische und friedensstiftende Aktivität im Deutschordensland des 13. Jahrhunderts“, S. 92-104) befassen sich in ihren Beiträgen mit den Bettelorden im Deutschordensland Preußen. Vor allem deren Bedeutung sowohl für die örtliche Seelsorge als auch in der preußischen Politik sowie die Beziehung der Minoriten zum Deutschen Orden werden in den Fokus gestellt. Die anschließenden Aufsätze von EDITH FEISTNER („Zur Katechese der Ritterbrüder in den Anfängen des Deutschordensstaates“, S. 105-120) und MICHAEL NEECKE („Identitätsstiftung durch Biblepik? Die ‚Judith von 1254‘, ihre gewalttätige Neu-Deutung und ein radikaler Redaktor“, S. 121-131) setzen sich mit der Deutschordensliteratur in Preußen auseinander, während CHRISTOFER HERRMANN („Die Architektur der mittelalterlichen Kirchen in den preußischen Bistümern“, S. 132-143) den Blick auf die mittelalterliche Sakralarchitektur im Preußenland richtet. Begleitet wird der Beitrag von einer Karte und etlichen, zumeist farbigen Abbildungen der erwähnten Bauten. Ausführlich und sehr anschaulich beschreibt anschließend ANETTE LÖFFLER („Die Liturgie des Deutschen Ordens in Preußen“, S. 161-184) die liturgischen Besonderheiten bzw. die Entstehung einer eigenen „Deutschordensliturgie“. Die Ausführungen zur Wahrnehmung der Seelsorge in den dem Deutschen Orden unterstellten Pfarreien stützen sich nicht nur auf preußische Quellen, sondern ebenso auf Nachweise aus anderen Balleien des Ordens und bieten somit auch weitreichende Aufschlüsse über die Rahmenbedingungen der seelsorgerischen Wahrnehmung in den zahlreichen dem Deutschen Orden einverleibten Pfarreien in den mitteldeutschen Balleien. CORDELIA HESS („Himmelskönigin und Geburtshelferin. Marienverehrung im spätmittelalterlichen Preußen“, S. 185-199) und STEFAN SAMERSKI („Dorothea und kein Ende. Bemerkungen zur Prozess- und Kultgeschichte der hl. Dorothea von Montau“, S. 200-216) untersuchen die Heiligenverehrung im mittelalterlichen Preußen. An die Betrachtung des Kultes der nicht zuletzt im Spätmittelalter hoch verehrten heiligen Maria, der Patronin des Deutschen Ordens, schließt die Geschichte der Verehrung der preußischen Patronin Dorothea von Montau an. Die Beiträge von KLAUS MILITZER („Die verzögerten Wirkungen der Bruderschaften im Osten im Mittelalter“, S. 217-226), der hierbei erstmals die Entstehung und Wirkung der Bruderschaften im Preußenland skizziert, und EDITH FEISTNER („Der Deutschordensstaat als literarischer Katecheseschauplatz. Schondochs Erzählung ‚Der Litauer‘“, S. 227-238) runden den Band ab. Vor allem Feistners Aufsatz streift jedoch die Grundthematik der Seelsorge im Deutschordensland nur partiell.

Dieser Sammelband präsentiert sich thematisch breit gefächert. Vielfältige Aspekte der „cura animarum“ im Deutschordensland Preußen werden hier ausführlich behandelt und liefern somit wichtige neue Erkenntnisse zur Kirchengeschichte Preußens und des dortigen Wirkens des Deutschen Ordens. Manche Beiträge lassen sich aber nur schwer unter den Titel der Seelsorge einordnen, vielmehr wäre wohl eine Subsumierung unter dem Oberbegriff „Frömmigkeit“ in sich stimmiger gewesen. Auch wären nähere Untersuchungen zu der grundlegenden und ausführenden Institution der Seelsorge, der Pfarrei, und ihrer Ausgestaltung im Preußenland bzw. zu einzelnen Teilbereichen der pfarrlichen Seelsorge in diesem Band gut aufgehoben gewesen. Diese Kritik soll jedoch nicht das Verdienst dieses gründlich redigierten Bandes schmälern, die Kirchengeschichte des Deutschordenslands aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln näher beleuchtet und einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erforschung dieses komplexen Themas geleistet zu haben.

Jena

Jakob Altersberger

GEORG HABENICHT, Die Heilsmaschine. Der Flügelaltar und sein Personal (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 119), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2014. – 496 S. mit Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0091-7, Preis: 99,00 €).

Bücher wie dieses entstehen entweder im Laufe eines langen Forscherlebens oder sie brechen geradezu eruptiv hervor als großer Wurf eines Autors, der seinen Gegenstand gewissermaßen im ersten Anlauf bewältigt. Georg Habenicht ist nicht durch ein breites Oeuvre ausgewiesen, das dieses Werk Schritt für Schritt vorbereitet hätte. Im Göttinger Studium vom Historiker Hartmut Bockmann und vom Kunsthistoriker Karl Arndt geprägt, wurde Habenicht 2002 von letzterem mit einer Arbeit über „Die ungefaßten Altarwerke des ausgehenden Mittelalters und der Dürerzeit“ promoviert, die erst kürzlich im Druck erschienen ist (Das ungefasste Altarretabel. Programm oder Provisorium, Petersberg 2016). Entscheidend für den Entwurf des vorliegenden Buches wurde nicht, dass der Verfasser während der Promotionszeit die eine oder andere Einzelstudie veröffentlicht hat, sondern dass er danach zeitweilig in der Wirtschaft tätig wurde, was ihm einen neuen Blick auf die Flügelaltäre eröffnete. „Die Disposition zu diesem Buch stammt aus dem Jahre 2005. Zu dieser Zeit war der Autor für ein großes deutsches Medienunternehmen tätig. Er machte die Erfahrung, dass es gar nicht einen so großen Unterschied macht, ob die Bilder über die Leinwand laufen oder darauf still verharren. Die Liebe zu den Flügelaltären, diesen Wunderwerken des sich neigenden Mittelalters, blieb lebendig, und der Autor fasste den Entschluss, die ‚Kinowelt‘ an die ‚Altarwelt‘ anzubinden. Denn ‚Theatrum Sacrum‘ und ‚Lichtspiele‘ gehören für ihn zusammen. Als es seine berufliche Situation erlaubte, nahm er im Jahre 2009 den Faden wieder auf“ (Nachwort, S. 454).

Nun liegt das Buch vor, das mich zunächst irritiert hat. Kopfschütteln schon angesichts des Titels: „Heilsmaschine“, was soll man sich darunter vorstellen? Befremden angesichts der Inszenierung von Altarretabeln in Kinosälen, der Gegenüberstellung des Heiligenpersonals mit Models auf dem Laufsteg. Dann die Gliederung mit Überschriften wie Schlagzeilen: „Der Heilige – Star der Inszenierung“, „der Bilderstürmer – Ende der Vorstellung“. Aber man soll sich als Rezensent nicht vom ersten Eindruck leiten lassen. Auf die Erklärung der „Heilsmaschine“ jedenfalls muss man sich einlassen, denn es lohnt sich!

An Büchern über spätgotische Flügelaltäre herrscht kein Mangel, aber es fehlt doch an Arbeiten, die mehr bieten als bloße Objektbeschreibungen, womöglich noch ge-

paart mit endlosen Restauratorenberichten, so unerlässlich sie sind, um die Objekte für die Nachwelt zu sichern. Sucht man nach einführender Literatur, so greift man mit dem Buch von HERBERT SCHINDLER (*Der Schnitzaltar. Meisterwerke und Meister in Süddeutschland, Österreich und Südtirol*, Regensburg 1982) nicht fehl, aber schon angesichts der heutigen Möglichkeiten der Bebilderung ist dieses Werk mittlerweile eigentlich chancenlos. Dagegen zieht der Prachtband von RAINER KAHSNITZ (*Die großen Schnitzaltäre. Spätgotik in Süddeutschland, Österreich, Südtirol*, Aufnahmen von A. Bunz, München 2005) ganz andere Register, nicht nur, weil er sich auf die Highlights der süddeutschen Altarkunst konzentriert und mit prachtvollen großformatigen Bildern aufwartet.

Weder die regionale Konzentration auf Süddeutschland noch die selektive Darstellung von Spitzenstücken vermag aber so recht zu befriedigen. Spätgotische Flügelaltäre gehören auch quantitativ zur bedeutendsten Hinterlassenschaft vorreformatorischer Kirchengeschichte. Die spätmittelalterlichen Kirchen waren mit Flügelaltären geradezu vollgestellt, weil neben dem Hauptaltar in Stadt- und Dorfkirchen auch zahlreiche Nebenaltäre entstanden, deren Stiftung vor allem der ständigen Sorge um das Seelenheil geschuldet war. An diesen Seitenaltären lasen durch Stiftungen eigens bepfründete Altaristen (Vikare) Seelmessen für den Stifter und seine Verwandten. Für das Bistum Meißen gibt die Bistumsmatrikel von 1495 (ediert von W. HAUPT, *Die Meißener Bistumsmatrikel von 1495*, Dresden 1968) einen detaillierten Überblick der Altäre und Vikarien in den Stadt- und Dorfkirchen. Obwohl die Reformation Martin Luthers mit der Praxis der sogenannten Winkelmissen brach, blieben doch viele dieser Altäre, obwohl funktionslos geworden, über die Jahrhunderte erhalten, teilweise noch vor Ort, teilweise aber auch in musealen Sammlungen – auch das übrigens ein Thema des vorliegenden Buches.

Dessen Haupttitel – „Die Heilsmaschine“ – lässt den Leser sogleich an wegweisende neuere Untersuchungen wie das Buch des Leipziger Kunsthistorikers JOHANNES TRIPPS über handelnde Bildwerke in der Spätgotik denken (*Das handelnde Bildwerk in der Gotik. Forschungen zu den Bedeutungsschichten und der Funktion des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Hoch- und Spätgotik*, Berlin 1998, 2. erw. Auflage 2000). Dem spätgotischen Flügelaltar ist gewiss etwas Technisches zu eigen, denn als Wandelaltar verändert er sein Erscheinungsbild den liturgischen Bedürfnissen und kirchlichen Zeiten entsprechend. Präziser ist aber Habenichts Untertitel „Der Flügelaltar und sein Personal“, denn damit zieht der Verfasser nun gewissermaßen alle Register, um Funktion, Entstehung, Nutzung, Zerstörung, Erhaltung, Rezeption und Deutung des spätgotischen Flügelaltars zu erklären.

Der verlorene Hochaltar der Stadtpfarrkirche in Biberach an der Riß, ein Werk Martin Schongauers und Nikolaus Weckmans, bildet den Ausgangspunkt, um in den Zeitraum einzuführen, der im Mittelpunkt dieses Werkes steht („I. Der Flügelaltar und sein Personal – Wandlungen“): Die Jahrzehnte um 1500, die ungefähr von der Lebenszeit Albrecht Dürers (1471–1528) umrissen werden und die der Verfasser aufgrund der Fülle großer Künstlerpersönlichkeiten als „Geniezeit“ charakterisiert. Die bedeutendste künstlerische Leistung der Zeit waren die raumgreifenden Altarretabel mit beweglichen Flügeln; sie waren „das künstlerische Leitmedium einer ganzen Epoche, ähnlich dem Film heute“ (S. 20). Die Altarretabel eröffnen nicht nur vielfältige Perspektiven auf das Alltagsleben, sondern auf die Gesellschaft, die sie hervorbrachte. Daraus ergeben sich 13 biografische Perspektiven, der Verfasser spricht auch von „Kameraleinstellungen“, denen die Gliederung des Buches folgt. Bereits im einführenden Kapitel, das grundsätzliche Fragen der Konzeption, Funktion und Platzierung der Flügelaltäre behandelt, demonstriert der Verfasser, dass er die Altarretabel nicht bloß als kunsthistorische Objekte beschreiben, sondern durch Heranziehung historischer

Quellen auch ihre Entstehung und Funktion verstehen, mit dem Seitenblick auf die moderne Medienwelt schließlich auch in ihrer Bildbotschaft erklären möchte. Beindruckend ist, was Habenicht über die Anzahl von Altären in spätmittelalterlichen Kirchen mitzuteilen weiß (S. 44 f.), wobei sich die Jahrzehnte um 1500 als große Zeit des „Retabelbooms“ erweisen (S. 50), mit regional übrigens recht unterschiedlichen Resultaten.

Im *Theatrum Sacrum*, das um den Flügelaltar inszeniert wird, ist der Heilige die Hauptperson („II. Der Heilige – Star der Inszenierung“), deren Bedeutung der Verfasser facettenreich entfaltet – ausgehend von Nikolaus von Flüe, der schon zu Lebzeiten als Heiliger galt, wird kurz das Verfahren der Heiligsprechung gestreift, werden Reliquien und Reliquiare thematisiert, Andachtsbilder und Bildstöcke angesprochen, um schließlich anhand verschiedener Typen von Heiligen wie dem heiligen Georg, der Muttergottes und Johannes des Täufers die Vielfalt der Heiligendarstellungen und das damit korrespondierende Schaubedürfnis spätmittelalterlicher Gläubiger zu thematisieren. Entsprechend deutet der Verfasser die Altarretabel als „Schaufenster in eine bessere Welt“ (S. 100). Nicht thematisiert wird hingegen die naheliegende Frage, wie sich Kirchen- bzw. Altarpatrozinium und Altarikonografie verhalten.

Die Entstehung spätgotischer Altäre wäre ohne Stifter nicht denkbar („III. Der Stifter – Finanzier und Produzent“). Dabei geht es dem Verfasser nicht nur darum, den Kreis der Stifter sozialgeschichtlich auszuleuchten, sondern auch die praktischen Fragen der Auftragsvergabe, der Vereinbarungen mit dem Künstler und der Finanzierung zu klären. Ausgangspunkt bildet hierfür das neue Hochaltarretabel, das Hans Baldung (gen. Grien) seit 1512 für das Freiburger Münster schuf und das 600 rheinische Gulden kostete. Der Verfasser zeigt, dass sich ein breites Spektrum an Preisen nachweisen lässt und betont in diesem Zusammenhang auch, dass die Finanzierung des Retabels nur ein Aspekt der Altarstiftungen war, denn sofern eine Altarpfründe (Vikarie) gestiftet wurde, fielen dafür natürlich weitere Kosten an. Für die Anschaffung des Hochaltars waren stets die Kirchenpfleger zuständig, die zumeist dem gleichen sozialen Milieu entstammten, dem auch die Altarstifter angehörten. Hochinteressant ist, was der Verfasser hier – wieder im Rückgriff auf Schriftquellen – über die Auftragsvergabe und die Rolle von Vorbildern ausführt. Selbst die bislang nur entlegenen publizierten Aufzeichnungen des Münchner Patriziers Balthasar Pötschner über seine Stiftungen in der Zeit um 1500 werden herangezogen (S. 135 f.). Die Stiftungsmotivation wird vom Verfasser in der ihm eigenen bilderreichen Sprache geschildert („das Fluggerät war das Seelgerät“, S. 137), ebenso die Neigung der Kirchenpfleger und Stifter, sich in den von ihnen in Auftrag gegebenen Werken auch bildlich darstellen zu lassen. Selbst scheinbar belanglose Details entgehen dem aufmerksamen Verfasser nicht, wie der geschickte kleine Kunstgriff, mit dem sich ein Osnabrücker Domherr als Stifter in einer Grisaillemalerei hervorheben ließ: sein rotes Barett sticht aus den Grautönen hervor (S. 144)!

Stärker kunstgeschichtlich ausgerichtet sind die beiden Kapitel, die Künstlerpersönlichkeiten der hier betrachteten „Geniezeit“ in den Mittelpunkt stellen, besonders ausführlich die Maler Dürer, Altdorfer und Grünewald („IV. Der Künstler – Werkzeug der 2-dimensionalen Illusion“, hier S. 175 ff. mit interessanten Beobachtungen zum Aufkommen der Künstlersignatur) und den Bildhauer Riemenschneider („V. Der Konkurrent – Werkzeug der 3-dimensionalen Illusion“, hier auch längere Ausführungen zu den ungefassten Altarretabeln). Da zahlreiche spätmittelalterliche Kirchen neben dem Hochaltar über eine größere Zahl von Nebenaltären verfügten, muss auch von dem geistlichen Personal die Rede sein, das dort als Altarist, Messpriester, Vikar, wie die gängigsten Bezeichnungen lauten, tätig war („VI. Der Altarist im Rampenlicht“). Auch hier beweist der Verfasser wieder Gespür für entlegene gedruckte Quellen, veranschaulicht die bescheidenen Wohnverhältnisse dieses „klerikalen Fuß-

volks“ (S. 225, mit Abbildung des Wohnhauses eines Altaristen, allerdings erst aus dem 17. Jahrhundert) und erörtert den Kerzenbedarf in den Kirchen (S. 230 f.). Dieses recht alltägliche Problem lenkt nun wiederum den Blick auf den wichtigsten laikalen Funktionsträger neben den ranghohen Kirchenpflegern, nämlich den Mesner („VII. Der Mesner – hinter den Kulissen“), der regional auch als Kirchner oder Küster bezeichnet wird. Er erfüllte im *Theatrum Sacrum* „die Rolle des Kulissenschiebers, Beleuchters, Fundus- und Kassenverwalters“ (S. 241), und aus manchen Pfarrkirchen der Zeit um 1500 sind Mesnerpflichtbücher erhalten, wie das noch unpublizierte des Freisinger Dommesners, das öfter herangezogen wird (u. a. S. 243). Das Aufgabenspektrum des Mesners gibt dem Verfasser Gelegenheit, auf die Festtagsliturgie und die Funktion der Wandelaltäre einzugehen (mit recht präzisen Angaben zur Häufigkeit der Wandlungen, S. 257 f.). Dabei war der Mesner eine Schlüsselfigur. Beobachtungen zur Funktion der Orgeln schließen sich an (S. 269 ff.), deren Gehäuse um 1500 zum Teil wie Altarretabel gestaltet wurden. Auch Sängeremporen wären hier übrigens anzusprechen, wie sie Anfang des 16. Jahrhunderts beispielsweise bei den Kirchenneubauten in Annaberg und Grandstein in Sachsen angelegt wurden.

Die überreiche Bilderwelt der vorreformatorischen Kirchen, von der das Buch anschaulich berichtet, wurde schon von Zeitgenossen wie dem Humanisten Erasmus von Rotterdam kritisiert („VIII. Der Kritiker – gegen Illusion und Inszenierung“), doch stand er damit zunächst allein. Bevor der Verfasser den großen Umbruch der Reformation betrachtet, entfaltet er vor den Augen des Lesers ein dichtes Bild der Laienfrömmigkeit des ausgehenden Mittelalters („IX. Der Gläubige – das Publikum geht mit“), wie es sich nicht nur in Biberach, das wieder als Ausgangspunkt dient, entfaltete. Es ist der „Spielplan“ des *Theatrum Sacrum*, der hier nachgezeichnet wird, vom Platz der Laien in der Kirche über das Aufhängen von Hungertüchern bis hin zum Einsatz von Prozessionsfiguren und handelnden Bildwerken (J. Tripps, siehe oben), wie dem lebensgroßen Christus in Döbeln (S. 314 f.) und Figuren des Auferstandenen.

Damit nähert sich die Darstellung, um in der Bildsprache des Verfassers zu bleiben, dem letzten Akt, der in mehreren Szenen erzählt wird. Zunächst geht es um die Entwertung der Heiligenbilder in Folge der Reformation („X. Der Bilderstürmer – Ende der Vorstellung“), die wesentlich facettenreicher dargestellt wird, als es die plakative Überschrift vermuten lässt: Das Spektrum reicht von tumultuarischen Szenen der Reformationszeit, wie sie besonders anschaulich aus dem oberfränkischen Hof 1527 überliefert sind, über regelrechte Bilderstürme, wie sie oberdeutsche Reichsstädte (z. B. Biberach) und die calvinistische Schweiz (z. B. Zürich) heimsuchten, bis hin zur geordneten „Abtunung“ der Bilder im Bereich der lutherischen Reformation. Die Bildkritik richtete sich nicht bloß gegen die Heiligenverehrung, sondern spießte auch den Kleiderluxus auf (S. 338 f.); unbewusst erkannte schon die eifernde Kritik von Reformierten den Zusammenhang von Altarretabel und Laufsteg. Im günstigsten Fall wurden die Altarretabel einfach zugeklappt. Sie hatten mit der Reformation „ihre herausgehobene Rolle bei der Vermittlung von Glaubensinhalten ausgespielt“ (S. 349).

Nach der Reformation gilt: „Das Retabel steht nur noch rum. Zunächst aus Gewohnheit, später aus Pietät. Am Ende aus Verlegenheit“ (S. 355), doch dann – schon nach drei Generationen – kamen die Kunstsammler („XI. Der Sammler – Entdeckungen aus dem Fundus“), zunächst die Fürsten, seit dem 18. Jahrhundert zunehmend auch Bürger, von deren Sammlungen manches mittlerweile allerdings auch in Museen gelangt ist, wie die großartige Sammlung Bossert ins Bayerische Nationalmuseum in München. „Die Kustoden sind die legitimen Erben der Küster“ (S. 374), dem der Verfasser in gewohnt pointierter Diktion aber als „Akutmediziner“ den Konservator an die Seite stellt. Das entsprechende Kapitel („XII. Der Konservator – Überholung“) beginnt originell mit Adalbert Stifter und seinen Bemühungen um die Rettung des

Kefernmarkter Altars, holt dann aber weit aus: von der Materialität des Malgrundes bis hin zur modernen naturwissenschaftlichen Fundierung des Restauratorenberufes. Was bleibt als perspektivischer Blick in die Gegenwart? Der Flügelaltar als Touristenziel („XIII. Der Tourist – ein neuer Spielplan“), was allerdings auch nicht ganz neu ist, wie der Rückgriff des Verfassers auf spätmittelalterliche Pilgerreisen zeigt. Die Pilger mochten noch, wie Dürer, beten und betrachten. Heute kennt die Schaulust hingegen keine Grenzen mehr und so schlägt dann in Folge der Dauerbelastung der Kunstwerke durch Besucherscharen notgedrungen wieder die Stunde der Restauratoren. Am Ende ist der Verfasser wieder beim Film und der modernen Kunst angelangt („XIV. Der Deuter – Flügel zu und alle Fragen offen“), die sich auch wieder bemüht, die Bildsprache spätgotischer Altäre zu reaktivieren, wie etwa das 2011 vollendete Flügelretabel des Leipziger Malers Michael Triegel für die katholische Pfarrkirche im mainfränkischen Dettelbach zeigt (S. 442 erwähnt, aber leider nicht abgebildet). Doch mag der Autor nicht schließen, ohne einen Blick auf die Kunstgeschichte zu werfen, die neuerdings eher Kunstwissenschaft sein möchte und damit aufhört, „Geschichten zu erzählen“ (S. 444). Deren Protagonisten sind nicht die Bezugsgrößen des Verfassers, der lieber auf die Leistungen von Quellenforschern wie Hans Huth und Hans Rott verweist, von deren Arbeit wir bis heute zehren, oder auf die Verfasser von Synthesen wie Justus Bier, Wilhelm Pinder und Michael Baxandall, die die Kunst stets im Kontext ihrer Zeit sahen und damit auch – wie man heute gerne sagt – für Historiker „anschlussfähig“ waren. Als einzigen Historiker hebt der Verfasser übrigens den Göttinger Mediävisten Hartmut Boockmann (gest. 1998) hervor, der wie kein anderer seines Faches die spätmittelalterliche Kunst als Quelle ihrer Zeit zum Sprechen gebracht hat. Habenicht zieht die Linie dann noch etwas weiter, von Adalbert Stifter bis zu heutigen Wahrnehmung der Altarretabel, die für ihn „ein Gleichnis auf das Leben“ sind (S. 453).

Georg Habenicht hat zweifellos ein besonderes Buch geschrieben (und gestaltet), das sich nicht in den gängigen Strom kunstgeschichtlicher Literatur einordnet, weitgehend ohne wissenschaftlichen Jargon und trendiges Begriffsgeklümper auskommt, vielmehr gut lesbar geschrieben ist und den Leser immer wieder aufrüttelt, da der Autor gerne auch thesenhaft zuspitzt. Die großzügige Gliederung des Buches zwingt den Verfasser in manchen Kapiteln Aspekte zu behandeln, die man dort nicht unbedingt erwarten würde, doch wird dadurch die klare Gesamttekonik des Buches nicht gestört. Dass die flüssige Darstellung auf einem festen Fundament steht, wird beim Studium der 977 mit Nachweisen und Zitaten prall gefüllten Anmerkungen deutlich, die zeigen, dass der Verfasser nicht nur entlegene orts- und regionalgeschichtliche Literatur herangezogen hat, sondern auf manche wichtigen Quellenfunde verweisen kann, die noch der Veröffentlichung harren. Nur wenige Versehen fallen ins Auge: Der in Anmerkung 88 zitierte Band über Laienfrömmigkeit wurde von Klaus Schreiner herausgegeben (richtig Anm. 246). Für die in Anmerkung 216 erörterten Verhältnisse in Münnerstadt ist weiterführend EKHard SCHÖFFLER, *Die Deutschordenskommende Münnerstadt. Untersuchungen zur Besitz-, Wirtschafts- und Personalgeschichte*, Marburg 1991 zu beachten. Zur in Anmerkung 243 erwähnten Kirchenbaufinanzierung durch Spenden ist grundlegend KLAUS MILITZER, *Die Finanzierung der Kirchenbauten am Niederrhein im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit* (in: *Budownictwo i budowniczo wie w przeszłości*, Łódź 2002, S. 265-280). Der in Anmerkung 424 zitierte wichtige Aufsatz über den niederen Klerus stammt von Dietrich Kurze (nicht Lurze). Die zahlreichen Angaben zu Mesnerpflichtbüchern wären zu ergänzen durch ANDREA HOFMEISTER-WINTER, *Die Schriften des Brixner Dommesners Veit Feichter* (ca. 1510–1560), Band 1: *Das Brixner Dommesnerbuch* (Innsbruck 2001). An einigen Stellen kann nun auch neuere Literatur nachgetragen werden. Die in Anmerkung 113 zitierte Hofer Chronik des Enoch Widman liegt endlich in einer kritischen Edition vor

(Enoch Widman – Chronik der Stadt Hof, hrsg. von M. RÖSLER, Würzburg 2015). Die in Anmerkung 177 erwähnte Tagung ist publiziert (Der Altar von Lucas Cranach dem Älteren in Neustadt an der Orla und die Kirchenverhältnisse im Zeitalter der Reformation, hrsg. von W. GREILING/U. SCHIRMER/R. SCHWALBE, Köln u. a. 2014); besondere Aufmerksamkeit verdient hier der Beitrag von ALEXANDER KRÜNES (Anmerkungen zur frühen Reformation in Neustadt an der Orla, S. 147-168) über die Finanzierung des Cranach-Altars, der exakt 220 rheinische Gulden kostete. Über das Küsteramt (Anm. 467) handelt nun eingehend die Regionalstudie von SABINE EIBL (Küster im Fürstbistum Münster. Stabsdisziplinierung, Gemeindeansprüche und Eigeninteressen im konfessionellen Zeitalter, Münster 2016). Manche Doppelungen bei den Literaturangaben hätten sich durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis vermeiden lassen. Noch bedauerlicher ist aber der Verzicht auf ein Personen- und Ortsregister, das für Sachsen etwa auf Annaberg, Döbeln, Ehrenfriedersdorf, Gnandstein, Görlitz, Meißen (Dom) und Rochlitz verweisen könnte.

Der großformatige Band ist in jeder Hinsicht gewichtig, die Ausstattung prachtvoll mit durchgehend farbigen Aufnahmen, die ausgewählten Altäre in ihrer ganzen Pracht zeigen, aber auch viele überlegt ausgewählte Details, auf die es dem Autor ankommt. Manches wird in ungewohnter Perspektive präsentiert, z. B. die Rückseite des Hochaltars im Dom zu Chur, die aufgrund der Raumsituation aus 30 Einzelaufnahmen errechnet werden musste (S. 250 f.), oder der Blick durch die Chorverglasung auf den Hochaltar in der Kunigundenkirche zu Rochlitz (S. 36) und die Rückseite des Altarretabels (S. 38/39), um die gewaltigen Abmessungen deutlich zu machen.

Wer sich mit Kirche und Frömmigkeit um 1500, mit der Ausstattung der damaligen Kirchen und ihrer Bilderwelt beschäftigt, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen, das dem Leser im Wortsinne die Augen öffnet: kenntnisreich, gut geschrieben und hervorragend ausgestattet mit Farbabbildungen, die durchweg ausführlich erläutert werden und vielfach weit mehr als bloße Illustration sind. Wer mehr erfahren möchte, sei auf die Homepage verwiesen, die der Autor für dieses Buch eingerichtet hat (www.heilsmaschine.de). Ein ungewöhnliches Buch, in jeder Hinsicht, das in ganz besonderer Weise an die vorreformatorische Glaubenswelt und ihre Verwandlung durch die Reformation heranführt. Dass die Flügelaltäre allerdings erklären könnten, „wie es zur Reformation kommen konnte“ (Klappentext), sehe ich nicht. Mit dieser These sollte man das Buch nicht überfrachten. Die überbordende Bilderwelt des ausgehenden Mittelalters war bestenfalls das Symptom einer religiösen Krise, die sich an ganz anderen Problemen entfachte, schließlich aber diese Bilderwelt selbst nachhaltig in Frage stellte.

Leipzig

Enno Bünz

INGRID WÜRTH, Geißler in Thüringen. Die Entstehung einer spätmittelalterlichen Häresie (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Bd. 10), Akademie Verlag, Berlin 2012. – 545 S., 8 Abb., geb. (ISBN: 978-3-05-005790-3, Preis: 79,80 €).

In Thüringen hat die Geschichte der Geißler in der Mitte des 14. Jahrhunderts insoweit einen besonderen Verlauf genommen, als aus ihr eine christliche Gruppierung erwuchs, deren Mitglieder für häretisch gehalten und daher verfolgt wurden. Ingrid Würth identifiziert sie unter dem Namen ihres Oberhauptes Konrad Schmid, der in den 1360er-Jahren ein Prediger in Thüringen war. Da es ihr gelingt, Anhängerinnen und Anhänger seiner Lehren bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts nachzuweisen, umfasst ihr Buch einen Zeitraum von mehr als 150 Jahren vom ersten Auftreten der Geiß-

ler 1348/49 bis an den Vorabend der reformatorischen Bewegung. Würth hat dabei ein Grundlagenwerk vorgelegt, das einen wichtigen Bereich der spätmittelalterlichen Frömmigkeitsgeschichte in Thüringen und weit darüber hinaus neu konfiguriert und auch in methodischer Hinsicht Maßstäbe setzt.

Als perspektivischen Ausgangspunkt ihres ersten Hauptteils (I.) wählt die Verfasserin die geschichtswissenschaftliche Einordnung des 14. Jahrhunderts als Krisenzeit, die sie mit Ferdinand Seibts Begriffen von „Disfunktionalität“ und „Disperspektivität“ verbindet (I.1). Letzterer lässt sich auf die Geißler der Zeit von September 1348 bis Oktober 1349 (S. 153) anwenden, da deren Selbstwahrnehmung als Büsser zur Besänftigung des schädigenden göttlichen Zorns mit Außenwahrnehmungen kontrastierte, in denen jene als Anzeichen des nahenden Weltendes interpretiert wurden (S. 31). Für die Regionen übergreifende Auffälligkeit der Geißler in ihrer Zeit spricht auch, dass sie in fast der gesamten historiografischen Überlieferung über diesen Zeitraum erwähnt werden (S. 32).

Die historiografischen und anderen Quellen, die der Untersuchung zugrunde gelegt werden, sind zum größten Teil zeitgenössisch, und vornehmlich solche befragt Würth. Sie gelangt dadurch zu einer deutlich differenzierteren, regionale und lokale Unterschiede sichtbar machenden Darstellung der Geißlerzüge von 1348/49, die ältere Narrative über eine flagellantische Gesamtbewegung revidiert (S. 41 f.). So lässt sich eine Beteiligung von Geißlern an Judenpogromen nicht erweisen, ein Zusammenhang mit dem Auftreten der Pest hingegen schon (I.3.2). Flagellantenzüge sind nicht als eine Volksbewegung oder ein Unterschichtenphänomen zu verstehen (I.3.3), und das Verhältnis der Geißler zu Frauen war prekär; Geißlerinnen scheinen vornehmlich in eigenen Zügen aufgetreten zu sein (I.3.4). Über das Geißlerritual lassen sich aufgrund knapper Quellen keine verallgemeinernden Aussagen treffen (I.3.5). Ein Himmelsbrief dürfte den Quellen zufolge nur bei Geißlern im Südwesten des Reichs eine Rolle gespielt haben (I.3.6). Auch sind aus nur diesem Raum Einzelheiten der Lieder und insbesondere der sogenannten Liturgie der Geißler überliefert (I.3.7). Ebenso lassen sich nur regional begrenzt innere Strukturen und Rituale der Geißlergruppen erkennen (I.3.8).

Der performative Charakter des Geißlerrituals hat, wie Würth überzeugend darlegt, Städte zu Anziehungspunkten für Geißlerzüge gemacht (I.4). Zahlreichen Belegen zufolge waren diese in einzelnen Städten willkommen, während ihnen in anderen der Zutritt verwehrt wurde (I.5.2). In theologischen Disputen, die in einem Umkreis von 50 Kilometern in zwei westflandrischen und einem nordfranzösischen Ort lokalisiert werden können (S. 109), wurden die Geißler und ihr Bußritual ablehnende und sie verteidigende Thesen diskutiert (I.6.1; vgl. S. 132 f.). Die wirksamste Verketzerung, die in die Littera „*Inter sollicitudines*“ des Papstes Clemens VI. vom 20. Oktober 1349 (I.7) münden sollte, schreibt Würth einer im Auftrag der Pariser theologischen Fakultät am 5. Oktober 1349 vor diesem in Avignon gehaltenen Geißlerpredigt des Universitätstheologen und Vertrauten des Papstes Jean Bernier de Fayt zu (I.6.2). Nicht ihre Glaubenssätze, sondern die „Emanzipation von der Kirchenhierarchie“ (S. 133) machten, so argumentiert Würth überzeugend, „aus den Geißlern eine antiklerikale, ketzerische Sekte“ (S. 134), die zu verbieten war. Würth nimmt diese Zusammenhänge zum Anlass, um Selbstgeißelung, *peregrinatio* und Auftreten in der Öffentlichkeit ideen- und frömmigkeitsgeschichtlich zu untersuchen (I.8) und die Quellen im Blick auf den Geißlern zugeschriebene antiklerikale Anmaßungen zu befragen (I.9). Sie kommt zu dem Schluss, dass „die Geißlerzüge das Bild einer spontan entstandenen Bußform [böten], die verschiedene tradierte Elemente vermischte.“ (S. 149). Für die in Teilen der Forschung „behauptete besondere Radikalität der Geißlerzüge im thüringischen Raum“ hat sie keine Belege in den Quellen gefunden (S. 133 f., 283; vgl. S. 302, Anm. 759, S. 312, 426).

Würths Untersuchung des Konrad Schmid und seiner Anhängerschaft (II.) liegen als Quellen zunächst dessen „Prophecia“ und die mit ihr überlieferten „Articuli heresis flagellatorum“ zugrunde. Beide Texte sind in einer Transkription aus der einzigen sie enthaltenden Handschrift (in Weimar) im Anhang beigegeben (S. 439-458); der sehr fehlerhafte Abdruck in AUGUSTIN STUMPFs Aufsatz über die „Historia flagellantium, praecipue in Thuringia [...]“ von 1836 ist damit hinfällig. In den „Articuli“ wird der Beginn des eigenen neuen Glaubens in das Jahr 1349 gesetzt und die Geißelbuße durch Selbstgeißelung – in der dritten Person Singular – als hinreichender Ersatz für die unwirksam gewordenen Sakramente dargestellt. Verhaltensanweisungen für Geißler erscheinen in der 2. Person Singular; am Ende spricht jedoch ein Prediger-Ich, dessen Worte mit einer Jahresangabe, die auf 1364 zielt, eingeleitet werden (II.1.2). Die protokollartige Struktur lässt Würth an einen Entwurf oder Aufzeichnungen in lateinischer Sprache im Rahmen oder zur Vorbereitung eines Prozesses denken, der, spekulativ vermutet, Konrad Schmid gegolten haben könnte (S. 172).

Die den „Articuli“ vorangestellte und mit ihnen zu einer Einheit verbundene, allerdings fragmentarische „Prophecia“ wird einleitend in der Perspektive einer „Heresis flagellatorum“ (S. 173) Konrad Schmid zugewiesen. Sie stellt eine Sammlung volkssprachlicher Sätze (Ostmitteldeutsch, S. 294) mit lateinischer Kommentierung dar. In einer sehr eingehenden, alle Details auf ihre möglichen Denkattributionen untersuchenden Analyse (II.2, S. 172-279) interpretiert Würth deutsch-lateinische Abschnitte nach Sinneinheiten. In ihren Erörterungen kommen auf diese Weise Geschichten von Wissens- und Vorstellungstraditionen zur Sprache, die das weite Panorama der europäischen und westasiatischen religiösen Narrative und ihrer Verbindungen aufrufen. So setzt sie sehr überzeugend den Engel Trona, den Konrad Schmid als besonderen Fürsprecher seiner Anhänger bezeichnet, in Beziehung zu Metatron, dem in einen Engel verwandelten Henoch der jüdischen Merkaba-Mystik (II.2.2.1). Im Blick auf Konrad Schmid bedeutet dies, dass er nicht mehr als ungebildet eingeschätzt werden kann (S. 187). Die Prophecia ermöglichte seinen Anhängern, sich als die wahren Christen, die einzig vor dem jüngsten Gericht bestehen können würden, zu fühlen (II.2.2), die existente Kirche abzulehnen (II.2.3) und – vor allem – ihre Verhaltensweisen an einem als nahe angenommenen (Welt-)Ende zu orientieren (II.2.4). Zudem dürften sie verfolgt worden sein (II.2.4.5). Immer wieder, so hebt es Würth hervor, wirkt der lateinische Glossator durch seine Formulierungen häretisierend, besonders deutlich beispielsweise, wenn er anlässlich der Erörterung der Todesstrafe im Fall von Gotteslästerung Schmid's Namen hinzusetzt (S. 252). Die Angaben zum Weltende beziehen sich unter anderem auf eine nicht genauer erkennbare Sibyllentradition, die Würth die Sibylla Tiburtina genauer anzusehen veranlasst (II.2.5.1). Hier ist hinzuzufügen, dass der Forschungsstand jetzt durch ANKE HOLDENRIEDS Buch „The Sibil and Her Scribes. Manuscripts and Interpretation of the Latin *Sibylla Tiburtina* c. 1050–1500“ (Aldershot 2006) gebildet wird. Ihr zufolge steht die – die Forschung weithin bestimmende – politische Interpretation der Tiburtina auf einer sehr schmalen Quellenbasis, da sich in nur sieben Handschriften der – bis Sommer 2004 bekannt gewordenen – 114 selbstständig überlieferten Texte Änderungen der und Annotationen zu den im sibyllinischen Text enthaltenen Herrscherlisten finden. Viel eher sei etwa von einem christologisch-prophetischen mittelalterlichen Rezeptionsinteresse auszugehen. Für das Verständnis der Prophecia bedeutsamer ist jedoch, dass einige Autoritäten, die Schmid nennt, nicht identifizierbar sind und es unklar bleibt, ob sich hinter ihnen Schmid selbst verbirgt.

Die historische Situierung Konrad Schmid's und der Geißlergruppe (II.4) gelingt Würth umso überzeugender, als sie einen von der Forschung nicht hinreichend beachteten Traktat „Utrum flagellatores“ in einer Breslauer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die wohl aus dem Erfurter Peterskloster stammt, als ein kanonistisches Gutach-

ten über die Lehren der Geißler von 1348/49 und auch der Gruppe um Konrad Schmid in den 1360er-Jahren erweisen kann (II.3). Es dürfte nach 1372/73 entstanden sein (S. 288) und enthält die juristischen Mittel, die in der Folgezeit bis Ende des 15. Jahrhunderts gegen die Geißler eingesetzt werden sollten (S. 289, 291). Für die Entstehung der lateinischen Glossen erschließt Würth einen Zeitraum zwischen 1372 und etwa 1400, dem Entstehungszeitraum der Weimarer Handschrift (S. 296). Vor allem aber plausibilisiert sie eines oder mehrere Inquisitionsverfahren gegen Konrad Schmid und seine Anhänger, das bzw. die frühestens 1364 oder nach dem Verstreichen der von Schmid prophezeiten Weltuntergangstermine 1369/70 oder um/nach 1372 stattgefunden haben könnte(n); als ein 1372 oder etwas später durchgeführtes Verfahren könnte es von dem päpstlichen Inquisitor Walter Kerlinger ausgeführt worden sein (II.4.1.2). Schmid's Auftreten lässt sich für den Zeitraum zwischen 1364 und 1369 oder den frühen 1370er-Jahren erschließen, und Würth nennt Kriterien, die für Erfurt wie für Nordthüringen als seinen anzunehmenden Wirkungsraum sprechen. Vor allem aber versucht sie seine theologische Bildung, ohne die die Prophecia nicht als seine Lehre anerkannt werden könnte, zu kontextualisieren und eröffnet ein Geflecht von Indizien, denen zufolge Schmid sich in den 1350er-Jahren in Prag aufgehalten und vielleicht auch an der von Karl IV. gerade dort gegründeten Universität studiert haben könnte. Themen und Merkmale seiner Lehren verbinden ihn mit Prager Protagonisten der Zeit, aus deren Milieu heraus bald der Hussitismus entstehen sollte (II.4.2). Die sich in der Zeit zwischen 1364 und etwa 1372 konstituierende Gruppierung seiner Anhänger nennt Würth im Unterschied zu den früheren Geißlern in Geißlerzügen „Konrad-Schmid-Sekte“ (S. 310). Allerdings lässt sich mit der Wortwahl „Sekte“ nicht vermeiden, die Perspektive der diskriminierenden Institution Kirche in die eigene Begriffsbildung mit hineinzunehmen.

Das spezifische Nachleben Konrad Schmid's scheint jedoch in den Spuren und Überresten inquisitorischer Ketzerverfolgungen des 15. Jahrhunderts auf, wie Würth im dritten Hauptteil ihrer Untersuchung auf der Basis detaillierter Analysen der Quellen-corpora zeigt (III.; vgl. die Texte im Anhang 4). Die *Articuli*, die in ihrer Kurz- wie in ihrer Langversion zu den sehr blutigen, von dem Inquisitor Heinrich Schoenvelt initiierten Geißlerverfolgungen 1414 in Sangerhausen und in anderen thüringischen Orten gehören, weisen zahlreiche Parallelen zu den Lehren Konrad Schmid's auf (III.1). Indirekt belegen sie zudem, dass Schmid verurteilt und hingerichtet worden sein dürfte (S. 337). Dieser war, so ermittelt Würth, als apokalyptischer Henoah, Prophet des Weltendes und Richter des Jüngsten Gerichts an Christi Statt bereits zu einer mythischen Figur geworden. Die in Mühlhausen 1420 als *picarii* gefangen gehaltenen Männer und Frauen ordnet Würth über *pitzonarius* „Geißler“ dieser Glaubensrichtung zu (III.2). Das Verhörprotokoll, in dem das in Nordhausen 1446 durchgeführte, offensichtlich an den Sangerhäuser *Articuli* von 1414 ausgerichtete Inquisitionsverfahren niedergelegt ist, bezeugt in der Menge der namentlich zugeordneten Aussagen die überragende Rolle der Geißelbuße für den Glauben und die Identität der Gruppe, die in ständigem, individuellen Konflikt zwischen den eigenen, in den Familien und über persönliche Beziehungen weitergegebenen Überzeugungen und einer Umwelt lebte, in der um der Geheimhaltung willen die Rituale der Kirche mit ausgeführt wurden (III.3). Die hier in einzigartiger Weise erschließbaren personalen Netze verweisen unter anderem auf die Rolle der Frauen als Lehrerinnen bei der Weitergabe des Geißlerglaubens sowie auf die Existenz auch ländlicher Gemeinschaften in einem Gebiet, das einen großen Teil Thüringens und des Harzraums umfasste. 1454 fanden in Nordthüringen zahlreiche Ketzerverfahren statt, die ausführlicher nur in den Sondershäuser *Articuli* und in alten Abdrucken aus zwei Stolberger Quellen bezeugt sind (III.4). Erstere sind bis zu wörtlichen Übernahmen an den *Articuli* von 1414 orientiert und stam-

men vielleicht von dem Inquisitor Friedrich Molitoris. In Stolberg finden sich erstmals Hinweise auf die Hinrichtung von Kindern (S. 398 f., 401). In einem Inquisitionsprozess auf Burg Hoym (nordwestlich von Aschersleben) im Jahr 1481 sind Aussagen eines Geißlers protokolliert, die auf ähnliche Strukturen der Geißlergemeinschaft wie in Nordhausen schließen lassen (III.5). Letzte belegte Spuren der Geißler weist Würth in Stolberg 1493 nach (III.6). Sie hebt hervor, dass bei gleichen Regionen von einer Geißlertradition bis in die letzten Jahre vor der Reformation auszugehen sei. Deren Protagonist Martin Luther habe durch den Vorwurf *ein bickhardischer kettzer* vielleicht als geißlerisch denunziert werden sollen und habe 1522 in einer Replik mit Konrad Schmid argumentiert (S. 411 f.). Zuvor seien die Geißler und ihr Verbreitungsraum, soweit erkennbar, nicht von den neueren christlichen Glaubensrichtungen der Hussiten und der durch die Person Friedrich Reisers vom Hussitismus geprägten Waldenser berührt worden (III.7). Die Anhängerschaft Konrad Schmid fand offenbar in ihren kaum weiterentwickelten Traditionen und deren familialer Weitergabe ihr Genüge.

Würth führt ihre Argumentation über eine Glaubensrichtung, in der die Anfänge der eigenen Traditionen 1348/49 und näherhin die einer prophetischen Gründungsfigur der Jahre 1364 bis (um) 1372 nicht vergessen worden sind, an protoreformatorisches und zunächst vor allem protohussitisches Gedankengut heran (Fazit, S. 426 f.). Seine Sakramentenkritik und die damit sich verbindende tiefe Skepsis der Kirche seiner Zeit und ihren Amtsträgern gegenüber rückten Konrad Schmid jedoch bereits für seine Zeitgenossen in die Nähe der *heretici in bohemia*, sodass Dokumente über die beiden Glaubensrichtungen miteinander überliefert wurden (S. 426). Dass sich die Selbstgeißelung als ein das Bußsakrament ersetzendes und die Gläubigengruppe formierendes Ritual halten konnte, lässt sich Würth zufolge kaum anders als durch die Persönlichkeit Schmid erklären, die in seinem Mythos als prophetischer Prediger fortwirkte. Zudem hält sie die Geißelung für dasjenige Element im Lehrgebäude, das den Nichteintritt des prophezeiten Weltendes zu kompensieren vermochte.

Unter diesen Aspekten und angesichts der Abgeschlossenheit und Verborgenheit der Geißlergruppen erscheint der Begriff „Sekte“ trotz seiner Konnotationen als sinnvoll. Wie weitreichend sich Geißlerfamilien abschlossen, ob und wie ihr Glaube beispielsweise ihr Heiratsverhalten beeinflusst haben könnte, geben die Quellen jedoch kaum zu erkennen. Würth bemerkt immer wieder, dass auch sozial höher gestellte und wohlhabendere Menschen Geißler sein konnten, sodass nicht Randständigkeit als deren hervorstechendes Merkmal angenommen werden darf. Welche Perspektiven Geißler innerhalb der reformatorischen Bewegungen für geeignet für sich gehalten haben könnten, muss mangels Quellen über ihre schiere Existenz in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts offen bleiben. Würth stellt jedoch fest, dass radikalere Ausrichtungen, wie sie von Thomas Müntzer oder den Täufern vertreten worden sind, Geißlern aufgrund antiklerikaler und apokalyptischer Lehrelemente hätten zugesagt haben können und sich auffälligerweise gerade in ihrem Raum verbreiteten.

Würth kann mit ihrer so genauen, profunden und stets alle denkbaren Hypothesen abwägenden Studie an Konrad Schmid und seiner Anhängerschaft aus mehr als hundert Jahren zeigen, welche Merkmale und Praktiken die religiöse Bewegung der Geißler in die Frömmigkeitsgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts und damit auch in die Geschichte spätmittelalterlicher Verketzerungen eingeschrieben hat. Näherhin wird der vor- oder doch schon protoreformatorische Häresienkatalog künftig die Konrad-Schmid-Sekte kennen müssen.

MATTHIAS LUDWIG, *Stiftsherren und Vikare des Kollegiatstifts St. Peter und Paul in Zeitz 1400–1564* (Germania Sacra. Supplementband 1), Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Göttingen 2015. – XI, 95 S., kart. (ISBN: 978-3-946048-11-4, Preis: 8,24 €).

Mit diesem kleinen Band eröffnet das Projekt „Germania Sacra. Die Kirche des Alten Reiches und ihre Institutionen“ eine neue Buchreihe, die preisgünstig als Print-on-Demand bezogen werden kann, als PDF aber auch kostenlos im Internet zugänglich ist (<http://hdl.handle.net/11858/00-001S-0000-0023-9A79-4>; Zugriff: 15.03.2016). Der Verfasser hat aus seiner Magisterarbeit „Das Personal der Naumburger Domkirche und der Zeitzer Stiftskirche 1400–1564“ (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2008), die er zu einer Dissertation über das Naumburger Domkapitel ausbaut, die Viten des Zeitzer Stiftsklerus ausgegliedert und hier zusammengestellt. Der Personen-katalog ist alphabetisch nach Vornamen gegliedert und umfasst 277 Viten, die – soweit möglich – Lebensdaten und Herkunft, Pfründenbesitz sowie geistliche Ämter und Funktionen nennen und belegen. Am Ende der Viten werden die Quellen und weiterführende Literatur aufgelistet. Einige auswertende Aspekte werden vom Verfasser im Vorwort angesprochen, darunter die herausragende Bedeutung Leipzigs als Studienort der Geistlichen. Die Verflechtung mit geistlichen Institutionen der Nachbardiözesen ist offenkundig. Aus sächsischer Perspektive sind besonders die Verweise auf das Domstift Meißen sowie die Kollegiatstifte in Bautzen und Wurzen von Interesse. Zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die hier behandelt werden, gehören der Naumburger Bischof Julius Pflug und der Kardinal Melchior von Meckau. Wie es auf der Homepage der „Germania Sacra“ heißt, soll die neue Reihe dazu dienen, „Vorarbeiten bzw. Ergänzungen zu den in der Hauptreihe der Germania Sacra publizierten Bänden“ zu präsentieren. Der vorliegende Band zeigt, dass das nun in ansprechender Gestaltung und zu einem günstigen Preis möglich ist.

Leipzig

Enno Bünz

PETER WIEGAND, *Der päpstliche Kollektor Marinus de Fregeno († 1482) und die Ablasspolitik der Wettiner*. Quellen und Untersuchungen (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 5), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 428 S. mit Abb. (ISBN: 978-3-86583-747-9, Preis: 70,00 €).

Der Ablass, respektive die Ablasspraxis des ausgehenden Mittelalters, ist für die historische Forschung gleich in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Als Gnadeninstrument der katholischen Kirche etwa, das den Gläubigen die Möglichkeit bot, die (postmortale) Leidenszeit ihrer Seelen im Fegefeuer zu verkürzen, spielten die Indulgenzen eine zentrale Rolle in der spätmittelalterlichen Frömmigkeit. Für die römische Kurie hingegen waren die Ablässe (besonders in den Jahren um 1500) zu einem probaten Mittel geworden, Gelder zu akquirieren. Die großen päpstlichen Ablasskampagnen wie der sogenannte Petersablass (der nicht zuletzt zum Beweggrund für Martin Luthers 95 Thesen werden sollte) geben hiervon ein beredtes Zeugnis. Peter Wiegand widmet sich in seiner hier anzuzeigenden Studie nun einer weiteren Facette der Ablassgeschichte, die bisher kaum beachtet worden ist: Am Beispiel der wettinischen Markgrafen von Meißen und Kurfürsten von Sachsen untersucht er die Ablasspolitik spätmittelalterlicher Landesherren. Damit greift er ein Thema auf, das, ungeachtet der Relevanz von

Indulgenzen auch für das landesherrliche Kirchenregiment, selbst in den jüngeren Arbeiten wenig (bzw. zu begrenzt, indem beispielsweise lediglich die Jahre um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert betrachtet werden) präsent ist.

Die Fokussierung auf die Wettiner erklärt sich dabei aus der Quellenlage, genauer gesagt aus einem „faszinierenden Quellenfund“ (S. 7): Im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden konnte der Autor ein reichhaltiges Aktendossier aufspüren, das umfassend über die Ablasskampagne des päpstlichen Kollektors Marinus de Fregeno informiert, die dieser im Rahmen des Türkenkreuzzugs in Mitteldeutschland durchführte (S. 10). So finden sich unter den Schriftstücken „Konzepte und Notizen der kurfürstlichen Räte, Unterlagen von der Hand des Kollektors, Berichte des landesherrlichen Agenten Matthias von der Dahme sowie zahlreiche Schreiben der Römischen Kurie und anderer in die Vorgänge involvierter Personen“ (S. 139). Dieses – zwar nicht gänzlich unbekannt, dafür aber nahezu unbearbeitete (S. 10) – reichhaltige Material soll mit der vorliegenden Publikation nicht nur in einer ersten Auswertung bearbeitet, sondern vor allem der Forschung zugänglich gemacht werden. Immerhin begegnet uns in der Person des Marinus de Fregeno einer der buchstäblich prominentesten päpstlichen Kommissare des 15. Jahrhunderts (S. 7).

Auf dieser Grundlage gliedert sich denn auch die Arbeit in zwei alleinstehende, und dennoch zusammenspielende Bereiche: Der weitaus umfangreichere (zweite) Teil des Buches beherbergt die kritische Edition der den „Fall Marinus de Fregeno“ betreffenden Quellen (S. 139-332). Hierbei bezieht Wiegand zugleich Archivalien mit ein, die sich nicht in Dresden, sondern zum Beispiel im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar oder an anderen Standorten aufgefunden haben. Der Edition vorangestellt ist die Untersuchung der Ablasspolitik der Wettiner am Beispiel Fregenos (S. 9-137). In diesem analytischen (ersten) Teil, der durch neun Einzelkapitel und zwei Exkurse strukturiert ist, geht der Autor besonders zwei Fragen nach: Welche Handlungsspielräume hatten die *in partibus* tätigen Ablasskommissare? Welche Rolle spielte der Ablass im Kirchenregiment spätmittelalterlicher Reichsfürsten? (S. 11) Zu diesem Zweck zeichnet Wiegand das Wirken des Marinus de Fregeno in Mitteldeutschland detailliert nach: Ausgehend von dem Ablassvertrag mit Friedrich II. von Sachsen (Kap. 1.2) behandelt er etwa die sächsisch-böhmischen Konflikte (Kap. 1.3), den Ablauf und die Organisation der Ablasskampagne (Kap. 1.4), die Gefangennahme und Flucht des Kollektors (Kap. 1.5) sowie den Ausgleich zwischen Marinus de Fregeno und dem sächsischen Kurfürsten (Kap. 1.7). Flankiert werden diese Ausführungen von einem einleitenden Kapitel (1.1), das den Leser stringent in die Thematik hineinführt, und zwei resümierenden Absätzen, die einerseits ein Fazit aus römischer und sächsischer Perspektive ziehen (Kap. 1.8) und andererseits die Ablasspolitik der Wettiner kontextualisieren (Kap. 1.9). Die beiden angefügten Exkurse weiten letztendlich noch einmal den Blick, sowohl hinsichtlich des ‚Arbeitsgebietes‘ (Exkurs 1, S. 129-134, der das Wirken des Ablasskommissars u. a. in Skandinavien thematisiert), als auch in Bezug auf den ‚Wegedgang‘ des Protagonisten (Exkurs 2, S. 135-137: „Marinus de Fregeno als Bischof von Kammin“).

Wie bereits einleitend erwähnt, wurde die Thematik der Ablasspolitik spätmittelalterlicher Landesherrn von der Forschung bislang nur spärlich bearbeitet. Vor diesem Hintergrund legt Wiegand dar, dass das verbreitete Bild von der „ausgesprochen rigide[n]“ (S. 29) Ablasspolitik der Wettiner noch aus dem 19. Jahrhundert herrührt. Eine Einschätzung, die der Autor ebenfalls auf der Basis der neuen Quellen hinterfragen will. Und so kann er in der Tat aufzeigen, dass sich die wettinische Ablasspolitik entschieden wandelte. Demnach akzeptierten die Landesherrn bis zur Mitte der 1450er-Jahre „ohne weiteres, dass der Geldbetrag der Ablässe zu großen Teilen nach Rom floss“ (S. 110). Eine Zäsur markiert schließlich der von Marinus de Fregeno

1457 durchgeführte Kreuzablass. Bei dieser Ablasskampagne handelte es sich um „den ersten nachweisbaren Fall, in dem die Zulassung einer Indulgenz im Vorhinein mit einer umfassend organisierten Kontrolle verbunden und von der Gewinnbeteiligung des Landesherrn abhängig gemacht wurde“ (S. 100). An der Stelle sei aber den interessanten Ausführungen nicht zu weit vorgegriffen. Vielmehr soll noch einmal die kritische Edition des Quellenkorpus in den Blick genommen werden.

Wiegand legt zusammengekommen 164 Schriftstücke in einer Volltextedition vor, allein die Quellen aus dem Vatikanischen Archiv sind auf Grundlage der entsprechenden Editionen in Form eines Vollregestes abgedruckt. Die Texte sind dabei chronologisch mit fortlaufender Nummer unter Angabe des Ausstellungsortes bzw. -datums geordnet. In ihrer Bearbeitung richten sie sich nach den „Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte“, und dementsprechend nach den einschlägigen Richtlinien. Einem knappen Kopfregeß folgt die Darstellung der Überlieferungssituation sowie (gegebenenfalls) die Angabe der bisher erschienenen Ausgaben. Darüber hinaus wurden die Verbindungen zwischen einzelnen Einträgen kenntlich gemacht, gleichzeitig ist auf weitere Dokumente und größere Zusammenhänge verwiesen (siehe exemplarisch Nr. 92). Dem wiedergegebenen Quellentext sind ein textkritischer, aber auch ein sachkritischer Apparat nachgeordnet. Überblickt man die Edition, wird schnell deutlich, dass sie akribisch bearbeitet ist und sich durch einen großen Detailreichtum auszeichnet. Nicht zuletzt erleichtert ein differenzierter Index (S. 375–407) die Arbeit mit der Edition, wobei eigens hervorzuheben ist, dass jenes Register neben Orten und Personen auch ausgewählte Sachen verzeichnet. Am Schluss des Buches stehen 24 farbige Abbildungen eindrucklicher Quellen und Siegel sowie eine vom Autor erstellte Karte (mit den Aufenthaltsorten des Marinus de Fregeno und seiner Substituten in Mitteldeutschland), die die Ausführungen bzw. die Edition veranschaulichen.

Aufgrund der Vielschichtigkeit des Materials (diverse Aussteller, wechselnde Textgattungen etc.) beleuchten die Quellen die Ablasskampagne des Marinus de Fregeno aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Zudem gewähren sie eine sehr differenzierte Perspektive auf das Funktionieren einer solchen Indulgenz. Doch auch zu eher pragmatischen Aspekten wie zum Beispiel der Annahme des Ablasses vonseiten der Bevölkerung oder zu Akzenten der Frömmigkeit informieren die Quellen. In diesem Rahmen sei besonders – und dennoch lediglich als ein Beispiel – das „Verzeichnis der Ablassnahmen des Marinus de Fregeno“ (Nr. 72; siehe ergänzend auch Nr. 73) herausgehoben. Hierbei handelt es sich um ein Manuskript, das die Sammeltätigkeit des Kollektors vom 30. April 1458 bis Anfang September 1458 dokumentiert: „In einem ersten Teil bietet es für einige größere Städte umfangreiche Listen von Spendern und ihren Gaben, in einem zweiten Teil folgen ein summarischer Bericht und Listen der von Marinus und seinen Substituten besuchten Orte“ (S. 203). So ist festgehalten, dass unter anderem die „Fratres ordinis <sancti Augustini> in antiqua Dreßin“ (also der Konvent der Augustiner-Eremiten in Altendresden) gemeinsam „I gulden, VI groschen“ für den Kreuzablass gegeben haben (S. 225). Der Wittenberger „Hans Prambalch“ spendete hingegen „II gulden ringe“ (S. 211). Ohne Weiteres ließe sich die Aufzählung fortsetzen, doch dürfte schon nach den beiden Beispielen klar sein, wie spannend und wertvoll allein jenes Verzeichnis für die Ablass- und Frömmigkeitsgeschichte ist.

Wiegands Publikation ist – summa summarum – ein Gewinn für die historische Forschung. Mit seiner Edition der Quellen, die den „Fall Marinus de Fregeno“ dokumentieren, ebnet er weiterführenden Studien den Weg. Davon abgesehen, hat bereits seine eigene Untersuchung der Ablasspolitik der Wettiner gezeigt, dass das Material die Qualität besitzt, neue und umfassende Erkenntnisse über den Ablass im späten Mittelalter zutage zu fördern. Mithin ist das vorliegende Buch ein wichtiger Baustein

für die Erforschung des Ablasses bzw. seiner Facetten, und zwar in zweifacher Hinsicht: als Quellenwerk und als Einzelstudie.

Dresden

Christian Ranacher

CHRISTINE WEIDE, Georg Spalatin Briefwechsel. Studien zu Überlieferung und Bestand (1505–1525) (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, Bd. 23), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2014. – 304 S., geb. (ISBN: 978-3-374-03626-4, Preis: 48,00 €).

Das Interesse an Georg Spalatin (1484–1545) hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Zwar ist es übertrieben, ihn als „Steuermann der Reformation“ zu bezeichnen (so der Titel einer Ausstellung in Altenburg 2014), doch dass er vor allem als Sekretär, Hofprediger und Beichtvater Kurfürst Friedrichs des Weisen zu den zentralen Figuren der frühen Reformation im Kurfürstentum Sachsen gehörte, steht außer Frage. Die vorliegende Arbeit, als kirchengeschichtliche Dissertation von Johannes Schilling an der Universität Kiel betreut, leistet Grundlagenarbeit für die weitere Beschäftigung mit Spalatin. Teile seiner Korrespondenz sind schon seit dem 18. Jahrhundert ediert worden, wie einleitend dargelegt wird, doch eine systematische Erfassung der von und an Spalatin geschriebenen Briefe fehlte bisher. Dieser Mühe hat sich die Verfasserin unterzogen. Sie schildert zunächst das Leben Spalatin bis 1525, wobei sie sich auf die Biografie von IRMGARD HÖSS (Georg Spalatin 1484–1545. Ein Leben in der Zeit des Humanismus und der Reformation, Weimar u. a. 1989), vor allem aber auf den nun erschlossenen Briefwechsel stützt. Dann wird, eingeleitet durch allgemeine Ausführungen über die Bedeutung der Briefkultur in der Zeit Spalatin, die Überlieferung des Briefwechsels behandelt. Den Großteil des Buches füllt das fast tausend Nummern umfassende Briefverzeichnis, das in chronologischer Folge Datum, Korrespondenten, Überlieferung und Druckorte nennt. Der Schwerpunkt der Korrespondenz liegt auf den Jahren 1518 bis 1525. Angeschlossen ist eine Auflistung weiterer Dokumente, undatiertes, unechter und verschollener Briefe sowie Aufstellungen der Absender und Adressaten. Sämtliche Briefe werden zudem in tabellarischer Form aufgelistet. Zudem sind in einem gesonderten Verzeichnis die bislang ungedruckten Stücke zusammengestellt. Ein knappes Schlusskapitel würdigt Spalatin als Korrespondenten, wobei ins Auge fällt, dass nur ein Viertel der 995 nachgewiesenen Briefe von Spalatin stammt. Dass die Verfasserin für eine vollständige Edition der Spalatin-Korrespondenz plädiert, kann nicht überraschen. Aber wer wird sich dieser Aufgabe stellen? Der Briefwechsel Spalatin von 1526 bis 1545 ist ebenso umfangreich wie der hier dokumentierte Teil der Korrespondenz und macht bewusst, dass die Reformationsgeschichte auch künftig weniger durch publikumsträchtige Deutungen, an denen es zur Zeit nicht mangelt, sondern durch gründständige Quellenforschung vorangebracht werden muss.

Leipzig

Enno Bünz

THOMAS KAUFMANN, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung (Kommentare zu Schriften Luthers, Bd. 3), Mohr Siebeck, Tübingen 2014. – XV, 559 S., Ln. (ISBN: 978-3-16-152678-7, Preis: 169,00 €).

In der von Thomas Kaufmann herausgegebenen Reihe „Kommentare zu Schriften Luthers“ sind bereits „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (2007, erläutert von

REINHOLD RIEGER) und die Schmalkaldischen Artikel (2009, erläutert von WERNER FÜHRER) behandelt worden. Eine solche intensive historische, theologische, aber auch philologische Kommentierung kann natürlich nur wenigen Hauptschriften des Reformators zuteilwerden. Zu diesen gehört in jedem Fall die Adelschrift, die ebenso wie die oben erwähnte Freiheitsschrift und die lateinische Schrift „De captivitate Babylonica ecclesiae“ den mächtigen programmatischen Auftakt des reformatorischen Wirkens des Wittenberger Professors im Jahre 1520 ausmacht, während die vielbeschwoerenen 95 Thesen letztlich ja nur für eine innerkirchliche, theologisch-akademische Debatte bestimmt waren. Die Thesen seien zwar, so Thomas Kaufmann im Vorwort, „zum maßgeblichen memorialkulturellen Referenzdatum der seit 1617 begangenen Reformationsjubiläen“ geworden, doch sei die „Adelschrift“ vielmehr als „Initialdokument“ der Reformation zu betrachten (S. V).

Wenn man verstehen möchte, was das Programm der lutherischen Reformation war, muss man die Adelschrift lesen, in der sich in voller thematischer Breite eben nicht nur der Bruch des Reformators mit dem Papsttum, sondern mit dem bestehenden Kirchenwesen, dem kirchenrechtlichen Normengefüge und den vielfältigen religiösen Praktiken und Instrumenten wie der Werkfrömmigkeit, den Ablässen oder dem Wallfahrtswesen ablesen lässt.

Dem Kommentarteil ist eine relativ kurze Einleitung vorangestellt, in welcher die Entstehungs-, Motiv- und Wirkungsgeschichte der Adelschrift erläutert wird. Dem Kommentar liegt der Text der Weimarer Ausgabe zugrunde (WA 6, S. 404-469), dessen Exegese hier nun ein Vielfaches des Druckumfangs einnimmt. Die Kommentierung erfolgt abschnittsweise, indem zunächst der Wortlaut nach der Weimarer Ausgabe abgedruckt und dann erläutert wird. Quellen- und Literaturnachweise stehen in Klammern im laufenden Text, der auch, wenn er über mehrere Seiten geht, zumeist nicht durch Absätze untergliedert wird, was die Lektüre nicht immer erleichtert.

Die Auslegung der meisten Abschnitte umfasst ein bis zwei Druckseiten, doch gibt es auch wesentlich längere Abschnitte, wie die Erläuterung zu Luthers Ausführungen über „die drei Mauern“ (S. 70-79). Kaufmann erörtert diese Ausführungen, soweit nötig, zunächst einmal philologisch, indem der argumentative Aufbau, Satzstrukturen, Stilfiguren und Wortbedeutungen abgehandelt werden, um dann zur inhaltlichen Auslegung überzugehen. Dabei werden die theologischen Traditionslinien aufgezeigt, die Luther aufgriff, Bezüge zu anderen Schriften Luthers hergestellt und inhaltliche Fragen erläutert, wofür dann auch weiterführende Literaturhinweise geboten werden. Dabei rekurriert Kaufmann natürlich in der Regel auf die einschlägigen Nachschlagewerke und Handbuchdarstellungen, obwohl man sich stellenweise speziellere Literaturhinweise wünschen würde. Aber lässt man das von Luther angesprochene Themenspektrum Revue passieren, leuchtet ein, dass ein einzelner Gelehrter eine solche tiefgehende Kommentierung gar nicht leisten könnte. Zudem stünde auch zu befürchten, dass eine breitere Kommentierung auch nicht im Interesse der meisten Leser der Adelschrift liegen dürfte.

Ein Bibelstellenregister sowie Personen-, Orts- und Sachregister erschließen den Kommentar, der sich durch seinen Umfang an der Obergrenze dessen bewegt, was man zum Verständnis der Schrift benötigt. Dass Thomas Kaufmann als einer der führenden Reformationshistoriker auf die Kommentierung einer der Hauptschriften Luthers besondere Mühe und Sorgfalt verwandt hat, kann nicht weiter verwundern. Auch Luthers Schriften bedürfen, will man sie angemessen verstehen, eines ernsthaften gelehrten Bemühens, und dieser Hinweis erscheint mir umso wichtiger angesichts des im öffentlichen Diskurs vielfach recht leichthändigen Umgangs mit den Schriften des Reformators.

Paul Eber (1511–1569). Humanist und Theologe der zweiten Generation der Wittenberger Reformation, hrsg. von DANIEL GEHRT/VOLKER LEPPIN (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, Bd. 16), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2014. – 624 S. mit Abb., geb. (ISBN: 978-3-374-03056-9, Preis: 68,00 €).

Der umfangreiche Band präsentiert die Vorträge einer Tagung, die 2011 von den Herausgebern in Gotha veranstaltet wurde. Da der Band als ein „handbuchartiges Ganzes“ angelegt ist, wurde er noch durch fünf weitere Beiträge ergänzt, um den Wittenberger Theologen Paul Eber möglichst umfassend darzustellen. Eber gehört zur zweiten Generation der Wittenberger Reformatoren, die nach dem Tod Luthers und Melanchthons in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die reformatorische Lehre und das kirchliche Leben von Wittenberg aus prägten. Georg Buchwald hat das recht treffend mit dem Titel seines populären Büchleins über Paul Eber 1897 zum Ausdruck gebracht: „Freund, Mitarbeiter und Nachfolger der Reformatoren“. 1511 in Kitzingen am Main geboren, erhielt Eber in seiner Heimatstadt, in Ansbach und Nürnberg, eine Schulausbildung, die ihm 1532 die Immatrikulation an der Universität Wittenberg ermöglichte, wo er 1536 den Grad des Magister Artium erlangte. Paul Eber lehrte dann zunächst an der Artistenfakultät, später an der Theologischen Fakultät und wirkte nicht nur als Hochschullehrer, sondern auch als Prediger an der Wittenberger Schlosskirche und Generalsuperintendent im Kurkreis. Paul Ebers Nachlass befindet sich in der Forschungsbibliothek Gotha und wurde im Rahmen der von Daniel Gehrt durchgeführten Katalogisierung der Reformationshandschriften jüngst verzeichnet. Gemeinsam mit den am Ende des vorliegenden Bandes gebotenen Zusammenstellungen neuer Quellen ist eine breitere Grundlage für die Beschäftigung mit Leben und Werk Ebers gegeben. Davon profitiert auch der anzuzeigende Sammelband, dessen Inhalt hier nur in knappen Zügen angezeigt werden kann: DANIEL GEHRT und PHILIPP KNÜPFER („Der vergessene Nachfolger Johannes Bugenhagens und Philipp Melanchthons in Wittenberg“, S. 19-41) geben einleitend einen Forschungsüberblick. Der erste Themenblock steht unter der Überschrift „Konfessionelle Konsolidierung, Integration und Abgrenzung“: VOLKER LEPPIN, „Paul Eber und die Lehrkontroversen seiner Zeit“ (S. 43-63); THOMAS TÖPFER, „‘Schöner Rubin‘ oder ‚schlipfrige Worte‘? Territoriale Bekenntnisbildung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts am Beispiel des Corpus doctrinae Philippicum“ (S. 64-82); DANIEL GEHRT, „Ein Intermezzo der Eintracht? Die Beziehungen zwischen den Universitäten Wittenberg und Jena Mitte der 1560er Jahre“ (S. 83-133). Ein zweiter Themenschwerpunkt gilt „Paul Ebers Kompetenz- und Wirkungsbereiche(n)“: MEINOLF VIELBERG, „Eber als akademischer Lehrer an der Philosophischen Fakultät in Wittenberg“ (S. 134-161); ANDREAS GÖSSNER, „Paul Ebers Tätigkeit an der Theologischen Fakultät in Wittenberg und in seinen Kirchenämtern“ (S. 162-172); CHRISTIAN WINTER, „Paul Eber als kirchenpolitischer Berater Kurfürst Augusts von Sachsen“ (S. 173-195). Mit „Paul Eber als Humanist“ beschäftigen sich vier Aufsätze: STEFAN RHEIN, „Paul Eber als neulateinischer Dichter“ (S. 196-257); CHRISTOPH BULTMANN, „Paul Ebers Gelehrsamkeit. Die Beispiele der *Contexta Populi Iudaici Historia* (1548) und *Biblia Germanicolatina* (1565)“ (S. 258-287); HANS-PETER HASSE, „Paul Ebers *Calendarium Historicum* (1550)“ (S. 288-319); KLAUS-DIETER HERBST, „Die Astronomie bei Paul Eber“ (S. 320-340). „Paul Eber als Theologe und Seelsorger“ bildet einen weiteren Schwerpunkt des Sammelbandes: JOHANNES HUND, „Vom Philippisten zum Melanchthonianer. Die Entwicklungen in Paul Ebers Abendmahlslehre im Kontext des Zweiten Abendmahlsstreites“ (S. 341-374); ROBERT KOLB, „Paul Eber as Preacher“ (S. 375-400);

GERHARD BODE, „Preaching Luther’s Small Catechism. Paul Eber’s Catechismuspredigten (1562)“ (S. 401-423); STEFAN MICHEL, „Das gesungene Wort Gottes. Paul Ebers Gebrauch geistlicher Lieder in Haus, Schule und Kirche“ (S. 424-443). Zwei Aufsätze „zur Person und Rezeption Paul Ebers“ beschließen den Band: PHILIPP KNÜPFER, „Patrono suo et amico colendo. Paul Eber und Friedrich Bernbeck – eine lebenslange Freundschaft in Briefen“ (S. 444-485); DOREEN ZERBE, „Das Epitaph für Paul Eber. Ein Erinnerungsbild der Wittenberger Reformation“ (S. 486-510). Ein Anhang bietet mehrere Zusammenstellungen, die für die weitere Beschäftigung mit Leben und Werk von Bedeutung sind: eine Bibliografie der gedruckten Werke und Beiträge Paul Ebers, zusammengestellt von FRANZISKA KÖNIG (S. 511-564), eine kommentierte Zusammenstellung von „Paul Ebers Beiträge(n) in den gedruckten Wittenberger Scripta publice proposita“, bearbeitet von CHRISTIANE DOMTERA-SCHLEICHARDT (S. 565-586), und die von PAUL A. NEUENDORF erstellte Liste der Korrespondenzpartner Paul Ebers in den Beständen der Forschungsbibliothek Gotha (S. 587-600). Der facettenreiche Inhalt des Bandes, der wichtige Bausteine zur Biografie Paul Ebers liefert und „der weiteren Forschung ein nützliches Hilfsinstrument“ an die Hand gibt (Vorwort, S. 10), wird leider nur durch ein Personenregister erschlossen.

Leipzig

Enno Bünz

JAN ZDICHYNEC, *Les abbayes féminines de la Haute-Lusace aux XVIe et XVIIe siècles. Les Religieuses Entre Pouvoir Temporel et Spirituel au Temps des Réformes*, Presses Académiques Francophones, Saarbrücken 2014. – 319 S. mit Abb., kart. (ISBN: 978-3-8381-4343-9, Preis: 64,90 €).

Zu den Merkwürdigkeiten der Ordensgeschichte gehört, dass ausgerechnet im Freistaat Sachsen, und zwar in der Oberlausitz, bis heute die beiden Frauenklöster Marienstern und Marienthal sowie das Domstift St. Petri zu Bautzen bestehen, die alle auf eine kontinuierliche Existenz seit dem 13. Jahrhundert zurückblicken können. Ohne den Fortbestand dieser geistlichen Gemeinschaften, denen bis zum Untergang 1945 noch das Magdalenerinnenkloster in Lauban zur Seite stand, wäre der Katholizismus in der Oberlausitz mit der Reformation untergegangen. Das Petristift zu Bautzen ist durch die Monografie von HERMANN KINNE (*Das Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen von der Gründung bis 1569*, Berlin u. a. 2014) umfassend aufgearbeitet worden, doch wäre zu wünschen, dass auch die Geschichte des Stifts in der Neuzeit einen Bearbeiter fände.

Auch die Zisterzienserinnenklöster Marienstern und Marienthal sind bisher vorwiegend für die mittelalterlichen Jahrhunderte erforscht worden. Unvergessen ist die erste sächsische Landesausstellung, in deren Mittelpunkt Marienstern stand (*Zeit und Ewigkeit: 128 Tage in St. Marienstern*, hrsg. von J. OEXLE/M. BAUER/M. WINZELER, Halle a. d. Saale 1998). Die frühneuzeitliche Geschichte fand hingegen bisher weniger Interesse. Dies ändert sich nun aber durch die Prager Dissertation von Jan Zdichynec, der neben den beiden Zisterzienserinnenklöstern auch das Magdalenerinnenkloster in Lauban mit einbezieht, das bis zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem oberlausitzischen Landesteil östlich der Neiße und der Zerstörung der Stadt 1945 bestanden hat.

Die Untersuchung von Zdichynec ist breit angelegt und versteht sich, wie in Kapitel I ausgeführt wird, methodisch als Untersuchung, die im Schnittfeld von Regionalgeschichte, Geschichte der Frauenorden, der Konfessionalisierung und der historischen Anthropologie angesiedelt ist. Gerade die Erforschung der Frauenklöster stößt momentan nicht nur in Deutschland auf reges Interesse, und daran kann auch die

Arbeit von Zdichynec anknüpfen. Nach einem relativ kurzen Kapitel II über die tschechische und deutsche Geschichtsschreibung sowie die wissenschaftliche Erforschung der oberlausitzischen Klöster behandelt der Verfasser zunächst einmal im ausführlichen Kapitel III die Geschichte der Frauenklöster von den Reformbemühungen des späten Mittelalters über die existenzielle Herausforderung der Reformation bis ins Konfessionelle Zeitalter. Als wichtige Etappen werden in diesem Zusammenhang die Einrichtung der Apostolischen Administratur 1569 (in Nachfolge des untergegangenen Bistums Meißen) und der Übergang der Oberlausitz an die (evangelischen) Kurfürsten von Sachsen 1635 markiert. Weiter untersucht der Verfasser in Kapitel IV die Einbindung der Klöster in die Strukturen des Zisterzienserordens (wobei auch das Kloster Neuzelle in der Niederlausitz mit einbezogen wird) sowie ihre Stellung in der apostolischen Administratur Bautzen und im Erzbistum Prag, zu dem das Kloster Marienthal bei Zittau gehörte, sowie die Verbindungen zu den böhmischen Zisterzienserabteien. Ein weiterer thematischer Schwerpunkt bildet mit Kapitel V die Untersuchung der inneren Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. Hier gilt das Augenmerk des Verfassers dem Einzugsbereich und der sozialen Zusammensetzung der Konvente (hierzu die Listen S. 284-289). Im Anhang werden ausgewählte Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts über die Bestätigung und Absetzung von Äbtissinnen, die Visitation der Klöster und deren Verwaltung ediert. Die vergleichende Betrachtung mehrerer Klöster, die nach der Reformation unter gleichen Bedingungen um ihren Fortbestand kämpften, ist zweifellos lohnend, wie die vorliegende Arbeit zeigt. Darüber hinaus bleibt es aber wichtig, diese Institutionen auch monografisch zu behandeln, um eine breitere Grundlage für vergleichende Fragestellungen zu schaffen.

Leipzig

Enno Bünz

Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter, hrsg. von ERIC PILTZ/GERD SCHWERHOFF (Zeitschrift für Historische Forschung, Beihefte, Bd. 51), Duncker & Humblot, Berlin 2015. – 530 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-428-14481-5, Preis: 69,90 €).

Genauso schillernd wie das Konzept der religiösen Devianz zeigt sich auch der Facettenreichtum des vorliegenden Bandes. Das Werk umfasst 18 Beiträge, die sich mit der Zuschreibung von religiöser Abweichung und den damit einhergehenden Dynamiken im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit beschäftigen. Es basiert in weiten Teilen auf der im März 2012 in Dresden durchgeführten Tagung „Religiöse Devianz. Praktiken und Diskurse im konfessionellen Zeitalter“ des Teilprojekts „Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz in der Frühen Neuzeit“ des SFB 804. Die – durchaus gewollte – thematische Weite des Konzepts „religiöse Devianz“ erschwert es, die Beiträge in einen umfassenden Zusammenhang zu stellen. Die Herausgeber sind sich dessen bewusst (S. 41) und begegnen der Problematik mit einer Einteilung in fünf Sektionen, die die verschiedenen Aspekte des Konzepts beleuchten.

Die erste Sektion widmet sich den einleitenden Überlegungen. Der Beitrag von ERIC PILTZ und GERD SCHWERHOFF („Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter – Dimensionen eines Forschungsfeldes“, S. 9-50) bildet den theoretischen Ausgangs- und Ankerpunkt des Bandes. Der theoretischen Konzeption liegt der aus der Historischen Kriminologie stammende Etikettierungsansatz (labeling-approach) zugrunde. Dieser zeichnet sich durch eine radikale Prozessorientierung aus: Nicht allein die ‚Fakten‘ stehen im Fokus, sondern die gegenseitigen Wahrnehmungen, Zuschreibungen und jene Dynamik, die dadurch in Gang gesetzt wird. HARALD MAIHOLD („das

aus grosser barmhertzigkeit mus unbarmhertzig seyn‘ – Legitimation und Grenzen der Gottesstrafe in der theokratischen Strafrechtslehre des 16. und 17. Jahrhunderts“, S. 51-81) zeigt anschließend die Bedeutung der religiösen Devianz als Impulsgeber für die Entwicklung des theologischen Strafrechts im kirchlichen Bereich auf.

Die zweite Sektion umfasst Beiträge, die sich mit der interkonfessionellen Dynamik der gegenseitigen Zuschreibungspraxis beschäftigen. Die Devianzproduktion von katholischer Seite zeichnet dabei ANDREAS HOLZEM („Wie *falsch* Luthers *vnnnd* seines *anhangs* Meynung sei ... Devianzproduktion in der katholischen Predigt über Martin Luther“, S. 83-119) nach. Sein Schwerpunkt liegt auf der Dynamik der interkonfessionellen Polemik auf Reichsebene, bei welcher die Devianzzuschreibung vor allem konfliktverschärfende Effekte habe (S. 110). Zu einem ähnlichen Ergebnis aus lutherischer Perspektive kommt MARINA MÜNKLER („Legende/Lügende. Die protestantische Polemik gegen die katholische Legende und Luthers *Lügend* von *St. Johanne Chryssotomo*“, S. 121-147). Sie zeigt auf, dass die Funktion der Devianzzuschreibung nicht die Bekehrung der Abweichenden gewesen sei, sondern die Stärkung einer vorher schon vorhandenen Binnenkohäsion. Diese Stabilisierung der konfessionellen Identität steht auch im Fokus des Beitrags von ANNEMARIE HAGMAYER („Calvinismus als Etikett. Zuschreibungspraktiken in Leichenpredigten auf sächsische Beamte und Kurfürst Christian I. von Sachsen (1589–1613)“, S. 149-186). Anhand verschiedener Leichenpredigten nähert sie sich dem Verhältnis von landesherrlichen Beamten zum reformierten Gedankengut an der Wende zum 17. Jahrhundert an. Letztendlich verdeutlicht ihre Untersuchung aber vor allem, in welcher Weise sich die lutherischen Geistlichen zum „Calvinismus“ positionierten.

Etwas lose wirkt auf den ersten Blick die Zusammenstellung der dritten Sektion „Deliktfelder“, in welcher die thematische Weite des Konzepts „religiöse Devianz“ anschaulich vor Augen tritt. Auf den zweiten Blick jedoch zeigt sich auch hier, dass die Vielfalt durchaus bereichernd wirken kann, sofern sich die Beiträge bei ihrer Untersuchung eng an die dem Band zugrundeliegende theoretische Begrifflichkeit und Prozessperspektive halten. Souverän gelingt dies GERD SCHWERHOFF („Böse Hexen und fahrlässige Flucher: Frühneuzeitliche Gottlosigkeiten im Vergleich“, S. 187-206), der die beiden strafrechtlichen Delikte Hexerei und Blasphemie einer vergleichenden Betrachtung unterzieht. FRANCISCA LOETZ („Probleme mit der Sünde: Sexualdelikte im Europa der Frühen Neuzeit“, S. 207-235) mahnt eine differenzierte Betrachtung des Sexualdeliktes an, wobei sie den Unterschied zwischen Moralisierung und Verurteilungen betont (S. 231). JOHANNES DILLINGER („Attentate und Aufstände. Zur religiösen Bedeutung politischer Kriminalität in der Frühen Neuzeit“, S. 237-258) beschreibt in seinem essayistischen Beitrag die großen Linien der religiösen Legitimierung und Delegitimierung politischer Kriminalität und identifiziert die dabei zutage tretenden konfessionellen Unterschiede (S. 247 f.). Recht provokant klingt der Titel der Untersuchung von SEBASTIAN SCHMIDT („Armut als religiöse Devianz in der Frühen Neuzeit“, S. 259-277). Schnell wird allerdings deutlich, dass der Armutsdelikt durchaus ambivalent ist: Nicht die Armut an sich wird als religiös deviant bezeichnet, sondern ein damit eventuell einhergehender Müßiggang (S. 269). ALEXANDER KÄSTNER („Wer ist der Täter – wer ist das Opfer? Zur Konstruktion des Verbrechens ‚Selbstmord‘ in juristischen und theologischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts“, S. 279-309) zeichnet in seinem Beitrag mit begrifflichem Feingefühl die Entwicklung der juristischen und theologischen Debatten über vollzogene Selbsttötungen im 16. und 17. Jahrhundert nach.

Mit der Dynamik gruppenbezogener Devianz befassen sich die Beiträge der vierten Sektion. ASTRID VON SCHLACHTA („Erzählungen von Devianz. Die *wiedertauffer*

zwischen interner Absonderung und äußerer Exklusion“, S. 311-332) zeigt in ihrer Untersuchung der Täufer in der Frühen Neuzeit, dass es sowohl polarisierende Prozesse als auch ein gemäßigtes Miteinander gab. Es sei daher nicht allein die religiöse Abweichung gewesen, die zu einer Verfolgung führte, sondern es kamen meist weitere weltliche Delikte hinzu, die die Aufmerksamkeit der Obrigkeit weckten (S. 319). Dass man religiöse Devianz nicht nur als negative Abweichung vom christlichen Lebensweg, sondern auch als „fromme Devianz“ im Sinne einer Übererfüllung religiöser Normen untersuchen kann, versucht DANIEL EISSNER („Fromme Devianz. Pietistische Handwerker als religiöse Übererfüller“, S. 333-351) anhand der Pietisten deutlich zu machen. Letztendlich kommt er aber zu dem Schluss, dass die Übererfüllung nur eine Zwischenstufe zur Absonderung darstellte und schließlich wieder von den Obrigkeiten als „Minderleistung“, zum Beispiel durch Fernbleiben vom öffentlichen Gottesdienst, wahrgenommen wurde (S. 348). YVONNE KLEINMANN („Reden oder Schweigen über religiöse Differenz? Kommunikationsfelder eines städtischen Gemeinwesens im frühneuzeitlichen Polen“, S. 353-385) untersucht das Miteinander von Katholiken und Juden in der polnischen adligen Privatstadt Rzeszów, bei dem religiöse Differenz in vielen Bereichen gerade nicht mit der Zuschreibung religiöser Devianz einherging, um die kräftezehrenden Zwistigkeiten zu vermeiden (S. 374). MANJA QUAKATZ („Die Sesselträger des Kurfürsten: Muslimisch-osmanische Gefangene aus dem Osmanischen Reich als religiöse Minderheit im München des späten 17. Jahrhunderts“, S. 387-411) kann ein solches Verschweigen religiöser Devianz auch für die muslimischen Sesselträger Ende des 17. Jahrhunderts in München nachweisen. Kontakte zwischen den Religionen waren nicht per se verboten, bedurften aber der sozialen Kontrolle im öffentlichen Raum. Die Wechselseitigkeit von Absonderung, Anpassung und Deviantisierung zeigt LIONEL LABORIE („Sex, Drugs and Rock 'n' Roll: Religiöse Devianz im England des späten 17. Jahrhunderts“, S. 413-433) am Beispiel der internen Spaltungen der englischen „Dissenters“ auf.

Die fünfte Sektion schließlich umfasst Untersuchungen zur Verschleierung religiöser Abweichung. Dabei widmet sich MARTIN SKOERIES („Für und Wider Nikodemismus. Über eine europäische Debatte zwischen Exil und Scheiterhaufen“, S. 435-461) der harschen Polemik gegen den Nikodemismus, der den englischen Kryptoprottestanten unter der katholischen Restauration der Königin Maria Tudor zugeschrieben wurde. ANDREAS PIETSCH („Ekklesiologie jenseits der Kirchen: Konfessionelle Grenzarbeiten bei Dirck Volckertszoon Coornhert“, S. 463-492) schließt sich diesem Beitrag mit der Analyse der Ekklesiologie des Niederländers Coornhert an, der in einem langen Prozess der Argumentation ex negativo Kritik an der Exklusivität bestehender Konfessionskirchen entwickelte. Der abschließende Beitrag von JÜRGEN MÜLLER („Von Kirchen, Ketzern und anderen Blindenführern – Pieter Bruegels d. Ä. *Blindensturz* und die Ästhetik der Subversion“, S. 493-530) zeigt auf sehr anschauliche Weise, wie der Eigensinn des Malers Pieter Bruegels d. Ä. in seinen Bildern durch geschickte Parodie und Mehrdeutigkeit zum Ausdruck kommt, indem er auf subtile Weise das Missverstehen seiner Werke inszenierte (S. 524).

Generell lässt sich festhalten, dass nicht alle Beiträge mit gleicher Konsequenz das Konzept der „religiösen Devianz“ anwenden. Dennoch wird deutlich, dass die Dynamik der Zuschreibung von religiöser Abweichung vor allem eine Polarisierung und Konfliktverschärfung zur Folge hatte, diente sie doch der Vergewisserung der eigenen Rechtgläubigkeit. Der Fokus wird auf die Prozesse zwischen verschiedenen Parteien gelegt und es werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie die Komplexität historischer Diskurse ergebnisoffen untersucht werden kann. Unter Berücksichtigung der Teilergebnisse des SFB 804, auf deren Publikation (vgl. A. KÄSTNER/G. SCHWERHOFF, Gött-

licher Zorn und menschliches Maß, Konstanz 2013) mehrfach verwiesen wird, bietet der vorliegende Band eine gute und anschauliche Grundlage für weitere Forschungen.

Leipzig

Ulrike Geisler

Kunst- und Kulturgeschichte

MATTHIAS FRISKE, Die mittelalterlichen Kirchen in der nördlichen und östlichen Uckermark. Geschichte – Architektur – Ausstattung (Kirchen im ländlichen Raum, Bd. 7), Lukas Verlag, Berlin 2014. – 542 S., 278 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86732-196-9, Preis: 40,00 €).

In der Buchreihe „Kirchen im ländlichen Raum“ ist nun schon die dritte Monografie von Matthias Friske über Dorfkirchen in Brandenburg erschienen. Nach Büchern über die mittelalterlichen Kirchen auf dem Barnim (2001) und dem westlichen Fläming und Vorfläming (2007) liegt nun nach dem gleichen Muster eine Bearbeitung der mittelalterlichen Dorfkirchen in der Uckermark vor. Nach einer knappen Einleitung, die den Untersuchungsraum umschreibt und die Erfassungskriterien darlegt, folgt eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Raumes mit besonderer Berücksichtigung der Siedlungsvorgänge seit der Slawenzeit und der kirchlichen Zustände im späten Mittelalter. Wie schon in den vorhergehenden Bänden ist auch hier wieder festzustellen, dass sich Friske mit der Beschreibung der Kirchen weit mehr Mühe gibt, als mit der Schilderung der kirchlichen Verhältnisse. Mit Bezugnahme auf eine Arbeit von Victor Herold über Prenzlau in der Reformation von 1940 (sie steht im Literaturverzeichnis alphabetisch falsch eingereiht schon auf S. 529) behauptet er, dass vor der Reformation kein Pfarrer in der Stadt amtierte und keine ordentlichen Gottesdienste mehr stattgefunden hätten; allerdings kauften die Prenzlauer 1512 für die Marienkirche einen Hochaltar aus Lübeck für 1 500 Gulden. Friske schlussfolgert: „So scheint es, als ob vorhandene Einkünfte eher zur materiellen Ausstattung (und damit wohl auch dem Ruhme der Stifter) genutzt wurden, als zur Bereitstellung einer geistlichen Versorgung“ (S. 33). Dass die Pfründeneinkünfte des Pfarrers und die Einkünfte der Kirchenfabrik, die für die Kirchengestaltung zuständig war, zwei rechtlich und organisatorisch getrennte Bereiche waren, scheint dem Verfasser nicht klar zu sein. Dass die Inhaber der Pfarrpfründe sich im ausgehenden Mittelalter vielfach durch Vizeplebane oder andere Hilfsgeistliche vertreten ließen, war weit verbreitet und veranlasste die Gläubigen nur selten zu Klagen, da ja Gottesdienst und Seelsorge durch die Stellvertreter sichergestellt war. Die gängigen Vorwürfe gegen angebliche Missstände in der vorreformatorischen Kirche werden dadurch nicht richtig, dass man sie unermüdlich wiederholt. Die Forschung zu Pfarrei und Niederklerus ist mittlerweile weiter.

Das Untersuchungsgebiet umfasst die Altkreise Angermünde und Prenzlau. Die Kirchorte werden in alphabetischer Folge aber nach Landkreisen getrennt von Altkümkendorf bis Zützen (Altkreis Angermünde, insgesamt 65 Ortschaften mit 67 Kirchen) bzw. von Arendsee bis Züsedom behandelt (Altkreis Prenzlau, insgesamt 89 Ortschaften mit 95 Kirchen). Die einzigen relativ bedeutenden Städte mit mehreren Kirchen sind Angermünde und vor allem Prenzlau. Als bedeutsamer Klosterbau kommt noch das Zisterzienserkloster Chorin hinzu. Ansonsten werden überwiegend Dorfkirchen verzeichnet, die zumeist durch eine Außenaufnahme abgebildet werden. Abbildungen von Ausstattungsstücken (insbesondere von Altären) und Grundrisse kommen einzeln hinzu.

Die systematische Auswertung behandelt zunächst die Architektur, dann die Ausstattung (S. 421-506). Vor allem dendrochronologische Daten ermöglichen mittlerwei-

le die genauere zeitliche Einordnung einer ganzen Reihe von Kirchen in die Jahrzehnte um die Mitte des 13. Jahrhunderts. In einigen wenigen Fällen lassen sich sogar hölzerne Vorgängerbauten in die Zeit um 1200 datieren. Vorherrschend ist der Bau von Feldsteinkirchen. Nur in den Städten setzt sich im späten 13. Jahrhundert Backstein durch. Manche Einzelergebnisse sind erwähnenswert, z. B. dass die wirtschaftlich besser ausgestatteten Landkirchen vielfach Türme aufweisen (S. 452), oder dass heute noch etwa 10 Prozent der spätmittelalterlichen Altarretabel erhalten sind (S. 472). Recht groß ist die Zahl mittelalterlicher Taufen und Glocken (einige auch mit Abgüssen von Pilgerzeichen, S. 503 ff., von denen aber etliche nicht bestimmt werden), während z. B. mittelalterliche Paramente nur selten erhalten geblieben sind (Kasel aus Dedelow, S. 485). Dagegen lassen sich im gesamten Untersuchungsgebiet nur zwei spätmittelalterliche Kirchentruhen nachweisen.

Wie schon die vorhergehenden Bände wird auch der vorliegende eher den Bauhistoriker als den Historiker zufriedenstellen können (siehe dazu schon NASG 85 (2014), S. 237-253). Das mindert aber nicht das Verdienst von Matthias Friske, den Kirchenbestand von Landschaften aufzuarbeiten, die allzu lange am Rande der großen Forschungstrends gelegen haben.

Leipzig

Enno Bünz

Wettstreit in Erz. Porträtmedaillen der deutschen Renaissance, hrsg. von WALTER CUPPERI/MARTIN HIRSCH/ANNETTE KRANZ/ULRICH PFISTERER, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2013. – 376 S., 605 meist farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-422-07223-7, Preis: 44,00 €).

In diesem gehaltvollen und schön ausgestatteten Buch lohnt sich sogar die Lektüre des Vorworts, das gemeinsam von den Leitern der Münzkabinette in München, Wien und Dresden verfasst wurde, denn es erinnert ausführlich an den Kunsthistoriker Georg Habich (1868–1932), der 1905 von Wilhelm von Bode angeregt wurde, ein Corpuswerk der deutschen Schaumünzen zu bearbeiten; es ist 1929 bis 1934 – vorbereitet von zahlreichen Einzelstudien – in vier monumentalen Teilbänden erschienen und stellt bis heute das Standardwerk zum Thema dar. Entsprechend ist es antiquarisch nur selten und dann nur zu astronomischen Preisen zu haben, leider aber auch digital bislang nicht greifbar. Das aber wäre umso mehr zu wünschen, weil Habichs Werk „Deutsche Schaumünzen des XVI. Jahrhunderts“, das alle zu seiner Zeit greifbaren Stücke beschreibt und möglichst den Künstlern und Werkstätten zuordnet, bis heute den aktuellen Forschungsstand markiert, auch wenn manche wichtigen Einzeluntersuchungen erschienen sind und Medaillen selbst in historischen Ausstellungen der Zeit um 1500 immer wieder gezeigt und in den Katalogen erläutert werden.

Während Schaumünzen im historischen Kontext aber gerne als bloßes Illustrationsmaterial eingesetzt werden, stehen sie bei der kunsthistorischen Forschung stets im Schatten der Tafelmalerei und Plastik – ein Schicksal, das die Medaillen übrigens mit den Siegeln teilen. Aber das vorliegende Begleitbuch zu einer Ausstellung, die 2013 bis 2014 in der Staatlichen Münzsammlung München, im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums Wien und im Münzkabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden zu sehen war, ist geeignet, das Interesse an den Schaumünzen des 16. Jahrhunderts wieder anzuregen. Sieben Essays behandeln grundsätzliche und übergreifende Fragen wie das Neue der Medaillenkunst des 16. Jahrhunderts (ULRICH PFISTERER), das Interesse Kaiser Maximilians I. an Medaillen (HEINZ WINTER), der Anteil bestimmter gesellschaftlicher Gruppen an den Medaillen (ANNETTE KRANZ), die Beziehung von

Medaille und Kleinkunst (MARTIN HIRSCH), die Medaille als Medium in der Reformationszeit (RAINER GRUND), die Funktionen der Schaumünzen jenseits der Porträtkunst, beispielsweise als Spottmedaillen (HERMANN MAUÉ), und Medaillen als Zeugnisse interkulturellen Austauschs (WALTER CUPPERI).

Das Katalogkonzept umfasst acht große Abschnitte über die Medaille und Bildnis-künste, Medaillen und Münzen, Anlässe und Funktionen, den Medailleur allgemein, über Hans Schwarz speziell, die Medaillen im deutschen Sprachraum (von den Reichstagen bis zum Austausch über Grenzen, natürlich auch mit einem längeren Abschnitt über Medaillen in Sachsen, S. 257 ff.), die Ikonologie der Medaillenkünten und schließlich über Wissensordnungen, also Sammlungen und Deutungskonzepte. Ein Anhang mit Biografien der Medailleure (MANUEL TEGET-WELZ) wird als Hilfsmittel besonders willkommen sein. Beim Blick auf die Karte der Herstellungszentren von Medaillen 1500 bis 1618 (S. 184) fällt auf, dass Nordwestdeutschland mit Ausnahme Kölns und Norddeutschland (mit der fraglichen Ausnahme Hamburgs) ganz ausfallen.

Die Katalogkapitel werden von kurzen Einleitungen eröffnet und präsentieren dann über 200 Medaillen, die ausführlich beschrieben und vorzüglich abgebildet werden. Dass eine Fortführung des Corpuswerkes von Georg Habich dringend zu wünschen wäre, verdeutlicht beispielsweise die Porträtmedaille auf den kursächsischen Kämmerer Degenhard Pfeffinger, die wohl zwischen 1503 und 1511 nach einer Vorlage des Adriano Fiorentino geschaffen wurde und sich in der Staatlichen Münzsammlung in München befindet (Katalogartikel von C. DAVIS, S. 148, der allerdings nicht den wichtigen Aufsatz von K. KOETSCHAU, Die Medaille auf Degenhard Pfeffinger, in: Zeitschrift für Numismatik 20 (1897), S. 310-324, zitiert, obwohl dieser im Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes verzeichnet ist). Zu ergänzen wäre, dass der 1519 verstorbene Pfeffinger nicht nur „in großer Gunst bei Kurfürst Friedrich“ stand, sondern ihm, seit 1496 als Türknecht, seit 1509 als Landrentmeister diente und wohl überhaupt der engste Vertraute Friedrichs war. Sein Stammsitz war Salmanskirchen (das in der Medaillenumschreibung genannte SALBARN KIRCHEN) bei Mühldorf am Inn in Oberbayern. Pfeffinger sammelte übrigens selbst Münzen und Medaillen.

Wer sich bislang noch nicht mit Medaillen beschäftigt und sich noch nicht für diese Kleinkunstwerke interessiert hat, sollte dieses Buch zur Hand nehmen, das geeignet ist, Begeisterung für dieses Thema zu wecken. Ein Besuch der neuen Schauräume des Münzkabinetts im Dresdner Schloss mit zahlreichen ausgestellten Medaillen wird diese Begeisterung sicher weiter anfachen!

Leipzig

Enno Bünz

WALTER KUHFUSS, Eine Kulturgeschichte des Französischunterrichts in der frühen Neuzeit. Französischlernen am Fürstenhof, auf dem Marktplatz und in der Schule in Deutschland, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014. – 741 S., 27 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8471-0132-1, Preis: 85,00 €).

Das Interesse daran, die Fremdsprache Französisch zu lernen, stieg im Verlauf der Frühen Neuzeit im deutschsprachigen Raum aufgrund von drei Entwicklungen: Französisch konnte sich als Kommunikationssprache in der Praxis als nützlich erweisen, als grundsätzlicher Teil der Bildung gelten und den Status der Sprechenden heben. Zu diesem und anderen Ergebnissen kommt Walter Kuhfuß in seiner „Kulturgeschichte des Französischunterrichts“ in „Deutschland“ vom Ende des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Dabei konzentriert sich der Autor hauptsächlich auf Fürstenhöfe, Marktplätze und Schulen als Orte der Vermittlung, die er in sieben empirischen

Kapiteln behandelt. Darüber hinaus dienen die „Vorüberlegungen“ methodischen und quellenkritischen Ausführungen, während eine „Schlussbetrachtung“ die Hauptkenntnisse der Studie zusammenführt.

Freilich kann der Inhalt der detail- und quellenreichen Monografie im Rahmen einer kurzen Besprechung nur angedeutet werden. Im ersten Kapitel nach den „Vorüberlegungen“ betreibt der Autor eine kurze „Spurensuche im Mittelalter“. Anschließend widmet er sich in drei weiteren Kapiteln dem Französischunterricht bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618). Obwohl Latein als universelle Verkehrssprache dominant blieb, erlangte die französische Sprache ab dem Spätmittelalter insbesondere durch die persönlichen Vorlieben Einzelner verstärkte Aufmerksamkeit. So erhielten der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, sein Neffe Johann Ernst und der Kurprinz Johann Friedrich Ende des 15. Jahrhunderts bei Hofe Privatunterricht, in dem das Lesen und Verstehen französischer Texte im Vordergrund standen. An der Hofschule in Kassel oder der Ritterakademie in Tübingen konnten Adlige zu Beginn des 17. Jahrhunderts Unterrichtsveranstaltungen in französischer Sprache besuchen. Der Französischunterricht für den Kaufmannsnachwuchs trat nachweislich ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den florierenden (Fern-)Handels- und Hafenstädten auf den Lehrplan und sogar die Töchter einiger Handelsfamilien wurden in dieser Fremdsprache unterwiesen. Gleichzeitig gewann das Französische gegenüber Latein im akademischen Bereich an Boden.

Wolfgang Ratke (1571–1635) und besonders Johann Amos Comenius (1592–1670) prägten mit ihren didaktischen Ansätzen während des Dreißigjährigen Krieges den Fremdsprachenunterricht nachhaltig. Letzterer propagierte eine effektive, schnelle und angenehme Sprachvermittlung; der Unterricht sollte aufeinander aufbauend die wichtigsten Inhalte anhand von Übungen und Beispielen lehren. Mitte des 17. Jahrhunderts änderte sich, wie Kapitel 6 ausführt, der Stellenwert der französischen Sprache aber vor allem aufgrund der kulturellen Hegemonie Frankreichs. An vielen deutschen Höfen galt sie nun sowohl als Zeichen der kulturellen Nähe zum großen Vorbild, Ludwig XIV., als auch als Mittel der Distinktion gegenüber niedrigeren Ständen. Die beiden folgenden Kapitel bilden mit insgesamt über 250 Seiten den umfangreichsten Teil der Studie. Hier beschreibt Kuhfuß mittels einer Vielzahl von Beispielen, wie das Französische zwischen 1648 und 1770 im häuslichen Umfeld oder auf Bildungsreise gelehrt und gelernt wurde, bevor es sich langsam zu einem unerlässlichen Teil des Unterrichts an „Staatsschulen“ entwickelte.

Kuhfuß kennt einen Großteil der kaum zu überblickenden Detail- und Fallstudien der (Vor-)Geschichte des Französischunterrichts und fügt diese einschließlich der repräsentativen Primärquellen zu einem anschaulichen Gesamtbild zusammen. Einen dementsprechend enzyklopädischen Charakter haben das Quellen- und Literaturverzeichnis (66 Seiten) für die Erschließung der Kultur-, Sprach-, Sozial-, Didaktik- und Bildungsgeschichte des Französischunterrichts. Die verwendeten Abbildungen fungieren meist als Illustrationen und werden nur selten, wie etwa bei der „Schlussbetrachtung“, näher analysiert. Die zielgerichtete Arbeit mit Kuhfuß' Überblickswerk erleichtert ein Personen- und ein Sachregister.

Das Verdienst des langjährigen Französischlehrers und Seminarleiters, der einen Großteil seines Ruhestands der Erstellung der voluminösen Studie gewidmet hat, gründet sich zum einen auf der sinnvoll gegliederten Kulturgeschichte des Französischunterrichts für die gesamte Frühe Neuzeit, womit er ein Desiderat schließt. Zum anderen zeichnet sich die Monografie durch den gewählten flüssigen und klaren Stil aus, der einem heterogenen Publikum gerecht wird. Da die fremdsprachigen Zitate ins Deutsche übersetzt sind, erfordert die Lektüre nicht einmal Französischkenntnisse.

Obwohl Kuhfuß' beeindruckende Studie nicht viel Raum für Kritik erlaubt, sei doch ein Monitum erwähnt. Vor allem in den „Vorüberlegungen“ tritt die persönliche Hin-

gabe des Autors für seine Profession deutlich zutage: „Insgesamt kann man heute stolz sein, sich in einer fünfhundertjährigen Kette mit diesen [früheren] Lehrern zu fühlen, die die soziale Position der Fremdsprachenlehrerin und des Fremdsprachenlehrers erst erarbeiten und erkämpfen mussten.“ (S. 38) Diese mangelnde Distanz verleitet den Autor, die Entwicklung des Französischunterrichts und die Situation der Lehrenden glorifizierend darzustellen, um den „Aufbau und die Weitergabe eines kollektiven Professionalitätsgedächtnisses mit seiner identitätskonstituierenden Funktion“ (ebd.) zu erwirken. Vor diesem Hintergrund lassen sich manche subjektiv gefärbten Wertungen wie die folgende erklären: „Werfen wir abschließend noch einen Blick auf den Beruf des Fremdsprachenlehrers, wie er sich zu Beginn des 17. Jhs abzeichnet. Das geht nicht ohne Respekt und Sympathie. Denn es ist wahr, dass die Fremdsprachenlehrer jener Zeit Großes geleistet haben.“ (S. 237)

Von diesem Hinweis abgesehen, präsentiert sich die „Kulturgeschichte des Französischunterrichts“ als zuverlässiger Wegweiser durch die Entwicklung des Französischlernens in der Frühen Neuzeit und liefert sowohl für das wissenschaftliche Fachpublikum als auch für Fremdsprachenlehrer/innen viele nützliche Anregungen und Antworten.

Greifswald

Matthias Müller

Johann Christoph Gottsched. Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 9: November 1742–Februar 1744, hrsg. von DETLEF DÖRING †/MANFRED RUDERSDORF, bearb. von Detlef Döring †/Franziska Menzel/Rüdiger Otto/Michael Schlott, Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2015. – LXXI, 627 S., geb. (ISBN: 978-3-11-042589-5, Preis: 269,00 €).

Die im neunten Band der Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched vorgelegten Schreiben fallen in den Zeitraum zwischen November 1742 und Februar 1744 (vgl. NASG 79 (2008), S. 341–345, sowie die Besprechungen in den folgenden Bänden). Von den insgesamt 210 Briefen sind 184 an Gottsched sowie sieben weitere an seine Frau gerichtet, nur 16 Schreiben stammen von Gottsched selbst sowie drei weitere von seiner Frau. Das Korrespondenznetzwerk des Leipziger Professors und Aufklärers erweitert sich in diesem Zeitraum im Vergleich zu den Vorjahren kaum, es werden jedoch verschiedene Schwerpunkte weiter ausgebaut. Wichtig bleibt Preußen, vor allem Königsberg (insbesondere mit Cölestine Christian Flottwell), die Heimatregion Gottscheds. Auch Stettin spielt mit Jacques Pérard eine weiterhin wichtige Rolle.

Zudem intensivieren sich Kontakte nach Berlin, insbesondere mit Jean Henri Samuel Formey. Nach der weitgehenden Auflösung der die Philosophie Leibniz' und Wolffs propagierenden Berliner Alethophilengesellschaft nach 1740, tritt hier bereits die künftig dominierende Konfliktlinie zwischen französischer Aufklärungskultur in Berlin und deutscher Aufklärung mit einem Schwerpunkt um Gottsched hervor. In den Folgejahren nahm hierbei vor allem die neue Berliner Akademie, die vorzugsweise französische Gelehrte aufnahm und nach dem Willen Friedrichs II. in französischer Sprache arbeitete, eine besondere Rolle ein. Gottsched, selbst Mitglied der von Leibniz 1700 gegründeten Vorgängerkademie, schreibt denn hierzu an Formey am 10. Oktober 1743 (Nr. 156, hier S. 384) auch mit unverhohlener Skepsis: „Zu der neuen Gesellschaft, die sich in Berlin angefangen, wünsche ich viel Glück und guten Fortgang. Die alte Societät der Wissenschaften aber wird dabey ohne Zweifel leiden. Bestätiget aber der König die neue, und läßt die von seinem Großvater gestiftete untergehen: so wird ohne Zweifel sein Nachfolger es mit der itzt entstehenden eben so machen.“

Daneben bestehen vielfältige Kontakte nach Dresden (Johann Christian Benemann), Weißenfels und zunehmend auch in den süddeutschen Raum, nach Nürnberg, Kaufbeuren (Jakob Brucker), Erlangen und Regensburg. Sehr schwach ausgeprägt bleiben hingegen nach wie vor über den deutschen Sprachraum hinausgehende Kontakte. Insgesamt erhielt Gottsched im besagten Zeitraum Briefe von 85 Absendern aus 47 Orten. Es dürfte wohl insgesamt gesehen weniger die Qualität der einzelnen Briefbeziehung als vielmehr die Dichte und Verwobenheit des gesamten Netzwerkes sein, die für die Forschung den meisten Aufschluss bietet. Dieser in der editorischen Qualität seinen Vorgängern in nichts nachstehende neue Band der Gottsched-Edition erschließt diese durch eine Vielzahl von hilfreichen Verzeichnissen und Indizes, unter anderem der Absender, Absenderorte, Personen, Orte und zeitgenössischen Schriften sowie durch ein ausführliches bio-bibliografisches Korrespondentenverzeichnis. Eine ausführliche und informative Einleitung führt in die Quellen ein, gibt einen Überblick über das Korrespondenznetzwerk und seine Entwicklung und umreißt die geistesgeschichtlichen Kontexte in aufschlussreicher Weise – auch wenn bezüglich der Kopernikus-Rede Gottscheds von 1743 (S. IX) zeitgenössische, konfessionalistisch geprägte (Vor-)Urteile in der Bewertung durchschimmern.

Mit diesem neunten Band der historisch-kritischen Ausgabe des Gottschedschen Briefwechsels hat das an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften angesiedelte Editionsprojekt inzwischen über nahezu ein Jahrzehnt mit akkurater Pünktlichkeit und in gleichbleibend hoher Qualität eine vierstellige Zahl von Briefen des Leipziger Aufklärers der Forschung zugänglich gemacht, die unser Wissen über die Verflechtung der Diskurse in der deutschen Gelehrtenrepublik entscheidend erweitert haben. Zu verdanken ist dies maßgeblich dem bisherigen Leiter der Editionsstelle Detlef Döring, der im Frühsommer des Jahres 2015 verstarb. Es mag deshalb angemessen sein, auch an dieser Stelle die großen Verdienste Dörings um die Erforschung der Wissenschafts- und Geistesgeschichte vornehmlich im mitteldeutschen Raum mit einem Schwerpunkt auf Leipzig zu betonen. Döring hat dem Wirken und der Person Gottscheds mehrere umfangreiche Studien und zahllose Aufsätze gewidmet. Diese und die Edition des Briefwechsels sind ohne Zweifel eine der bleibenden Früchte der Arbeit dieses rastlosen Erforschers der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit.

Berlin

Johannes Bronisch

Karl Lamprecht (1856–1915). Durchbruch in der Geschichtswissenschaft, hrsg. von JONAS FLÖTHER/GERALD DIESENER, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 357 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86583-938-1, Preis: 19,00 €).

Der Historiker Karl Lamprecht ist nur 59 Jahre alt geworden. Sein Werk ist beträchtlich; die Wirkung bis heute umstritten. Unzweifelhaft bleiben seine Anregungen und Ansätze, die Ökonomie als eine fundamentale „Erregbarkeit“ für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen. Lamprecht hat als einer der letzten Historiker eine deutsche Geschichte in 12 Bänden geschrieben, hastig und im Detail nicht fehlerlos. Seine geisteswissenschaftlichen Gegner, meist aus der Schule von Wilhelm Dilthey, haben das kritisch weit ausgenutzt. Er selbst, befreundet mit zahlreichen Naturwissenschaftlern, hat kräftig zurückgeschlagen. In der eigenen Zunft kam es zum Methodenstreit.

Lamprecht hat seine Ziele organisatorisch verwirklicht. Das selbständige Institut für Kultur- und Universalgeschichte, die König-Friedrich-August-Stiftung und noch früher, 1896, die Sächsische Kommission für Geschichte, stehen beispielhaft dafür.

Zu Recht haben die in Leipzig ansässigen Herausgeber Jonas Flöther und Gerald Diesener aus Anlass seines 100. Todestages einen Sammelband veröffentlicht, der den Stand der Lamprecht-Forschung repräsentiert. Bekannte Historiker, die Lamprecht in früheren Darstellungen gewürdigt haben, kommen zu Wort, darunter BERNHARD VOM BROCKE („Karl Lamprecht (1856–1915). Leben und Werk im Kontext der Wissenschaftsentwicklung“, S. 29-43), MATTHIAS MIDDELL („Karl Lamprecht und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig“, S. 63-83), GERALD DIESENER („Eine Vorlesung über Universalgeschichte – 100 Jahre nach Lamprecht“, S. 325-334) oder ROGER CHICKERING („Der Lamprecht-Streit (Fortsetzung). Einige Betrachtungen“, S. 335-347). Vorausgegangen war eine wissenschaftliche Konferenz in Schulpforta bei Naumburg 2014, der Landesschule, die Karl Lamprecht so geprägt hat und wo er seine letzte Ruhestätte fand.

Die Beiträge sind überwiegend biografischer Natur und gehen über das Bild des Historikers hinaus. Der überragende Hochschullehrer, der vielseitige Intellektuelle und der geschickt operierende Wissenschaftsorganisator werden gewürdigt. Es entsteht das Bild eines *homo politicus* der zuweilen mit den Ministerialen in Dresden, unter Umgehung seines Vorgesetzten, des Rektors der Universität, eigene Ziele verfocht. Auch für die Leipziger Universitätsreform plante er zukunftsweisend Bauten, möglichst außerhalb des Stadtzentrums, um später erweitern zu können.

Von den fünf Sachkapiteln, „Wege zur Wissenschaft“, „Geschichtstheorie“, „Methodenstreit“, „Universitätsreform“ und „Lamprecht heute“ dürfte das letzte Kapitel besondere Aufmerksamkeit erregen, weil hier minutiös genau das weittragende universelle Denken von Lamprecht in unsere Gegenwart hinein beschrieben wird.

Mit diesem verdienstvollen Band wird Lamprecht gleichsam fortgeschrieben. Die große Lamprecht-Biografie, in der auch die negativen Auswirkungen auf seinen Schülerkreis im Methodenstreit und danach wirkten, sollte als Aufgabe dennoch nicht aus dem Blick geraten.

Leipzig

Gerald Wiemers

CHRISTINA NIEM, Eugen Diederichs und die Volkskunde. Ein Verleger und seine Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung (Mainzer Beiträge zur Kultur-anthropologie/Volkskunde, Bd. 10), Waxmann, Münster/New York 2015. – 432 S., geb. (ISBN: 978-3-8309-3240-6, Preis: 39,90 €).

Als Kurt Tucholsky (1926 in der Weltbühne) dekretierte: „Deine Rede sei Ja – Ja oder Nein – Nein; was darüber ist, gehört in den Verlag Eugen Diederichs“, sollte dies wohl kein Lob auf ein breit gefächertes Verlagsprogramm sein. Eher galt dem genialen Spötter der Jenaer Verlag als eine Art Gemischtwarenladen – mit einer großen Abteilung für weltanschaulich Oszillierendes.

Im Umfeld des 100. Verlagjubiläums 1996 fehlte es nicht an Ansätzen, die frühe Verlagstätigkeit im Lichte zeitgenössischer Ideologien und Strömungen zu sichten. Eine „Strömung“ mit durchaus ideologischem Einschlag blieb dabei unterbelichtet: die Volkskunde. Dass diesem Desiderat abgeholfen wird, signalisiert schon der schnörkellose Titel der hier zu besprechenden Arbeit: „Eugen Diederichs und die Volkskunde“. Der Untertitel („Ein Verleger und seine Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung“) hebt auf die Genese des Faches ab, das sich im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts formierte und bald akademische Weihen in Form von Lehrstühlen erhalten sollte.

Als Verlagsgründer Diederichs 1930 starb, hatte er diese Entwicklung also miterlebt. Der Frage, inwieweit er sie auch beeinflusste, geht Christina Niem in ihrer

Arbeit nach, die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz als Habilitationsschrift im Fach Kulturanthropologie/Volkskunde angenommen wurde. Die Studie liegt im Trend, denn Fachgeschichte wie auch Strategien der Popularisierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen sind seit einiger Zeit in den Fokus – jedenfalls der jeweiligen Fachwelt – gerückt.

Den zeitlichen Rahmen der Studie bilden die knapp dreieinhalb Jahrzehnte von der Verlagsgründung 1896 bis zum Tod des Gründers. In dieser Zeit hat Eugen Diederichs rund 1 700 Titel auf den Markt gebracht – reichlich Stoff also für eine kulturgeschichtliche Spurensuche. Christina Niem hat systematisch Verlagskataloge und Buchreihen darauf hin abgeklopft, inwieweit Titel, Thesen und Autoren der Volkskunde zuzuordnen wären. An der Mühsal, der sie sich damit unterzogen hat, partizipiert streckenweise auch der Leser. Die Zuordnung war nicht immer einfach. Der Katalog von 1908 etwa rubriziert das Verlagsprogramm in sieben Kategorien – der Volkskunde zuzuschlagende Titel sind vor allem unter „Mythos“ aufgeführt. Es musste also anhand ex post entwickelter Kriterien qualifiziert werden. Begreiflicherweise legt es die Autorin nicht darauf an, Fall für Fall zu entscheiden, was ins Volkskunde-Regal gehört und was nicht. Es geht vielmehr ums Erfassen einer Strömung. Dazu wertet sie auch programmatische Auskünfte des Verlegers sowie seine Autoren-Korrespondenzen aus.

Klar dem Fach zuzuordnen sind Reihen und Titel der Folkloristik, also der Erzählforschung. Hier zeigt sich auch exemplarisch der Anspruch Diederichs', über die engen Kulturgrenzen hinaus zu blicken. Neben Reihen wie „Die deutschen Volksbücher“ oder „Deutscher Sagenschatz“ gilt das verlegerische Interesse dem Nordischen („Thule – Altnordische Dichtung und Prosa“). Mit „Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas“ oder dem Dauerbrenner „Die Märchen der Weltliteratur“ liegt er dem Genre nach zwar geradezu im Zentrum der volkskundlichen Interessenssphäre, geht aber über deren regionale Bezogenheit hinaus.

Prägend für ein Verlags-Profil sind neben Verleger und Autoren die Reihen-Herausgeber, die Themen lancieren und die passenden Autoren requirieren. Einer der produktivsten war der Sagenforscher Paul Zaubert (1879–1959), der u. a. die Reihe „Deutsche Volkheit“ verantwortete, die es auf immerhin 77 Bändchen brachte – von A wie „Altgermanisches Frauenleben“ bis Z wie „Zauber und Segen“. Friedrich Sieber (1893–1973), der 1952 Leiter des Dresdner „Instituts für Volkskunde“ werden sollte – einem Vorläufer-Zweig des ISGV –, ist mit sächsischen Sagen („Von Wittenberg bis Leitmeritz“) und solchen der Wenden vertreten.

Mit Will-Erich Peuckert (1895–1969) und Hans Naumann (1886–1951) hatte Diederichs zwei volkskundliche Schwergewichte im Portfolio. Peuckert lieferte zu Jakob Böhme, Andreas Hofer, Paracelsus sowie zur Geschichte der Rosenkreuzer und war Herausgeber der Schlesischen Sagen. In der Nazi-Zeit hatte er Berufsverbot und besetzte 1946 in Göttingen den für lange Zeit einzigen Volkskunde-Lehrstuhl in der BRD. Der aus der Lausitz stammende Hans Naumann skizzierte 1921 im Sammelband „Primitive Gemeinschaftskultur“ erstmals seine These vom „gesunkenen Kulturgut“, das im Fach für Furore sorgen sollte. Naumann hatte 1920/1921 einen Lehrauftrag für Volkskunde an der Jenaer Universität, den Eugen Diederichs finanzierte. (Die Stiftungssumme fiel dann der Inflation zum Opfer; Naumann wechselte nach Frankfurt am Main. Diederichs versuchte erfolglos, Adolf Spamer – auch er war ein Diederichs-Autor – als Nachfolger zu lancieren.)

Christina Niem greift diesen Akt eines frühen Wissenschaftssponsorings wiederholt auf, schließlich ist hier unübersehbar ein konkreter Einfluss Diederichs' auf die Fachentwicklung zu konstatieren. Doch ist dies ein durchgehendes Strukturmerkmal der Studie: Dieselben Autoren, Fakten und Debatten werden ein ums andere Mal in wechselndem Kontext aufgerufen, die Erkenntnisse gleichsam häppchenweise serviert. Der Rezensent hätte sich eine konsekutive Darlegung gewünscht.

Ein Lesevergnügen, das Einblick in die damalige Bohème thüringischer Ausprägung gibt, sind die Passagen, in denen sich Christina Niem dem Verleger Eugen Diederichs als Person widmet. Der 1867 bei Osterfeld in Thüringen Geborene, der Gutsverwalter und Buchhändler war, ehe er 1896 von Florenz aus – dem dortigen Wappen ist das Verlags-Emblem entnommen: der sitzende Löwe – die Gründung seines Verlages annoncierte, war ein begnadeter Netzwerker: in der Vaterländischen Gesellschaft für Thüringen engagierte er sich ebenso wie im Deutschen Bund Heimatschutz; er zählte zu den Mitbegründern des Deutschen Werkbundes wie der Volkshochschule Thüringen.

Diederichs führte ein geselliges Haus, in dem Künstler, Studenten und Reform-enthusiasten verschiedenster Couleur sich trafen. Man unternahm Vagantenfahrten, hüllte sich in altertümliche Gewänder, umtanzte jugendbewegt das Sonnenwendfeuer – kurzum: Diederichs inszenierte sich als Gesamtkunstwerk. (Auf dem Titelfoto ähnelt er im weißen Leinenanzug stark Peter Ustinov als Meisterdetektiv Hercule Poirot, ergänzt freilich durch einen Henriquatre-Bart.) Da ihm Leipzig, der erste Verlagsort, zu hektisch geworden war, siedelte er 1904 nach Jena um, wo der Verlag bis 1948 seinen Sitz hatte. (Er wurde dann in der BRD neu gegründet und bis 1988 als Familienunternehmen geführt; heute gehört er zur Verlagsgruppe Random House.)

Diederichs verstand sich als „Kulturverleger“ und bot – neben seinem „Klassiker-Standbein“ mit Werken vor allem des 19. Jahrhunderts – vielen Ideen und Ideologien ein Forum. Neuomantiker, Naturphilosophen und Lebensreformbewegte, Anhänger der Freikörperkultur, der Freimaurerei oder der Weisheiten des Ostens: sie alle und viele mehr waren ihm willkommen. In Zeiten politischer, kultureller und gesellschaftlicher Umbrüche offerierte sein Verlag ein Kaleidoskop an Orientierungspunkten. Dazu taugte ihm auch die Volkskunde, deren frühe Vertreter (darunter nicht wenige Lehrer und Pfarrer) sich ebenfalls im Dienst der Volkserziehung sahen. Auch ihnen bot er Publikationsmöglichkeiten; wie es einem Verleger eben gegeben ist.

Dass die Übergänge zwischen konservativem, völkischem und nationalistischem Schrifttum gelegentlich fließend sind, lässt sich auch am Verlag Eugen Diederichs zeigen. Manches, was damals auf- respektive angelegt wurde, mündete später in eine „Blut-und-Boden-Ideologie“. Auch davon weiß die Fachgeschichte der Volkskunde ein Lied zu singen. Diese Weiterungen hat Christina Niem nicht in den Blick genommen; ihr Zeitfenster schließt mit dem Jahr 1930. Mit ihrer Verlags-Autopsie hat sie ein beträchtliches Wurzelgeflecht identifiziert, aus dem allerlei Volkskundliches spross. Eugen Diederichs gefiel sich in der Rolle des Gärtners und vergaß auch das Gießen nicht.

Dresden

Dieter Herz

Lokal- und Regionalgeschichte

Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, hrsg. von ENNO BÜNZ, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 1055 S. mit zahlr. Abb., Ln. (ISBN: 978-3-86583-801-8, Preis: 49,00 €).

„1000 Jahre Leipzig“!, so der traditions- und selbstbewusste Ausruf, der sowohl dem Geleitwort des Oberbürgermeisters als auch der Einführung des Herausgebers dieses Bandes vorangestellt ist. Damit ist das Datum der Ersterwähnung der „urbs Lipzi“ als Burgward in der Chronik des Thietmar von Merseburg zum Jahr 1015 als Ausgangspunkt hervorgehoben und der Bezug zur Ottonenzeit hergestellt. In fünf großen Kapiteln wird die Geschichte der Stadt in ihren vielfältigen Etappen und Aspekten

der Entwicklung bis zur späten Einführung der Reformation im Jahr 1539 dargeboten sowie mit einem wichtigen Anmerkungsteil (von ca. 150 Seiten) ausgestattet und einem wertvollen Quellen- und Literaturverzeichnis (von ca. 170 Seiten) versehen. Schon der Umfang und die ansprechende Gestaltung des Bandes mit informativen Karten, Skizzen und Abbildungen verweisen auf den Zugewinn an wissenschaftlichen Kenntnissen und Erkenntnissen, aber auch auf das gewachsene Publikumsinteresse an stadthistorischen Fragen. Das ist angesichts der jüngsten Entwicklung Leipzigs nicht weiter erstaunlich.

Die letzte Darstellung zu diesem Gegenstand, nämlich der erste Band der Stadtgeschichte von GUSTAV WUSTMANN aus dem Jahr 1905, hat nun ihre Aufgabe mehr als erfüllt und wird durch das neue vierbändige Werk abgelöst und durch eine Darstellung ersetzt, die die zahlreichen zwischenzeitlich erzielten Ergebnisse einarbeiten und nicht zuletzt die der jüngsten Forschungen zur Leipziger Stadt- und Landesgeschichte gewinnbringend einbeziehen konnte. Damit hat Leipzig den angemessenen Platz in der Reihe der großen modernen Stadtgeschichten wieder erlangt, was sich in das allgemeine Bild bestens einfügt.

Aus der Sicht Leipzigs und des Siedlungsraumes ist die weitgehend schriftlose Zeit vor 1015 die „Vor- und Frühgeschichte“, wie sie kenntnisreich im ersten Hauptkapitel vorgestellt wird, und zwar gegliedert in „I. Naturräumliche Grundlagen. Landschaft und Klima“ (GÜNTHER SCHÖNFELDER, MICHAEL BÖRNGEN), „II. Vorgeschichtliche Besiedlung“ (THOMAS WESTPHALEN), „III. Die Slawen im Leipziger Raum. Archäologie und Ortsnamen“ (THOMAS WESTPHALEN, CHRISTIAN ZSCHIESCHANG) und „IV. Der Name Leipzig in seiner Herkunft und Entwicklung“ (HANS WALTHER). Dieser – der Name – hat wohl nicht seinen Ursprung im Altsorbischen = Lindenort, sondern ist eher von *Lib-c, „einem Ort auf gewässerreichem, schlammigem, lehmigem Boden“ abzuleiten, wobei Altgermanisches und Altsorbisches „sprachlich assimiliert sein“ können, wie der Verfasser (S. 75 f.) darlegt. Also bereits in der Vor- und Frühgeschichte geht es mit dem „Umdenken“ los, jedenfalls, was Orts- und Flurnamen betrifft (S. 63-72).

Das folgende Kapitel über „Entstehung und Werden der Stadt Leipzig (10.–13. Jahrhundert)“ (S. 79-176), das sozusagen die ‚spannende‘, wenn auch nicht konfliktlose urbane Jugendzeit ausmacht, muss erst einmal die allgemeinen Zusammenhänge erfassen und darlegen, in die sich Heranwachsen und Profildgewinnung der Stadt einordnen. Hierfür gibt es noch nicht die spätere Fülle ‚biografischer‘ Daten, sondern eher einzelne Blinkfeuer, die gelegentlich aufleuchten, aber bei sorgfältiger Beobachtung doch so etwas wie eine Reihe und Linie ergeben, wie es der Herausgeber und Hauptautor mit seinen ausgewiesenen Kollegen und Mitarbeitern überzeugend herausarbeitet. Die politische und kirchengeschichtliche Einordnung wird durch WOLFGANG HUSCHNER kenntnisreich und mit klaren Akzentuierungen vorgenommen, denen die sichere Skizzierung von Verfassung und Funktion der Burgwarde sowie der frühen Verkehrswege durch MATTHIAS HARDT folgt, die für die weitere Entwicklung Leipzigs von wesentlicher Bedeutung sein sollten. Das zentrale Dokument für die Stadtwerdung Leipzigs im 12./13. Jahrhundert, nämlich der lange Zeit umstrittene, mittlerweile als gefälscht erkannte, aber doch als aussagekräftig eingestufte Stadtbrief von 1156/1170, wird in abgewogener Bewertung von ENNO BÜNZ interpretiert und mit dem ältesten erhaltenen Stadtsiegel von 1287 in den Prozess der kommunalen Entwicklung hin zur Bürgerstadt umsichtig eingeordnet. Wie in den großen rheinischen Städten war auch hier die stadtesessene Ministerialität an der „coniuratio“, der „Schwurgemeinschaft“ von 1215 maßgeblich beteiligt (so die Pegauer Annalen) und trug 1216 zur Erlangung des Privilegs von Freiheiten und Rechten der Stadt bei. Das Ergebnis spiegelt anschaulich der als „Schlaglicht“ beigefügte und erläuterte Stadtplan mit der engeren Umgebung

des alten Stadtkerns in dieser Entwicklungsphase wider. Für das Verständnis der Zuständigkeiten wesentliche Ergänzungen stellen in diesem Zusammenhang die Beiträge über „Die markgräfliche Münzprägung in Leipzig“ von JAN-ERIK BECKER und über die „Siedlungsgeschichte des Leipziger Landes“ von MARKUS COTTIN dar.

Das folgende große Kapitel über „Leipzig im Spätmittelalter. 14. und 15. Jahrhundert“ (S. 179-640), die Zeit also, die das Bild und die Besonderheit der Stadt prägte, lässt sich nur auf dem Weg der Körner-Pickerei, vornehmlich der größeren und schmackhafteren, halbwegs in der Fülle der Aussagen erfassen. Während Dresden mit der Residenzbildung beginnt, sich zu der Schönheit des Landes – letztlich in barocker Gestalt – zu entwickeln, wird Leipzig zum Wirtschaftszentrum und zum Wirtschaftsmotor sowie mit der aufblühenden Universität und dem expandierenden Buchhandel auf den großen Jahrmärkten zu einem geistigen Mittelpunkt im mitteleuropäischen Maßstab, also merklich über das albertinische Sachsen hinaus ausstrahlend. Als wichtigster Autor tritt hier, wie nicht anders zu erwarten, Enno Bünz hervor. Schließlich war er es, wenn auch keineswegs allein, der die Landes- und Stadtgeschichte mit zahlreichen Schriften und Anregungen auf ein neues Niveau gebracht hat. Begleitet und eingeraht wird er bei diesem Themenspektrum vor allem von MARCUS A. DENZEL („Die Leipziger Märkte vom 12. Jahrhundert bis zu den Privilegierungen von 1497, 1507 und 1514“, S. 322-340) und THOMAS TH. DÖRING („Buchdruck und Buchhandel“, S. 341-351) sowie CHRISTOPH MACKERT („Bücher, Buchbesitz und Bibliotheken“, S. 593-610). ENNO BÜNZ selbst hat u. a. die Abschnitte „Bevölkerungszahl, Sozialtopografie, Vermögensverteilung“, „Zuwanderung“, „Handwerk und Gewerbe“, „Kaufleute und Krämer“ (S. 274-322) sowie „Schulwesen“ (S. 534-549), „Alma mater Lipsiensis – die Universität“ (zusammen mit ALEXANDER SEMBDNER, S. 550-567) verfasst. Der Eindruck von der Dynamik dieser Entwicklung, bald gefördert und getragen von dem Silberbergbau des Erzgebirges, der Etablierung der großen süddeutschen Handelshäuser in der Stadt und dem Aufstieg Leipzigs als Universitätsstadt seit dem Niedergang von Prag (1409) weist auf großräumige Zusammenhänge hin. Von daher erklärt sich auch die wachsende Bedeutung der Jahrmärkte zum Niveau „Großer Jahrmärkte“ an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, wie sie Markus A. Denzel (S. 340) allerdings noch einschränkend im Vergleich zu den Messestädten dieser Zeit bezeichnet, während der volle Durchbruch in dieser Hinsicht erst im Laufe des 16. Jahrhunderts gelang.

Verfassung, Verwaltung, Finanzen, Bauen und Wohnen sowie Normierung des bürgerlichen Lebens werden kenntnisreich von HENNING STEINFÜHRER vorgestellt. Die reiche Entfaltung des Kirchenwesens und der frommen Stiftungen, wie sie in der spätmittelalterlichen Stadt auffällig hervortreten, fällt wieder in die Zuständigkeit von ENNO BÜNZ. Sein Beitrag erfährt eine wertvolle Erweiterung durch Essays zu Kunst und Kultur, nämlich zur Musik von MICHAEL MAUL, zu Architektur und Bildhauerei von MATTHIAS DONATH sowie zur Malerei von IRIS RITSCHEL, wobei die Beiträge zur Literatur von SABINE GIESE und zur Leipziger Stadtsprache von HANS ULRICH SCHMID ebenfalls hier ihren Platz haben.

Zwei ungleich kürzer – einerseits chronologisch, andererseits thematisch – einzuordnende Kapitel schließen sich an und bilden den Abschluss. Das erste behandelt „Leipzig in der Reformationszeit (bis 1539)“ (S. 643-670) mit Beiträgen von ENNO BÜNZ, ARMIN KOHNLE, CHRISTOPH VOLKMAR, SABINE ZINSMEYER und HENNING STEINFÜHRER. Der in Leipzig oft präsente Landesherr Herzog Georg war bis zu seinem Tod (1539) ein entschiedener Gegner der Reformation und hat entsprechende Bestrebungen energisch bekämpft, sodass eine ungewöhnlich schleppende oder verzögerte Entwicklung hier zu beobachten oder zu erahnen ist, musste man doch in Deckung bleiben, um nicht Strafen, Berufsverbot oder Ausweisung aus der Stadt zu erleiden. So entsteht das Bild einer im Bürgertum zurückgestauten und verborgenen Hinwendung zur Reformation bei gleichzeitig entschlossener landesherrlicher Alt-

gläubigkeit in einem stark vom Luthertum geprägtem Umfeld. Der Umschwung von 1539 war dann umso tiefgreifender.

Das zweite Schlusskapitel über die „Stadt-Land-Beziehungen“ (S. 686-787) stammt aus der Feder von MARCUS COTTIN und behandelt diesen für viele spätmittelalterlichen Städte immer wichtiger werdenden Gegenstand. Die Stichworte, mit denen die einzelnen Abschnitte dieses Kapitels überschrieben sind, vermitteln bereits einen Eindruck von der vielfältigen Verzahnung der Stadt mit ihrem Umland. Es beginnt mit den „Menschen“, dem Zuzug und der Bevölkerungsergänzung, den Markt- und Festbesuchern, den Hilfskräften und den in die Stadt flüchtenden Mitkämpfern bei militärischer Bedrohung, um nur einige Aspekte zu nennen. Einer der folgenden Oberbegriffe, unter denen sich vielerlei verbirgt, ist etwa der der „Flüsse“ mit der Assoziation von Schifffahrt und Mühlen, der Wasserversorgung und Entsorgung, von Fischerei und Teichwirtschaft. Wirtschaftlich von wachsender Bedeutung war der in dieser Zeit zunehmende Grundbesitz von Leipziger Bürgern auf dem Lande, von „Feldern und Vorwerken, von Dörfern und Rittergütern“. Auf mancherlei Schwierigkeiten weist das Begriffspaar „Koexistenz und Konflikt“ hin, von denen die Konkurrenz des Landhandwerks in ihrem wachsenden Gewicht gleich mitgenannt wird. Aber damit ist das Spektrum der Fragen bei weitem noch nicht erschöpft. Es folgen zwei weitere Teile, nämlich „Die Dörfer im Leipziger Umland. Grundzüge ihrer Entwicklung“ sowie das „Historische Ortsnamenverzeichnis für Leipzig (bis 1539)“, das die historischen Daten knapp und klar gegliedert vermittelt und eine an diesem Ort unerwartete, reiche Informationsquelle darbietet.

Diesen gewichtigen Band wird man kaum hintereinander weg lesen, sondern ihn benutzen, studieren, immer wieder zur Hand nehmen, um Neues zu entdecken und Halbbekanntes erneut zu vergegenwärtigen. Natürlich werden die wertvollen Karten und Abbildungen besondere Aufmerksamkeit finden, kommt den bibliografischen Hinweisen und den Anmerkungen mit ihren ergänzenden und weiterführenden Angaben eine eigene Bedeutung zu. Je nach der Perspektive, aus der man schaut, wird man den Leipzigern danken oder ihnen gratulieren für die oder zu der neuen Geschichte ihrer Stadt.

Berlin

Knut Schulz

Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1: Bis zum Ende des Herzogtums 1806, hrsg. von STEFAN GORISSEN/HORST SASSIN/KURT WESOLY (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, Bd. 31), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014. – 768 S., 136 s/w u. 206 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-89534-971-3, Preis: 29,00 €).

Jenseits der großen, zumeist mehrbändigen landesgeschichtlichen Handbücher, die für einige wenige Bundesländer vollständig vorliegen (siehe dazu exemplarisch meinen Beitrag „Eine große Bilanz der südwestdeutschen Landesgeschichte – zur Vollendung des ‚Handbuchs der baden-württembergischen Geschichte‘“, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 69 (2010), S. 403-418) besteht allenthalben das Bedürfnis, kleinere historische Raumeinheiten in kompakteren Überblicksdarstellungen zu behandeln. Für Sachsen bietet die seit 2013 in fünf Bänden vollständig vorliegende Buchreihe „Kulturlandschaften Sachsens“ einen guten Einstieg in die regionale Geschichte. Man würde sich für manche Landschaften wie das Vogtland oder die Oberlausitz aber auch noch ausführlichere Gesamtdarstellungen wünschen.

Ein Modell dafür bietet die jüngst erschienene „Geschichte des Bergischen Landes“, die in zwei Bänden die Zeit bis 1806 sowie das 19. und 20. Jahrhundert behandelt. Nur der erste Band zur Vormoderne soll hier kurz vorgestellt werden. Räumlich geht es um ein Gebiet, das sich zwischen Ruhr, Sieg und Niederrhein erstreckt und als dessen Metropole Düsseldorf anzusehen ist. Konzeptionell beruht die Darstellung auf mehreren chronologisch angelegten Kapiteln, die die territoriale und herrschaftliche Entwicklung darstellen, und die mit einigen strukturgeschichtlich ausgerichteten Kapiteln verschränkt sind. So wird das Bergische Land im Mittelalter (WILHELM JANSSEN), im 16. Jahrhundert (STEFAN EHRENPREIS) und in der Zeit von 1609 bis 1806 (KLAUS MÜLLER) recht umfangreich behandelt. Diese Kapitel wechseln sich wiederum ab mit solchen zu strukturgeschichtlichen Fragen: Klosterlandschaft (JOACHIM OEPEN), Agrargeschichte (THOMAS LUX), Gewerbe (STEFAN GORISSEN), Adel, Honoratioren und Landstände (RAINER WALZ), schulische Bildung (KLAUS WESOLY) und Pietismus (CLAUS BERNET). Ein abschließendes Kapitel behandelt die bergischen Sprachräume (GEORG CORNELISSEN). Kürzere Kapitel, die als dritte Ebene in das Darstellungskonzept eingebaut sind, gelten wichtigen Persönlichkeiten wie Erzbischof Engelbert von Berg, Konrad Heresbach, Johann Wilhelm II. und Johann Heinrich Jung-Stilling sowie Erinnerungsorten wie Altenberg.

Die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen werden von den Autoren epochenübergreifend dargestellt. Dies wäre auch für die Kirchengeschichte sinnvoll gewesen, wenn man sich stärker auf das Niederkirchenwesen und das Frömmigkeitsleben breiter Schichten eingelassen hätte, statt sich allein auf Klöster und Stifte einerseits, den Pietismus andererseits zu beschränken. Thematische Lücken lassen sich natürlich immer monieren, doch fällt auf, dass es keinen gesonderten Beitrag zur Stadtgeschichte gibt. Auch Fragen der Randgruppen, Armut und Caritas werden nicht angesprochen, was zwanglos im Kontext von Kapiteln zur Stadt- oder zur Kirchengeschichte möglich gewesen wäre. Auch die Kunstgeschichte hätte berücksichtigt werden können. Der Band ist durchgehend und zumeist farbig bebildert. Die Karten sind ansprechend gestaltet und gut lesbar. Die Nachweise sind als Endnoten den einzelnen Kapiteln zugeordnet.

Entscheidend sind allerdings nicht die genannten thematischen Lücken, sondern die insgesamt doch recht geschlossene und konzeptionell überzeugende Gliederung sowie der überschaubare Gesamtumfang, der den Leseinteressen eines breiteren Publikums gerecht wird, zugleich aber auch das Informationsbedürfnis der Fachhistoriker bedient. Wo auch immer regionalgeschichtliche Überblicksdarstellungen geplant sind, bietet die vorliegende Geschichte des Bergischen Landes erwägenswerte konzeptionelle Anregungen.

Leipzig

Enno Bünz

Passion Zeitz. Arthur Jubelt. Vision und Wirklichkeit, hrsg. von HANS-JOACHIM RICHTER, Eigenverlag, Leipzig/Zeit 2015. – 366 S., 495 Abb., kart. (Preis: 129,00 €).

Zeit in Sachsen-Anhalt, eine Kleinstadt an der Weißen Elster, nahe Sachsen und Thüringen gelegen, hat erstaunlich viele bekannte Persönlichkeiten hervorgebracht, darunter Wissenschaftler, Journalisten und Sportler. In einem engeren Bezug zur Frühen Neuzeit stehen Georg Agricola (1464–1555) und Julius von Pflug (1499–1564), der letzte katholische Bischof der Diözese Naumburg, der in Zeit starb.

Es ist das Verdienst von Hans-Joachim Richter, dem Sohn des früheren Zeitzer Stadtbaurates Max Richter, in jahrzehntelanger Kleinarbeit das Leben des Verlegers,

Journalisten und ersten Bürgermeisters von Zeitz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, Arthur Jubelt, in seiner ganzen Vielseitigkeit und Tragik erfasst und dargestellt zu haben. Davon zeugt bereits sein erstes Buch mit seinen Beiträgen, „Unsere Heimat im Bild“ (Zeitz 1999), den Beilagen in Jubelts Zeitung, den „Zeitzer Neuste Nachrichten“ (ZNN).

Im vorliegenden Band wird Jubelts Schicksal in seinem historisch interessanten Umfeld erstmalig umfassend nahe gebracht. Was hat er für seine Heimatstadt Zeitz geleistet und was konnte er durch die politischen Umbrüche nicht erreichen? Richter geht diesen Fragen akribisch nach, wobei das scheinbar unabdingbar Schicksalhafte deutlich wird. Zugleich entwirft er ein kulturpolitisches Bild von Zeitz. Jubelt weicht den ideologischen Zwängen im 20. Jahrhundert aus. Diese Haltung verhindert aber nicht, dass sein Verlag, besonders seine Zeitung, von den Nationalsozialisten mitbestimmt wird. Der neue Aufbruch unter der amerikanischen Besatzung und damit der Glaube an ein demokratisches Deutschland, verflogen schnell. Kurze Zeit stand Jubelt an der Spitze seiner Stadt. Der kommunistische Machtanspruch zerstörte nicht nur seine Pläne, sondern letztlich ihn selbst. Er erlag 1947 den Haftbedingungen im sowjetischen Speziallager Buchenwald.

All das schildert der Autor eindrucksvoll, nachvollziehbar, abwägend und bis an die Grenzen, die dem Historiker gesetzt sind. Richter leistet mit seinem Beitrag einen nicht zu unterschätzenden Dienst an seiner Heimatstadt, indem er mit einer Vielzahl seltener Fotos, die sich wahrscheinlich nur noch in seinem Besitz befinden, vor allem aber auch durch beeindruckende Hintergrundinformationen zu Personen und Geschehnissen, eine neue Sicht auf das frühere wie gegenwärtige Zeitz ermöglicht. Für jeden Bücherfreund dürfte dieser Band, der Zeitz zur „Passion“ werden lässt, ein Ereignis sein.

Leipzig

Gerald Wiemers

DIETER KÜRSCHNER, Leipzig als Garnisonsstadt 1866–1945/49, hrsg. von ULRICH VON HEHL/SEBASTIAN SCHAAR (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 10), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 726 S. mit zahlr. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-907-7, Preis: 98,00 €).

Über weite Strecken stellen aktuelle multiperspektivische Forschungen zur Funktion von Städten als Stationierungsorte des Militärs noch Desiderate dar. Darauf verwiesen zuletzt ROBERT BOHN und MICHAEL EPKENHANS in ihrer Einleitung im 2015 erschienenen Sammelband zur neueren Garnisonsstadtforschung (R. BOHN/M. EPKENHANS (Hg.), Garnisonsstädte im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2015, S. 7). Dies mutet nur dem ersten Anschein nach befremdlich an, da sich die moderne Militärgeschichte ab den 1990er-Jahren besonders auf das Wechselspiel zwischen Militär- und Zivilgesellschaft konzentriert hat, das in Garnisonsstädten eigentlich per se gegeben zu sein scheint. Doch behandeln diese Forschungen bisher schwerpunktmäßig die Frühe Neuzeit (vgl. u. a. R. PRÖVE, *Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert*, München 1995). Zwar zeigte der 1998 von BERNHARD STICKEN herausgegebene Sammelband (*Stadt und Militär 1815–1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte*, Paderborn u. a. 1998) bereits Perspektiven für die Forschung zum 19. und 20. Jahrhundert auf, aber auf diesem Feld dominieren weiterhin ältere Standortgeschichten, die oft im direktesten Umfeld des Militärs entstanden oder einfache Chronologien darstellen. Dies gilt so auch für Leipzig. Hier sind die einschlägigen umfangreicheren Veröffentlichungen ebenfalls allesamt älteren

Datums. Verwiesen sei dabei beispielsweise auf die Darstellungen aus den Jahren 1869 (M. GRAF, *Die Garnison Leipzig vom Jahr 1830 bis 1869*, Leipzig 1869) oder 1924 (F. GOETZ, *Leipzig als Garnison. Eine heeresgeschichtliche Chronik*, Leipzig 1924), die heute keinen wissenschaftlichen Standards entsprechen.

Vor diesem Hintergrund ist es zu begrüßen, dass sich die Stadtgeschichtsforschung der sächsischen Messestadt in den letzten Jahren verstärkt Themenfeldern wie Stadt und Militär oder Stadt und Krieg widmet. So erschien 2014 in Folge des Tages der Stadtgeschichte als achter Band in der Reihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig“ ein Sammelband zur Geschichte Leipzigs in kriegerischen Konflikten (Stadt und Krieg. Leipzig in militärischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, hrsg. von U. VON HEHL, Leipzig 2014). Nun folgt die dort im Beitrag SEBASTIAN SCHAARS (*Die Garnison Leipzig zwischen 1866 und 1914*, in: ebd., S. 199) angekündigte umfangreiche Veröffentlichung zur Geschichte Leipzigs als Garnisonsstadt in gleicher Reihe. Hierbei handelt es sich um das Manuskript aus dem Nachlass des 2013 verstorbenen ehemaligen Staboffiziers der Nationalen Volksarmee und späteren Leipziger Militärforschers Dieter Kürschner. Das nun von Ulrich von Hehl und Sebastian Schaar herausgegebene Buch stellt dabei quasi das posthume „Opus Magnum“ Kürschners dar, der sich bis dato durch eine ganze Reihe mittlerer und kleinerer Veröffentlichungen zur jüngeren Leipziger und Militärgeschichte hervorgetan hatte.

In akribischer Kleinstarbeit hatte Kürschner über zwanzig Jahre hinweg Einzelheiten zur stationären Anwesenheit des Militärs in der sächsischen Messestadt aus Archiven, Bibliotheken und Zeitungen zusammengetragen. Die nun im Druck erschienenen etwa 700 Seiten umfassen zunächst die Darstellung der Zeit vom Krieg 1866 bis zur Phase unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (S. 23-531). Hierbei ist anzumerken, dass der Autor eine Darstellung bis zur Auflösung der Nationalen Volksarmee nebst einem Ausblick in die Zeit nach der deutschen Wiedervereinigung in den Blick genommen hatte, diesen Teil krankheitsbedingt jedoch nicht mehr im gleichen Umfang verschriftlichen konnte (S. 9). Formal handelt es sich bei dem hier vorliegenden Band um die Wiedergabe des Manuskripts Kürschners in der hinterlassenen Form, welches lediglich mit einem Vorwort der Herausgeber eingeleitet und von diesen beispielsweise auch nicht durch die Aufnahme neuerer Literatur ergänzt wurde (S. 9-13). Als zweiter Abschnitt folgt dem darstellenden Teil eine von Kürschner verfasste Chronologie der militärischen Ereignisse und der Geschichte der Leipziger Kasernen von 1866 bis 2011 (S. 533-635) sowie ein umfangreicher Anhang (S. 639-726) unter anderem mit dem Verzeichnis der dem Band zugrunde liegenden Quellen und Literatur.

Inhaltlich zeichnet der Autor ein umfassendes Detailbild vor allem des Mit- und Nebeneinander von Militär- und Zivilgesellschaft in Leipzig. Dabei wird die Darstellung durch die Aufnahme zahlreicher Bilder aus der privaten Sammlung Kürschners unterstützt, welche der Publikation einen zusätzlichen Wert verleihen. Eine stärkere Einbeziehung des Gegeneinanders von zivilen und militärischen Stellen wäre hier zur Komplettierung des Bildes allerdings wünschenswert gewesen. Jedoch konzentriert sich der Verfasser besonders auf das Wachsen und den Wandel sowie die Nutzung der Kasernenbauten im Stadtgebiet und die Geschichte der in Leipzig stationierten Einheiten. Darüber hinausgehende Aspekte wie die Wahrnehmung der uniformierten Bewohner in der Stadt (beispielsweise S. 94-101, 157-166) oder die Beleuchtung der Schnittstellen zwischen beiden Sphären wie in den Militär- und Kriegervereinen (S. 105-111, 330-346) stellen demgegenüber die Minderzahl dar. Bei seiner Darstellung bewegt sich der ehemalige Offizier Kürschner behände in der Welt militärischer Begrifflichkeiten und schreitet dabei etwa in Dekadenschritten vorwärts, wobei sich der zeitliche Schwerpunkt zwischen 1866 und 1918 ausmachen lässt (S. 23-272). Des

Weiteren muss angemerkt werden, dass der Text aufgrund der Vielzahl an Details Gefahr läuft, sich darin zu verlieren. Ein stärkerer analytischer Zuschnitt wäre hier ebenso wünschenswert gewesen, wie eine kritischere Auseinandersetzung mit seinen Quellen. Darüber hinaus sollte über die Definition, was unter der „Garnison Leipzig“ zu verstehen ist, noch einmal nachgedacht werden. Kürschners Lösung, diese ab dem planhaften Auf- und Ausbau der Kasernen und dem permanenten Aufenthalt von Militär in Leipzig zu verstehen (S. 19), erscheint plausibel. Sie wird dagegen beispielsweise bereits in der erwähnten heeresgeschichtlichen Chronik von 1924 anderweitig beantwortet, indem jedwede, auch nur sporadische, militärische Präsenz in Leipzig unter Einbeziehung der Besetzung der Pleißenburg und des Stadtmilitärs als Garnison betrachtet wird. Legt man außerdem die von STEFAN KROLL in der Enzyklopädie der Neuzeit präsentierte – durch Krünitz inspirierte – Definition der Garnisonsstadt zugrunde, diese als die Belegung mit Militär zur Sicherung der (Unter-)Ordnung bzw. Verteidigung der Stadt zu verstehen (S. Kroll, Garnisonsstadt, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 4, Stuttgart/Weimar 2006, Sp. 139-141), scheint auch die Einbeziehung der Frühen Neuzeit in einen umfassenden Begriff einer „Leipziger Garnison“ mehr als gerechtfertigt. Dies könnte ebenso Ansatz für weitere Forschungen sein, wie die Vertiefung der bei Kürschner anklingenden mannigfaltigen Facetten des Themas oder die vergleichende Analyse mit anderen sächsischen (Garnisons-)Städten.

Letzten Endes lässt sich festhalten, dass dem interessierten Leser mit der Veröffentlichung des Manuskripts Dieter Kürschners ein detailliert-facettenreiches, chronologisches Nachschlagewerk zur Geschichte der Stationierung von Militär auf dem Gebiet der Stadt Leipzig zwischen 1866 und 1945 an die Hand gegeben wird. Dabei liefert das Werk einen weiteren Baustein für das Bild Leipzigs als multifunktionale Stadt. Es bleibt jedoch im Hinblick auf eine aktuelle Garnisonsgeschichtsschreibung hinter den Erwartungen zurück.

Dresden

Torsten Schwenke

WERNER SCHUBERT, Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser. Eine bedeutsame Episode zwischen 1881 und 1945, Große Kreisstadt Weißwasser, Weißwasser 2014. – 292 S., zahlr. s/w Abb., brosch. (zu beziehen über Tourismusinformatio und Gründerzentrum Weißwasser, touristinfo@stadtverein-weisswasser.de).

Die Juden von Görlitz. Beiträge zur jüdischen Geschichte der Stadt Görlitz, hrsg. von MARKUS BAUER/SIEGFRIED HOCHÉ, Verlag Gunter Oettel, Görlitz 2014. – 192 S., geb. (ISBN: 978-3-944560-09-0, Preis: 18,00 €).

Die Städte Görlitz und Weißwasser in der Oberlausitz lagen in jenen sächsischen Territorien, die nach dem Wiener Kongress von 1815 an Preußen fielen und erst nach 1945 wieder in das Gebiet des heutigen Sachsens eingegliedert wurden. Zwei neue Veröffentlichungen, einerseits vom ehemaligen Direktor des pädagogischen Kreiskabinetts Werner Schubert sowie andererseits vom Direktor des Schlesischen Museums Markus Bauer und dem Leiter des Ratsarchivs in Görlitz Siegfried Hoche wenden sich der Geschichte der jüdischen Einwohner dieser beiden Städte zu, deren gesellschaftliche Teilhabe in der Zeit des Nationalsozialismus und der Schoa ein gewaltsames Ende fand. Dass ihre Geschichte nach einer langen Phase des auch politisch diktierten Schweigens in der DDR nach der deutschen Wiedervereinigung überhaupt in die lokale wie sächsische Erinnerungskultur einging, ist u. a. das Verdienst Schuberts (u. a. W. SCHUBERT,

Jüdische Schicksale. Spuren jüdischen Lebens in Weißwasser zwischen 1881 und 1945, Weißwasser 2007) sowie der Autorinnen und Autoren des von Bauer und Hoche herausgegebenen Sammelbands.

Inhaltlich verbindet beide Bände, dass sie im Wesentlichen die Forschungsergebnisse insbesondere der letzten 25 Jahre zusammenführen. Schuberts Band zu Weißwasser, wo sich erst nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs Juden niederließen und zahlenmäßig stets nur eine kleine Gruppe bildeten – die Volkszählung von 1910 erfasste gerade einmal 46 Juden (Schubert, S. 13) – und wo nie eine jüdische Gemeinde bestand, bietet im ersten Abschnitt einen Einblick in die Geschichte und den industriellen Aufstieg der Stadt sowie die Bevölkerungsentwicklung der sich ab den 1880er-Jahren hier niederlassenden Juden. Der Abschnitt beschließt mit dem Einstieg in die Biografie des jüdischen Unternehmers Joseph Schweig (1850–1923), dessen Lebenswerk „bis 1990 zurückgenommen, verschwiegen und die Erinnerung daran systematisch gelöscht“ (Schubert, S. 22) worden sei, sodass bis 2005 niemand mehr um die Bedeutung Schweigs für die Stadt gewusst habe. Das Anliegen, die Geschichte des Unternehmers wie das Schicksal der jüdischen Einwohner Weißwassers „im Kampf gegen Fremdenhass und Rassismus in der Gegenwart“ (Schubert, S. 285) in Erinnerung zu halten, hebt Schubert auch in seinem kurzen Schlusswort nochmals hervor.

Der zweite Abschnitt ist dem als Unternehmer, demokratischen Gemeindevertreter, Stifter und 2006 postum zum Ehrenbürger ernannten Schweig gewidmet, dessen Bedeutung für die lokale Wirtschaft, insbesondere die Glasindustrie, und die Stadtentwicklung herausgearbeitet wird. Gänzlich neu ist dessen Biografie dank früherer Arbeiten Schuberts allerdings nicht (u. a. W. SCHUBERT, Joseph Schweig. Jüdischer Unternehmer und demokratischer Politiker, Begründer der Stadt Weisswasser, Berlin 2008). Eingefügt ist hier zudem eine Schülerarbeit von Susann Schmiedgen zur Geschichte des jüdischen Friedhofsareals (Schubert, S. 81–101), das Schweig 1903 erwarb und 1910 der Gemeinde Weißwasser vermachte. Der Abschnitt beschließt mit einem Abriss zur Geschichte der Lausitzer Spiegelfabrik GmbH, an deren Gründung Schweig ebenfalls beteiligt war.

Der dritte Teil des Bandes ist weiteren jüdischen Einwohnern Weißwassers gewidmet, deren Biografien Schubert rekonstruiert, ehe sich das abschließende Kapitel erneut mit engem biografischem Bezug und im Detail ihrer Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus zuwendet. Unter anderem zeichnet Schubert die Ereignisse der Novemberpogrome in Weißwasser am 10. November 1938 nach und kann in diesem Kontext auch mehrere Beispiele der Unterstützung der Verfolgten durch nichtjüdische Einwohner aufzeigen. Ein umfangreicher Anhang mit Verzeichnissen der in Weißwasser lebenden und verfolgten Juden sowie einer „Jüdischen Chronik“ beschließen das Buch.

Insgesamt bietet der bis auf Kleinigkeiten solide gearbeitete Band eine Art Handbuch zur Geschichte der Juden in Weißwasser, dem viele Quellenabschriften und -reproduktionen sowie Abbildungen, jedoch leider kein Register beigegeben sind. Wie der Umgang mit dieser Geschichte in der lokalen Erinnerungskultur erfolgt(e), wird in Schuberts diesbezüglichen Ausführungen deutlich. Exemplarisch steht hierfür die Geschichte des in dieser Form wohl deutschlandweit einzigartigen, von Joseph Schweig errichteten Denkmals für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, das nicht den Krieg, sondern die friedliche Arbeit in den Mittelpunkt des Gedenkens stellt. Der Glasmacherbrunnen wurde 1922 eingeweiht, überstand die Zeit des Nationalsozialismus, wurde dann in den 1970er-Jahren abgerissen und erst 2002 als Friedensdenkmal erneuert (Schubert, S. 60–65).

Der Sammelband von Bauer und Hoche bietet insgesamt 13 Aufsätze, die schwerpunktmäßig der Geschichte und Bedeutung der in Görlitz seit dem 19. Jahrhundert

lebenden Juden nachgehen. Einzelne Beiträge gehen auf eine Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung von 1999 zurück, deren Dokumentation bislang nur im maschinenschriftlichen Manuskript zur Verfügung stand (Tagung zu Geschichte der Juden in der Östlichen Oberlausitz am 10. Oktober 1999 in Görlitz, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Büro Dresden, Dresden 1999). Der Band verfolge dabei das Ziel, so die Herausgeber in ihrem Vorwort, „für zentrale Themen den Forschungsstand darzustellen, einen Überblick über die Quellenlage zu gewähren und einige wichtige Quellen neu zu erschließen und auszuwerten“ (Bauer/Hoche, S. 8). Obwohl die Juden den „Kernbestand des Görlitzer Bürgertums“ (Bauer/Hoche, S. 8) gebildet hätten, seien für eine konsistente Gesamtdarstellung die Voraussetzungen aufgrund des schlechten, hier kurz rekapitulierten Forschungsstands (Bauer/Hoche, S. 9 f.) bislang nicht gegeben. Auch Bauer und Hoche beklagen wie Schubert für Weißwasser ein zu DDR-Zeiten überwiegendes Desinteresse an der Geschichte von Juden in Görlitz, dem erst nach 1989 entgegengetreten worden sei.

Drei der Aufsätze des Bandes sind der Quellenlage bzw. spezifischen Quellenbeständen gewidmet: MATTHIAS WENZEL bietet einen Einblick in die Quellen zur Geschichte der Juden im Ratsarchiv, SIEGFRIED HOCHÉ zu den Judaika in der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften sowie AUBREY POMERANCE zu den Familiensammlungen Loewenberg/Gradnauer und Muhr/Cohn im Jüdischen Museum Berlin. Dass sich im Gegensatz zu Weißwasser Spuren jüdischen Lebens in Görlitz bis ins Mittelalter zurückverfolgen lassen, ehe die Juden im 14. Jahrhundert auch hier vertrieben wurden, zeichnet ein weiterer Beitrag Hochés nach.

Die anderen Aufsätze konzentrieren sich auf die Zeit des preußischen Görlitz nach 1815, wo 1839 gerade einmal fünf, 1846 dann schon 24 und 1861 237 Juden lebten. Der Beitrag von SEBASTIAN BEUTLER hebt hierbei heraus, wie massiv sich der Görlitzer Rat nach der Änderung der territorialen Zugehörigkeit der Stadt gegen die Übernahme der preußischen Judengesetze und die Niederlassung von Juden wehrte. Er beharrte stattdessen auf den Fortbestand der ehemals sächsischen, äußerst restriktiven Judengesetze, die erst mit dem preußischen Gesetz über die Verhältnisse der Juden von 1847 aufgehoben wurden. 1850 erfolgte die Gründung der jüdischen Gemeinde. Mit dem auf einem 1849 erworbenen Areal eingerichteten jüdischen Friedhof setzten sich INES ANDERS und mit der 1852 eingerichteten Synagoge wie besonders dem 1911 geweihten, noch heute bestehenden Synagogenneubau MARIUS WINZELER auseinander.

Die Bedeutung der ansässigen Juden für die Stadt zeichnen die Darstellungen ihrer Rolle in der Görlitzer Wirtschaft von STEFFEN MENZEL sowie die exemplarische Studie zu den Schriftstellern Ludwig Kunz (1900–1976) und Friedrich Andreas (Ascher) Meyer (1888–1978) von WOLFGANG WESSIG nach. Von ROLAND OTTO, dem der Band gewidmet ist (Bauer/Hoche, S. 8), stammt ein Beitrag zur Verfolgung der Görlitzer Juden und Einwohner jüdischer Abstammung in der Zeit des Nationalsozialismus, der vor allem die zunehmende Ausgrenzung, Entrechtung sowie die Gewaltexzesse bis zur Pogromnacht 1938 thematisiert. Diesem schließen sich Ausführungen von NIELS SEIDEL zur Zwangsarbeit jüdischer Häftlinge im KZ-Außenlager Biesnitzer Grund während des Zweiten Weltkriegs an (N. SEIDEL, *Die KZ-Außenlager Görlitz und Rennersdorf. Ein Beitrag zur Aufklärung der Geschehnisse im Konzentrationslager Groß-Rosen*, Dresden 2008). Wie mit dem jüdischen Erbe nach 1945 umgegangen wurde und wie die Nachfahren ehemaliger Görlitzer Juden sich ihrer mit der Stadt verbundenen Familiengeschichte heute annähern, schildern MARKUS BAUER und ANETT BÖTTGER, die damit den zeitlichen Bogen bis in die Gegenwart schließen und, im Text von Bauer, auch die gegenwärtigen Konflikte um die Frage der profanen oder religiösen Nutzung der Synagoge skizzieren (Bauer/Hoche, S. 182–188).

Dem mit zahlreichen Abbildungen versehenen Band ist eine Bibliografie zur Geschichte der Juden in Görlitz sowie ein separates Verzeichnis der Schriften Roland Ottos beigegeben; ein Register fehlt auch hier. Bis auf Kleinigkeiten – so ist in einer Bildunterschrift einmal fälschlich von Siegmund statt Siegfried Freund, dem langjährigen Gemeinderabbiner, die Rede (Bauer/Hoche, S. 43), für den sich im Band neben dem korrekten Todesjahr 1915 auch die Jahre 1914 und 1916 (Bauer/Hoche, S. 101, 116) finden – ist auch dieses Buch solide gearbeitet.

Beide Bände präsentierten damit nicht nur den aktuellen Stand zur Geschichte der Juden in zwei ehemals preußischen Städten, sondern sie stehen par excellence für die Forschung in Sachsen: Sie beschränken sich auf den lokalen Bezug und gestalten insbesondere vor dem Hintergrund der Schoa wie der DDR-Geschichtspolitik die örtliche Erinnerungskultur mit. Vor allem für eine, von Überblicksdarstellungen abgesehen (zuletzt G. ULBRICHT/O. GLÖCKNER, *Juden in Sachsen*, Leipzig 2013) bislang noch ausstehende Gesamtdarstellung zur Geschichte der Juden in Sachsen wie auch darüber hinausgehende transregionale und vergleichende Studien bieten sie jedenfalls eine weitere, substantielle Grundlage.

Dresden

Daniel Ristau

Archäologie eines Kaufhauses. Konzern, Bauherr, Architekt. Das Buch zur Dauerausstellung, hrsg. von SABINE WOLFRAM, smac, Chemnitz 2016. – 164 S. mit zahlr. farb. u. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-943770-21-6, Preis: 19,80 €).

Im Jahr 2014 wurde das 1930 eingeweihte Chemnitzer Schocken-Warenhaus nach mehrjährigem Umbau als Staatliches Museum für Archäologie Chemnitz (smac) eröffnet. Der Geschichte und Architektur des Hauses, der Familie Schocken wie auch der Umnutzung als Museum waren in diesem Zusammenhang mehrere neue Publikationen und Einzelbeiträge gewidmet, darunter zuletzt ein von Matthias Zwarg herausgegebener Sammelband (*Erich Mendelsohns Schocken in Chemnitz*, hrsg. von M. ZWARG, Chemnitz 2014) sowie ein Schwerpunktheft der Sächsischen Heimatblätter (4/2014), die die bereits 1998 erschienene Studie Tilo Richters (T. RICHTER, *Erich Mendelsohns Kaufhaus Schocken*, Leipzig 1998) erweitern.

Der hier vorliegende, von SABINE WOLFRAM als Direktorin des smac herausgegebene und reich bebilderte Band wartet deshalb mit vielem Bekanntem auf. Als Buch zur Dauerausstellung „Archäologie eines Kaufhauses“ – ein weiterer Titel zur archäologischen Dauerausstellung erschien bereits im Jahr zuvor (*In die Tiefe der Zeit*, hrsg. von S. WOLFRAM, Chemnitz 2014) – soll er, so die Herausgeberin in ihrem Vorwort, durch seine Orientierung am Rundgang vor allem vertiefende Informationen zur Ausstellung geben.

Der Band gliedert sich in Analogie zu den drei Etagen der Ausstellung in drei große Abschnitte, denen jeweils kurze, zweiseitige allgemeine Einführungen vorangestellt sind. Im ersten Abschnitt wendet sich JÜRGEN NITSCHKE, nach einer Einführung zum Aufschwung der Warenhauskultur ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von DETLEF BRIESEN, auch in dieser Publikation nochmals der Geschichte des Chemnitzer Warenhauses und des 1906/07 durch die Brüder Simon (1874–1929) und Salman Schocken (1877–1959) gegründeten, 1921 zur Kommanditgesellschaft und 1933 zur Aktiengesellschaft umgewandelten, 1936/38 dann ‚arisierten‘ Schocken-Konzerns zu. Er geht hierbei auf die Geschichte der Familie, die Grundsätze der Unternehmensphilosophie – „Klarheit, Einfachheit und Sachlichkeit“ –, auf das über die Einkaufszentrale in Zwickau gesteuerte Angebot an Waren, von denen ein nicht unerheblicher Anteil aus sächsischer Produktion stammte, und die Personalpolitik ein. Neben dem

Chemnitzer Haus unterhielten die Schockens in Sachsen in Aue, Lugau, Oelsnitz, Zwickau und Crimmitschau weitere Warenhäuser und beschäftigten 1930 rund 6 000 Mitarbeiter.

Der zweite Abschnitt, dessen einzelne Teile SABINE HANKE und TOMKE MARIA HINRICHS verfasst haben, nimmt die facettenreiche Persönlichkeit Salman Schockens in den Blick. Im Mittelpunkt steht hierbei weniger sein Wirken als Unternehmer, sondern als Sammler von Büchern, Inkunabeln und Kunst sowie als Kulturzionist, der 1911 eine Ortsgruppe der Zionistischen Vereinigung in Zwickau gründete. Dass Schocken, der in seiner Sammlung etwa 60 000 Werke vereinte, insbesondere Judaika und Hebraika sammelte, Forschungen zur mittelalterlichen hebräischen Poesie initiierte und hierfür 1930 gar ein Forschungsinstitut ins Leben rief, markiert sein Engagement für eine Wiederbelebung des Judentums und die Schaffung eines neuen kulturellen jüdischen Selbstverständnisses angesichts der Herausforderungen der Moderne. Der Abschnitt widmet sich auch den von Salman Schocken gegründeten Verlagen in Berlin (bis 1938), Tel Aviv und New York, die hierzu etwa durch die Herausgabe der von Martin Buber und Franz Rosenzweig erarbeiteten Bibelübersetzung beitrugen und mit der israelischen Tageszeitung Ha'aretz bis heute ein meinungsbildendes Medium verlegen. Dass Salman Schocken als Repräsentant der Unternehmerfamilie in den Mittelpunkt gestellt ist, lässt sich angesichts dieser schillernden, die politischen Zäsuren markierenden Biografie gut begründen. Dennoch hätte auch sein schon 1929 infolge eines Verkehrsunfalls verstorbener Bruder Simon Schocken, der nicht nur maßgeblich den Konzern zum Erfolg führte, sondern auch über viele Jahre als Vorsteher der Zwickauer Jüdischen Gemeinde agierte, im Band mehr Platz als nur eine knappe Seite (S. 31 f.) in Nitsches Ausführungen verdient. Eingeführt wird der zweite Buchabschnitt durch einen kurzen, allerdings sehr allgemein gehaltenen Überblick zur Geschichte der Juden in Sachsen zwischen 1871 und 1933 von OLAF GLÖCKNER, der stärker an Biografie und Wirken Schockens wie der Geschichte der sächsischen Warenhauskultur hätte orientiert sein können.

Der dritte Abschnitt schließlich ist dem Architekten des Chemnitzer Schocken-Baus, Erich Mendelsohn (1887–1953) gewidmet, der in den letzten Jahren ebenfalls wieder stärker ins Blickfeld der Forschung gerückt ist (u. a. I. HEINZE-GREENBERG, Erich Mendelsohn, Berlin 2011). REGINA STEPHAN bietet, nach einer Einführung BETINA KAUNS zum Neuen Bauen, zunächst eine kurze Biografie Mendelsohns, der einer jüdischen Familie im ostpreußischen Allenstein (poln. Olsztyn) entstammte, 1918 ein eigenes Architekturbüro in Berlin eröffnete und nach seiner Emigration 1933 in England, Palästina und den Vereinigten Staaten wirkte. Dem schließt sich eine architektonische Werkschau zu 19 Projekten Mendelsohns an, die von zahlreichen Abbildungen der erhaltenen Architekturmodelle, Skizzen und zeitgenössischen Fotografien der Bauten flankiert wird. Hierzu zählt neben dem Einsteinturm und der Repräsentanz des Verlagshauses Rudolf Mosse in Berlin etwa das Hadassah Medical Centre in Jerusalem, in denen Mendelsohns organischer Funktionalismus seinen Ausdruck fand. Die enge Verbindung zu den Schockens, die den Architekten in vielfältiger Weise unterstützten, manifestiert sich auch in weiteren, von Mendelsohn für die Familie entworfenen Bauten, so dem Stuttgarter Schocken-Kaufhaus sowie der Schocken-Villa und -Bibliothek in Jerusalem.

Dass gerade im deutschen Raum jüdische Unternehmer im mit den Transformationsprozessen der Moderne verknüpften Warenhaussektor dominierten – neben den Schockens etwa die Familien Ury und Tietz –, führte oft zu antisemitischen Aufladungen: Stand das Warenhaus in Kaiserreich und Weimarer Republik einerseits für Konsum und Fortschritt, galt es andererseits eben auch als Symptom des Kulturverfalls, wie Briesen in seiner Einführung herausstellt (S. 18). Hier, und damit eben nicht nur

im Kontext der nationalsozialistischen Judenverfolgung, die auch die ‚Arisierung‘ des Chemnitzer Schocken erzwang, wäre – auch aus aktuellem Anlass – mehr Raum für die Diskussion des Verhältnisses der zeitgenössischen Wahrnehmungen von Modernisierungsprozessen, für die die Warenhäuser standen, und ihrer Verknüpfung mit einer Minderheit wünschenswert. Insgesamt jedoch überzeugt der Band mit Blick auf die Zielgruppe der (potenziellen) Museumsbesucher gerade durch seine Kürze und Konzentration auf die drei unterschiedlichen Themenschwerpunkte. Und an der optisch wie haptisch ansprechenden Gestaltung hätte gewiss auch der große Bibliophile und Ästhet Salman Schocken Gefallen gefunden.

Dresden

Daniel Ristau